



Cornelia Weber, Klaus Mauersberger (Hrsg.)

Universitätsmuseen und -sammlungen im Hochschulalltag

Aufgaben · Konzepte · Perspektiven

Beiträge zum Symposium vom 18.–20. Februar 2010
an der Humboldt-Universität zu Berlin

<http://edoc.hu-berlin.de/conferences/ums2010>



HERMANN VON
HELMHOLTZ-ZENTRUM
FÜR KULTURTECHNIK



VolkswagenStiftung

Cornelia Weber, Klaus Mauersberger (Hrsg.)

Universitätsmuseen und -sammlungen im Hochschulalltag

Aufgaben · Konzepte · Perspektiven

Beiträge zum Symposium des Hermann von Helmholtz-Zentrums
für Kulturtechnik in Zusammenarbeit mit dem
Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité

18.–20. Februar 2010
Humboldt-Universität zu Berlin

Berlin 2010

**Dokumentation und Symposium (<http://www.universitaetsmuseen.hu-berlin.de>)
wurden von der VolkswagenStiftung im Rahmen der Initiative *Forschung in Museen*
gefördert.**

**Die elektronische Veröffentlichung erfolgt auf dem Dokumentenserver der
Humboldt-Universität zu Berlin unter <http://edoc.hu-berlin.de/conferences/ums2010>**

Herausgeber

Dr. Cornelia Weber
Humboldt-Universität zu Berlin
Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik
Unter den Linden 6
10099 Berlin
[weber\(at\)mathematik.hu-berlin.de](mailto:weber(at)mathematik.hu-berlin.de)

Dr.-Ing. Klaus Mauersberger
Technische Universität Dresden
Kustodie
01062 Dresden
[klaus.mauersberger\(at\)tu-dresden.de](mailto:klaus.mauersberger(at)tu-dresden.de)

Redaktion

Christoph Roolf M.A.
Düsseldorf
Wimpfener Str. 14
40597 Düsseldorf
[roolf\(at\)uni-duesseldorf.de](mailto:roolf(at)uni-duesseldorf.de)

Copyright

© Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik, Humboldt-Universität zu Berlin
<http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de>

ISBN: 978-3-86004-252-6

Inhalt

Grußwort	V
MATTHIAS NÖLLENBURG	
Vorwort	1
CORNELIA WEBER & KLAUS MAUERSBERGER	
Einleitung	
Zur gegenwärtigen Situation der universitären Sammlungen	3
CORNELIA WEBER	
Universitätssammlungen zwischen Verwaltung und Gestaltung – das Beispiel der TU Dresden	11
WOLF-ECKHARD WORMSER	
Zwischenbericht der Arbeitsgruppe „Sammlungsbezogene wissenschaftliche Forschung in Deutschland“ des Wissenschaftsrats	17
BERNHARD SCHINK	
Zum Umgang mit universitären Sammlungen	
Das Sammlungskonzept der Kustodie der TU Dresden	21
KLAUS MAUERSBERGER	
Sammlungsrichtlinien am Beispiel naturkundlicher Sammlungen	33
CHRISTIANE QUAISSER & FRIEDERIKE WOOG	
Die Stuttgarter Empfehlungen zum Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe in Sammlungen, Museen und öffentlichen Räumen	43
ROBERT JÜTTE	
<i>Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft!</i> Von der besonderen Herausforderung bei der Pflege von Universitätssammlungen	49
ROBERT FUCHS	
Die Sammlungen an der Universität Wien. Projekt zur Erhebung der wissenschaftlichen Sammlungen	57
CLAUDIA FEIGL	
Graue Kisten, undurchschaubare Elektronik. Was tun mit der Hinterlassenschaft unserer Zeit?	63
CHRISTIAN SICHAU	
Neue Perspektiven für alten Kram	69
JÖRG ZAUN	
Universitätssammlungen in Forschung und Lehre	
Wissenschaftliche Sammlungen in Forschung und Lehre. Das Beispiel Jena	73
TILDE BAYER & MARTIN S. FISCHER	
Reading Artifacts: Historische Sammlungen und innovative Konzepte in der Lehre	79
ROLAND WITTJE	

Universitätssammlungen als Instrumente der Wissenschaftskommunikation

Wie kommt man in die Zeitung? Zum Umgang mit Medien und Journalisten OLIVER HOCHADEL	87
Wie lässt sich Biodiversität vermitteln? H. WALTER LACK	91
Changing places. Das medizinhistorische Museum als Schausammlung, Lehrkabinett und Forschungsstätte THOMAS SCHNALKE	95
Zukunftskonzepte	
Welche Öffentlichkeit braucht eine wissenschaftliche Sammlung? JOCHEN BRÜNING	101
Das Museum in der Universität – Überlegungen zu einer Form künftiger Wissenschaftskommunikation PHILIPP BALSIGER	105
MUT zum „KörperWissen“! Aufgaben und Strategien des Museums der Universität Tübingen PHILIPP AUMANN & ERNST SEIDL	119

Grußwort

„Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen“ – die Geschichte vom armen Mädchen, das aus der Asche Linsen herauslesen muss, darf in keinem Märchenbuch fehlen: Aschenputtel, im englischen Sprachraum als Cinderella bekannt, fristet ein entbehrensreiches Leben, bis es endlich (vom Königsson) in seinem Wert erkannt und von seinem Schicksal erlöst wird. In Analogie dazu wird in Fachkreisen von Cinderella Collections gesprochen: Damit sind Universitätssammlungen gemeint, die oft – obwohl häufig von unschätzbarem Wert – ein Schattendasein führen und ihrer „Entdeckung“ (und gegebenenfalls auch „Erlösung“) harren.

Das vom Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik ausgerichtete Symposium „Universitätsmuseen und -sammlungen im Hochschulalltag“, das es sich zum Ziel gesetzt hat, Zukunftskonzepte für deren Nutzung zu entwickeln, wird von der VolkswagenStiftung im Rahmen ihrer Förderinitiative „Forschung in Museen“ gefördert, die Mitte 2008 eingerichtet wurde. An der Wiege dieses Programms stand ebenfalls eine Tagung in Berlin, in den Räumen der Staatsbibliothek organisiert vom Institut für Museumsforschung, die zum Thema „Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Forschung in Museen?“ im Dezember 2007 zahlreiche hochrangige Fachleute aus dem In- und Ausland zusammenführte.

Die damals angeschobene Förderinitiative der VolkswagenStiftung hat sich vorgenommen, die Forschung an Museen unterschiedlicher Größe und thematischer Ausrichtung zu stärken und den wissenschaftlichen Nachwuchs im Bereich der sammlungsbezogenen Forschung zu fördern. Im Fokus stehen dabei mittlere und kleine Museen, die, im Verbund untereinander und gemeinsam mit Universitäten, an ihren Sammlungen orientierte Forschungen betreiben. Gefördert werden können darüber hinaus die sammlungsbezogene internationale Vernetzung großer Museen sowie, wie im Falle dieses Symposiums, die Schärfung des Forschungsprofils von Museen in der öffentlichen Wahrnehmung.

Die Resonanz auf die erste Ausschreibung war enorm: Zum Stichtag am 15. Dezember 2008 wurden mehr als 100 Projektskizzen eingereicht, von denen in einem zweistufigen Begutachtungsverfahren 19 Anträge für eine persönliche Präsentation vor dem Gutachterkreis ausgewählt wurden. Ende 2009 wurden schließlich für insgesamt 13 Forschungsprojekte Fördermittel von ca. 4 Mio. € bereitgestellt, elf angesiedelt an mittleren und kleineren und zwei an großen Museen. Zu den bewilligten Vorhaben zählen auch zwei an – öffentlich zugänglichen – Universitätssammlungen angesiedelte, und zwar am Phyletischen Museum der Universität Jena und an der Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung der Universität Kiel.

Dieses Symposium, das sich mit der Frage beschäftigte, wie man den Fortbestand universitärer Sammlungen in angemessener Weise sicherstellen kann, so dass sie den heutigen Ansprüchen von Forschung, Lehre und Wissenschaftskommunikation genügen, ist die erste Veranstaltung, die die VolkswagenStiftung im Rahmen ihres Museen-Programms fördert. Darüber hinaus verkörpert es das Anliegen der Förderinitiative, Museen durch Workshops und Arbeitsgespräche bei der Entwicklung und Erprobung von Forschungsstrategien zu unterstützen, in nahezu idealtypischer Weise, zumal auch die Vernetzung der Universitätssammlungen Ziel dieser Tagung war.

Die Förderinitiative „Forschung in Museen“ der VolkswagenStiftung ist inzwischen mit geringfügigen Modifikationen in die zweite Runde gegangen. Stichtag für die Einreichung neuer Skizzen war der 17. Mai 2010, zu dem wiederum an die 100 Projektvorschläge eingegangen sind. Die Begutachtung hat zur Aufforderung von 21 Projekten zur Antragstellung und nachfolgenden persönlichen Präsentation vor der Gutachterkommission geführt. Mit der Entscheidung der Stiftung über diese Anträge ist im

VI · Universitätsmuseen und -sammlungen im Hochschulalltag

Sommer 2011 zu rechnen. Der darauf folgende Stichtag für neue Projektskizzen wird voraussichtlich im Frühjahr 2011 bekanntgegeben, dürfte aber wohl im ersten Halbjahr 2012 liegen.

Matthias Nöllenburg, VolkswagenStiftung

Vorwort

Nahezu alle Universitäten in Deutschland besitzen Sammlungen, die in Lehre und Forschung genutzt werden und/oder museale Funktionen erfüllen. Obwohl sie von unschätzbarem Wert sind, führen sie im Unterschied zu regulären Museen häufig ein mehr oder weniger ausgeprägtes Schattendasein. In musealen Fachkreisen werden sie daher auch *Cinderella Collections* genannt.

Grundsätzlich ist die Situation der Universitätsmuseen und -sammlungen als mangelhaft, wenn nicht sogar als desaströs zu bezeichnen. Solange eine Sammlung den ihr zugewiesenen Zweck in Lehre und Forschung erfüllt, ist sie zwar in den Universitätsalltag integriert, wird aber nicht immer angemessen gefördert und gepflegt. Entfällt ihre ursprüngliche Aufgabe, droht mit ihrer Musealisierung sogar die Vernachlässigung der Sammlung. Viele wertvolle Bestände sind auf diese Weise bereits verloren gegangen: durch die Umstellung von Lehr- und Forschungsmethoden, die Aufgabe eines Fachgebiets, die Schließung eines Instituts oder durch Umstrukturierungs- und Sparmaßnahmen.

Nicht zuletzt das wachsende und sich zugleich neu orientierende Feld der Wissenschaftskommunikation, die nun auch die historische Komponente und die potentiell identitätsstiftenden Sachzeugen mit einschließt, hat dazu beigetragen, dass Universitätsmuseen in den letzten Jahren eine wieder größere Aufmerksamkeit genießen. Trotzdem fördert eine kritische Bestandsaufnahme zutage, dass es den beteiligten Institutionen und Verantwortlichen meistens an der notwendigen Unterstützung mangelt, die sie im Umgang mit den Sammlungen eigentlich dringend benötigen. Eine zeitgemäße Erschließung und sachgerechte Betreuung, eine bessere Einbindung in Forschung und Lehre sowie Initiativen koordinierter Wissenschaftskommunikation – all dies ist bislang nicht konsequent genug verfolgt worden.

Momentan ist die Existenz und Nutzung von Universitätsmuseen vielfach abhängig von tagespolitischen Entscheidungen der zuständigen Einrichtungen, in der Regel der Institute oder Fakultäten. Sammlungen sind daher häufig willkürlichen Maßnahmen ausgesetzt, die eine planvolle und kontinuierliche Arbeit erschweren. Zwar sind in den letzten Jahren an einigen Universitäten zentral koordinierte Projekte ins Leben gerufen worden; solche Initiativen bleiben jedoch die Ausnahme. Standortübergreifende Konzepte und Strategien, die alle Hochschulen in Deutschland berücksichtigen, existieren derzeit noch nicht.

Die gegenwärtig vollkommen unbefriedigende Situation von Universitätsmuseen lässt sich unserer Meinung nach nur dann verbessern, wenn Verantwortungsträger gemeinsam Konzepte und Strategien entwickeln, die nicht nur den Fortbestand akademischer Sammlungen sicherstellen, sondern diese auch als integrative und identitätsfördernde Elemente der Universität sichtbar machen. Der Aufbau eines entsprechenden Netzwerks schien uns daher ein erster, unabdingbarer Schritt zu sein.

Dank der großzügigen Unterstützung der VolkswagenStiftung im Rahmen der Förderinitiative *Forschung in Museen* konnten wir unsere Idee in die Tat umsetzen und an der Humboldt-Universität in Berlin ein Symposium veranstalten, dessen Beiträge in dieser elektronischen Veröffentlichung mit einer Ausnahme dokumentiert sind.

Dieses Symposium hat das Ziel verfolgt,

- gemeinsam nach neuen Aufgaben für Universitätsmuseen und -sammlungen zu suchen und Strategien zu entwickeln, um den Fortbestand akademischer Sammlungen sicherzustellen und Zukunftskonzepte zu erörtern, die geeignet sind, die traditionellen Universitäts-

2 · Universitätsmuseen und -sammlungen im Hochschulalltag

sammlungen besser in den Hochschulalltag zu integrieren und den heutigen Ansprüchen von Forschung, Lehre und Wissenschaftskommunikation gerecht zu werden;

- ein Netzwerk für Universitätsmuseen und -sammlungen im deutschsprachigen Raum zu etablieren, um den dringend erforderlichen Austausch von Erfahrungen und Kenntnissen in Gang zu setzen. Auf diese Weise sollten kollektive Aktivitäten ganz generell befördert und die Beteiligten in die Lage versetzt werden, über gemeinsame Strategien nachzudenken und Möglichkeiten der Zusammenarbeit auszuloten.

Die Tagung ist auf große Resonanz gestoßen. 150 Wissenschaftler und Entscheidungsträger aus unterschiedlichsten Bereichen haben sich erstmals in Deutschland aus einer interdisziplinären Perspektive mit dem Thema *Universitätsmuseen und -sammlungen* auseinandergesetzt. Das Themenspektrum war so gewählt, dass eine breite Palette von Sammlungsaspekten angesprochen wurde: Es ging um Standortbestimmungen, den Umgang mit Sammlungen, um Sammlungen in Forschung und Lehre oder als Instrumente der Wissenschaftskommunikation und schließlich um Zukunftskonzepte.

Eines der wichtigsten Ergebnisse des Symposiums war die einmütige Willensbekundung aller Beteiligten, die in Berlin initiierte Arbeit fortzusetzen und ein Netzwerk zu bilden, um gemeinsam standortübergreifende Konzepte und Strategien zu entwickeln und wissenschafts- und kulturpolitisch aktiv zu werden. Das nächste Treffen wird vom 1.–3. April 2011 an der Universität Jena stattfinden (<http://www.conventus.de/index.php?id=4466>). Bis dahin dient das virtuelle Netzwerk *Universitäts-sammlungen* (<http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/content/netzwerk>) als Informationsbörse.

Berlin und Dresden, im Dezember 2010

Cornelia Weber und Klaus Mauersberger

Zur gegenwärtigen Situation der universitären Sammlungen

CORNELIA WEBER

Abstract

Im Beitrag wird eine Standortbestimmung von universitären Sammlungen vorgenommen. Zunächst geht es um die Beschreibung und Analyse wesentlicher struktureller Faktoren: Bestand, Erschließung, Zugänglichkeit, Zuständigkeit sowie finanzielle, personelle und räumliche Ausstattung. In einem zweiten Teil werden die Wechselbeziehungen zwischen Universitäten und Sammlungen näher beleuchtet. Im Mittelpunkt stehen dabei Aspekte wie Verantwortlichkeit, universitätsübergreifende Konzepte und Strategien sowie die Initiierung und Koordinierung gemeinsamer Aktivitäten.

1 Einleitung

Ein Schwerpunkt des Hermann von Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik¹ ist die Erschließung, Präsentation und Erforschung von Universitätssammlungen. Standen zu Beginn noch die Sammlungen der Humboldt-Universität im Mittelpunkt, die in der Ausstellung „Theatrum naturae et artis. Wunderkammern des Wissens“² einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt wurden, sind es heute eher überregionale Projekte und Aktivitäten, die die Arbeit der Abteilung „Wissenschaftliche Sammlungen und Wissenschaftskommunikation“ prägen.³

Beispielsweise wurde im Jahre 2004 das DFG-Projekt „Universitätssammlungen in Deutschland: Untersuchungen zu Bestand und Geschichte“⁴ gestartet. Durch die in den letzten Jahren vorgenommene systematische Bestandsaufnahme und die sich daran anschließende Analyse sind nun konkrete Aussagen zu bestimmten strukturellen Faktoren möglich. Darüber hinaus hat sich die Autorin in ihrer Funktion als Präsidentin des Internationalen Komitees *University Museums and Collections* (UMAC)⁵ unter dem Dach des *Internationalen Museumsrats* (ICOM) einen guten Überblick über die Situation von universitären Sammlungen im internationalen Raum verschaffen können.

Ausgehend von den in der wissenschaftlichen Arbeit und bei dem ehrenamtlichen Engagement gewonnenen Erkenntnissen soll im Folgenden eine Standortbestimmung vorgenommen werden, die als Grundlage für Diskussionen und strategische Überlegungen dienen kann. Der Beitrag konzentriert sich auf die Situation von universitären Sammlungen in Deutschland, wobei zunächst vor allem strukturelle Faktoren behandelt werden. In einem zweiten Teil werden dann die Wechselbeziehungen zwischen Universitäten und Sammlungen näher beleuchtet. Den Abschluss des Beitrages bilden einige Bemerkungen zu überregionalen Aktivitäten.

2 Strukturelle Faktoren

Nahezu alle Universitäten in Deutschland besitzen Sammlungen, die in Forschung und Lehre genutzt werden und/oder eine museale Funktion erfüllen. Als *Universitätssammlungen* gelten in dem oben genannten Projekt alle zu einer wissenschaftlichen, theologischen und künstlerischen Hochschule gehörenden Sammlungen mit gegenständlichen und audio-visuellen Objekten von wissenschaftlichem und/oder kulturellem Wert sowie Sammlungen mit lebenden Organismen (z.B. Botanische Gärten,

¹ <http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/> (30.04.2010).

² *Theatrum naturae et artis. Wunderkammern des Wissens.* Eine Ausstellung der Humboldt-Universität zu Berlin in Zusammenarbeit mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Freien Universität Berlin, der Berliner Festspiele GmbH und der Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren. Ermöglicht durch die Stiftung Deutsche Klassenlotterie. Martin-Gropius-Bau Berlin, 10.12.2000–4.3.2001, <http://www2.hu-berlin.de/hzk/theatrum/> (30.04.2010).

³ <http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/content/wsw> (30.04.2010).

⁴ <http://publicus.culture.hu-berlin.de/sammlungen/> (30.04.2010).

⁵ <http://umac.icom.museum> (30.04.2010).

Aquarien) und die mit der Universitätsgeschichte verbundenen Memorialeinrichtungen, welche insbesondere in Lehre und Forschung genutzt werden und/oder museale Funktion erfüllen.⁶

Historisch gesehen wurden Universitätssammlungen in erster Linie für Lehre und Forschung angelegt, was bedeutet, dass sie ganze Kategorien und Gruppen von Material bewahren, das sonst nirgendwo verfügbar ist. Somit sind diese Sammlungsbestände einzigartig und stellen auch keine Konkurrenz zu privaten, kommunalen oder staatlichen Sammlungen dar. Wissenschaft und Politik sind demnach verpflichtet, das Bewusstsein für die Werte der Sammlungen zu stärken und sich für deren Instandhaltung und Schutz einzusetzen. Es handelt sich hierbei um unwiederbringliche wissenschaftliche Ressourcen und einzigartiges Kulturgut, das es für nachfolgende Forschergenerationen zu bewahren gilt. Selbst historische Präparate und Sammlungen können durch neue Forschungsmethoden oder Fragestellungen innerhalb der jeweiligen Disziplin wieder zum Leben erweckt werden. So nutzt man etwa die im 18. Jahrhundert angelegten anatomischen Sammlungen in Halle heute dazu, mit Hilfe von DNA-Analysen frühere Krankheiten zu untersuchen (z.B. GÖBBEL, SCHULTKA, KLUNCKER & STOCK 2007). Vor wenigen Jahren noch wäre dies undenkbar gewesen.

2.1 Bestand

Die in Deutschland vorgenommene Bestandsaufnahme hat nicht nur 756 existierende Sammlungen zutage gefördert, sondern auch 295 Sammlungen, die bereits offiziell aufgelöst, verloren gegangen oder nicht mehr an der Ursprungsuniversität vorhanden sind bzw. deren Schicksal noch ungeklärt ist.⁷ Man kann allerdings davon ausgehen, dass die tatsächliche Zahl der verloren gegangenen Sammlungen eine erheblich höhere ist als die bisher ermittelte.

Die größten noch existierenden Bestände finden sich an folgenden Universitäten:

- Technische Universität Dresden: 39 Sammlungen
- Universität Tübingen: 35 Sammlungen
- Humboldt-Universität zu Berlin: 34 Sammlungen⁸
- TU Bergakademie Freiberg: 32 Sammlungen
- Universität Jena: 31 Sammlungen
- Universität Göttingen: 30 Sammlungen
- Universität Greifswald: 29 Sammlungen
- Universität Halle und Universität Marburg: je 28 Sammlungen
- Universität Heidelberg und Universität Leipzig: je 26 Sammlungen

Zu den ältesten von uns registrierten Beständen zählen Kunstschatze, Botanische Gärten sowie mathematische, physikalische und astronomische Sammlungen. Der Kunstbesitz der Universität Greifswald, dessen Geschichte mit der Gründung der Universität im Jahr 1456 beginnt, ist der älteste bekannte Fundus.

Die an den Universitäten genutzten Sammlungen befanden sich früher üblicherweise in Privatbesitz, da akademische Lehrer ihre Ausstattung in Wissenschaft und Lehre in der Regel zunächst selbst beschaffen, unterhalten und pflegen mussten (MÜLLER 2006). Diese Praxis änderte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Als Vorreiter gilt hier die Universität Göttingen, die im Jahre 1773 das erste Akademische Museum in Deutschland eingerichtet und damit die „unentbehrlichsten Hilfsmittel“ (MEINERS 1801–1802) für Forschung und Lehre bereitgestellt hat.

⁶ Ausnahmsweise sind in der Datenbank „Universitätsmuseen und -sammlungen in Deutschland“ auch einige Nachlässe und Spezialarchive aufgenommen worden, die in unterschiedlichen Einrichtungen der Universität untergebracht und in der Regel nicht zentral registriert sind.

⁷ Stand der Erhebung: 15. Oktober 2010.

⁸ Mit Einschränkung, da viele Sammlungen durch Umstrukturierungen heute nicht mehr dazugezählt werden.

Ausgehend vom Bestand und dem inhaltlichen Schwerpunkt sind sechs Museums- und Sammlungsarten⁹ zu unterscheiden:

- Ethnologie und Kulturanthropologie: Ethnologie, Ethnographie, Europäische Ethnologie
- Kulturgeschichte & Kunst: Kulturgeschichte, Religionswissenschaft/Theologie, Kirchengeschichte, Musikwissenschaft, Theaterwissenschaft, Kunst, Photographie, Architektur
- Geschichte und Archäologie: Geschichtswissenschaft, Vor- und Frühgeschichte, Archäologie (Klassische Archäologie, Christliche Archäologie, Prähistorische Archäologie, Sudanarchäologie, Vorderasiatische Archäologie), Historische Hilfswissenschaften (Numismatik, Diplomatik, Archivwissenschaft), Klassische Altertumswissenschaft
- Medizin: Humanmedizin, Augenheilkunde, Chirurgie, Dermatologie, Geburtshilfe, Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Medizinische Anthropologie, Pathologie, Rechtsmedizin, Zahnmedizin, Veterinärmedizin, Anatomie, Osteologie, [Pharmazie]¹⁰
- Naturgeschichte/Naturkunde: Biologie, Zoologie, Botanik, Geowissenschaften (außer Geographie), Paläontologie, [Anthropologie]¹¹
- Naturwissenschaft & Technik: Technik, Technikgeschichte, Verkehrswissenschaft, Metallurgie, Chemie, Physik, Astronomie, Geographie, Pharmazie, Mathematik, Psychologie

Anteilmäßig verteilen sich die Museums- und Sammlungsarten wie folgt:

- Ethnologie und Kulturanthropologie: 3 %
- Geschichte und Archäologie: 14 %
- Medizin: 16 %
- Naturwissenschaft & Technik: 16 %
- Kulturgeschichte und Kunst: 18 %
- Naturgeschichte/Naturkunde: 33 %

Hinsichtlich der Einrichtung und Funktion unterscheiden wir diverse Museums- und Sammlungsformen:

- Museum (74)
- Memorialeinrichtung¹² (6)
- Sammlung (556)
 - Forschungssammlung (34)
 - Lehrsammlung (173)
 - Lehr- und Forschungssammlung (120)
 - Historische Sammlung¹³ (76)
 - Sonstige Sammlungsform¹⁴ (78)
- Sonderform (120)
 - Aquarium/Terrarium/Zoo (3)
 - Botanischer Garten/Arboretum (57)
 - Geopark/Geologischer Garten (4)

⁹ Die Kategorie *Museums- und Sammlungsarten*, die den Bestand und den inhaltlichen Schwerpunkt charakterisiert, ist aus dem Museumsbereich übernommen worden.

¹⁰ Der Schwerpunkt *Pharmazie* kann nicht eindeutig zugeordnet werden. In der Regel wird die *Pharmazie* zur Museums- und Sammlungsart *Naturwissenschaften & Technik* gerechnet, es gibt allerdings Ausnahmen, in denen sie zur *Medizin* gezählt werden muss.

¹¹ Der Schwerpunkt *Anthropologie* kann nicht eindeutig zugeordnet werden. In der Regel wird die *Anthropologie* zur Museums- und Sammlungsart *Medizin* gerechnet, es gibt allerdings Ausnahmen, in denen sie zur *Naturgeschichte/Naturkunde* gezählt werden muss.

¹² Berlin: Mori-Ôgai-Gedenkstätte; Berlin: Robert-Koch-Museum Freiberg: Clemens-Winkler-Gedenkstätte; Gießen: Justus-Liebig-Museum; Jena: Ernst-Haeckel-Memorialmuseum; Jena: Inspektorhaus mit Goethe-Gedenkstätte am Botanischen Garten; Jena: Schillers Gartenhaus.

¹³ Abgeschlossene Universitätssammlung von historischem Wert, die nicht mehr für aktuelle Lehre und Forschung genutzt wird.

¹⁴ Universitätssammlung (insbesondere zur Universitätsgeschichte), die nicht ausdrücklich für Lehr- und Forschungszwecke eingerichtet wurde und nicht als Lehr- und Forschungssammlung genutzt wird.

- Herbarium (32)
- Karzer (9)
- Schallarchiv (6)
- Sternwarte (9)

Den 557 Sammlungen und 120 Sonderformen stehen 74 Museen gegenüber. Die größte Anzahl von Museen gibt es im Bereich der Naturgeschichte (38 %), gefolgt von Kulturgeschichte und Kunst (28 %). An den Universitäten Bonn und Heidelberg befinden sich die meisten Museen, nämlich jeweils sechs. Halle, Hamburg, Kiel und Münster besitzen jeweils vier, Aachen, Göttingen, Hohenheim, Leipzig, Tübingen und Würzburg je drei Museen.

2.2 Erschließung

Die Anzahl der in den Universitäten aufbewahrten Sammlungsobjekte liegt völlig im Dunkeln. Viele Sammlungen sind nicht einmal erschlossen. Erfahrungsgemäß sind diese Einrichtungen in ihrem Bestand besonders gefährdet. Aber selbst bei erschlossenen Sammlungen ist das Material meistens nicht öffentlich zugänglich, sondern auf Karteikarten, in Inventarbüchern oder lokalen Datenbanken verzeichnet. Durch den intensiven Kontakt zu den Universitätssammlungen wissen wir, wie stark den Verantwortlichen daran gelegen ist, die Bestände über das Institut, die Fakultät oder die Universität hinaus bekannt zu machen. Leider fehlen jedoch in vielen Fällen die dafür notwendigen technischen, personellen oder finanziellen Voraussetzungen. Hier könnte der Aufbau von dezentral nutzbaren Online-Datenbanken Abhilfe schaffen, in denen die vorhandenen Ressourcen gemeinschaftlich dokumentiert und präsentiert werden. Bereits heute gibt es zahlreiche Initiativen wie z.B. BioCASE (Biological Collection Access Service),¹⁵ GeoCASE (GeoSciences Collection Access Service)¹⁶ oder Arachne (Zentrale Objektdatenbank des Deutschen Archäologischen Instituts und des Archäologischen Instituts der Universität zu Köln).¹⁷ Gerade vor dem Hintergrund der Realisierung der *Deutschen Digitalen Bibliothek*¹⁸ und der *Europäischen Digitalen Bibliothek Europeana*¹⁹ bietet es sich an, über gemeinsame Datenbankprojekte nachzudenken.

2.3 Zugänglichkeit

Eine exemplarische Analyse von Forschungs- und Lehrsammlungen belegt, dass nur ein geringer Anteil öffentlich zugänglich ist. Selbst die von uns registrierten Museen sind nur zur Hälfte regelmäßig geöffnet. Viele Bestände lassen sich jedoch nach Vereinbarung besichtigen.

Erfreulicherweise verfügt ein großer Teil der Sammlungen über eine Internetpräsenz. Allerdings werden bei weitem nicht die vielfältigen Möglichkeiten genutzt, die das digitale Zeitalter heute bietet (WEBER 2009).

2.4 Zuständigkeit

Universitäre Sammlungen sind – anders als Museen, bei denen allein schon die institutionelle Einrichtung eine gewisse Kontinuität garantiert – in der Regel abhängig von der Unterstützung des Lehrstuhlinhabers oder Sammlungsleiters bzw. der übergeordneten Einrichtungen. Sind diese nicht interessiert oder findet sich kein Freiwilliger für die Betreuung der Sammlung, besteht die Gefahr, dass die Sammlung innerhalb von kurzer Zeit verwaist oder ganz verloren geht. Was generell fehlt, sind klare Bestimmungen und Verantwortlichkeiten, die gewisse Pflichten gegenüber den Sammlungen implizieren.

¹⁵ <http://www.biocase.org/> (30.04.2010).

¹⁶ <http://www.geocase.eu/> (30.04.2010).

¹⁷ <http://www.arachne.uni-koeln.de/drupal/> (30.04.2010).

¹⁸ <http://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/> (30.04.2010).

¹⁹ <http://www.europeana.eu/portal/> (30.04.2010).

Angesichts der Tatsache, dass Sammlungen immer noch sang- und klanglos verschwinden, lässt sich hier ein besonders dringlicher Handlungsbedarf ableiten. Jede Universität sollte zumindest über eine Sammlungsordnung verfügen, die die Zuständigkeiten und den Umgang mit den Objekten verbindlich regelt.²⁰

2.5 Finanzielle, räumliche und personelle Ausstattung

Solange eine Sammlung den ihr zugewiesenen Zweck in Lehre und Forschung erfüllt, ist sie zwar in den Universitätsalltag integriert, wird aber nicht immer angemessen gefördert und gepflegt. Im Allgemeinen ist die Situation von Universitätsmuseen und -sammlungen als schlecht zu bezeichnen. Viele Sammlungen sind nicht adäquat untergebracht und werden unsachgemäß aufbewahrt: Es steht zu wenig Platz zur Verfügung, die Bestände sind in fremden, vom Institut räumlich entfernten Gebäuden, auf Fluren oder in Unterrichts- und Arbeitsräumen deponiert, konservatorische Belange werden nur selten berücksichtigt und die Bestände sind in der Regel nicht gegen Einbruch oder andere Unwägbarkeiten gesichert. Wird ein neuer Lehrstuhlinhaber berufen, der den Platz für andere Zwecke benötigt, oder möchte das Institut einen neuen Forschungsschwerpunkt aufbauen, ist die Sammlung oft das erste „Opfer“, das dem Veränderungsdrang weichen muss.

Meist fehlt ein Etat, um Objekte pflegen und restaurieren zu können. Zudem herrscht ein Mangel an Fachpersonal. Wenn sich nicht hin und wieder interessierte Wissenschaftler oder gar pensionierte Professoren persönlich um einzelne Sammlungen kümmern würden, wären viele Bestände gänzlich verwaist oder bereits verloren. Aber auch diejenigen Wissenschaftler, die sich für eine Sammlung engagieren, bringen häufig nicht das notwendige Wissen für eine angemessene konservatorische Betreuung mit.

3 Wechselbeziehungen zwischen Universitäten und Sammlungen

Die Universitäten betrachten den Erhalt und die Pflege von Sammlungen nicht als ihr Kerngeschäft. Dabei wird übersehen, dass Sammlungen hervorragend dazu geeignet sind, experimentelle und interdisziplinäre Arbeit zu initiieren und zu unterstützen, internationale, nationale und regionale Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen und die Wissenschaftskommunikation zu befördern. Dieses Potential der Sammlungen wird – zumindest in Deutschland – bisher kaum registriert oder genutzt.

Um besser für die Zukunft gewappnet zu sein, müssten sich die Universitätssammlungen – wie in anderen Ländern – stärker mit den strategischen Zielen der Mutterinstitution auseinandersetzen und deutlich machen, welche der im Leitbild festgelegten Aufgaben sie maßgeblich unterstützen können. Damit steigt die Chance, als akademische Einrichtung von einzigartigem Wert, als unersetzliche Wissensquelle und Hüterin materieller Kultur von regionaler, nationaler oder internationaler Bedeutung anerkannt und entsprechend gefördert zu werden. Doch davon sind die Universitätssammlungen in Deutschland noch weit entfernt.

3.1 Universitätsübergreifende Konzepte und Strategien

Bei den Vorarbeiten zu unserem DFG-Projekt wurden alle Universitäten angeschrieben und um eine Auflistung ihrer Sammlungen gebeten. Das Ergebnis war enttäuschend: Nur wenige Hochschulen waren in der Lage, Auskunft über ihren Sammlungsbestand zu geben. Eine zentrale Registrierung und Erschließung von Sammlungen wie beispielsweise an der Universität Wien wird bisher nur an wenigen Universitäten praktiziert.²¹

Die meisten Informationen konnten die Universitäten in den neuen Bundesländern zur Verfügung stellen, wo es die so genannten Kustodien gibt,²² die – wie die Archive – zu den zentralen

²⁰ Siehe dazu in dieser Dokumentation den Beitrag von Mauersberger, Sammlungskonzept.

²¹ Vgl. in dieser Dokumentation den Beitrag von Feigl, Projekt der Universität Wien.

²² Der Begriff „Kustodie“ wurde 1971 erstmals in Jena benutzt.

Einrichtungen der Universität gehören. Sie sind in der Regel für den gesamten Sammlungsbestand verantwortlich.

3.2 Initiierung und Koordinierung von gemeinsamen Aktivitäten

Die allgemeine Situation von Universitätssammlungen ist dann besser, wenn die für die Sammlungen verantwortlichen Personen einer Universität zusammenarbeiten, z.B. in einer Kommission oder Arbeitsgruppe. Hier erscheint es am günstigsten, die Aktivitäten durch eine zentrale Einrichtung der Universität, also z.B. durch die Kustodie, das Archiv oder das Referat für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit koordinieren zu lassen.

Eine der brennendsten Fragen der Gegenwart ist die, wie sich die vielen, über die Universität verstreuten, fachspezifischen Sammlungen generell stärker in den Hochschulalltag integrieren lassen. Eine Möglichkeit, die schon jetzt an einigen Orten genutzt wird, ist die Organisation von zentralen und dezentralen Ausstellungen²³ mit umfangreichen Begleitprogrammen, um die wissenschaftlichen Aktivitäten der Hochschulen darzustellen.

Eine andere Möglichkeit liegt in der besseren Integration von Universitätssammlungen in die Lehre. Hier gibt es ein großes Potential, das bislang noch nicht genutzt wird. Vor allem im Rahmen des Studium Generale und der berufsfeldbezogenen Zusatzqualifikationen in den Bachelor- und Masterstudiengängen sowie im Rahmen von Praktika können akademische Sammlungen hervorragende Dienste leisten.

4 Überregionale Verantwortlichkeiten und Aktivitäten

Ein notwendiger Schritt ist der Aufbau eines nationalen Netzwerks, dessen Aufgabe es sein muss, zukunftsweisende Konzepte zu entwickeln und die Positionen der Sammlungen in Wissenschaft und Politik zu vertreten. Doch wer sind unsere Partner in Wissenschaft und Politik? Momentan gibt es in Deutschland keinen Ansprechpartner oder Geschäftsbereich, der für die Belange der Universitätssammlungen zuständig ist und ggf. auch überregionale, wenn nicht sogar nationale Aktivitäten fördern und koordinieren könnte. Hier muss dringend Abhilfe geschaffen werden, auch im Hinblick auf nationale und europäische Projekte.

5 Abschließende Bemerkungen

Durch das Projekt „Universitätssammlungen in Deutschland“ ist ein erster, auf wissenschafts- und kulturhistorische Aspekte zielender Überblick erarbeitet worden. Trotzdem wissen wir noch viel zu wenig über unsere Sammlungen, z.B. über die genaue Anzahl der Objekte, die Erschließung, die Relevanz, die personelle, finanzielle und räumliche Ausstattung, Nutzungskonzepte etc. Erst mit diesem Wissen können wirksame Strategien entwickelt werden, um diese einmaligen Ressourcen besser betreuen, fördern und nutzen zu können. Eine zentrale Stelle für die Belange der Universitätssammlungen wäre hier von großem Vorteil. In der Bildung der Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrats zur sammlungsbezogenen wissenschaftlichen Forschung sehen wir einen ersten wichtigen Schritt.²⁴

Literatur

GÖBBEL, L.; SCHULTKA, R.; KLUNCKER, R.; STOCK, S. U.A. 2007. Annals of Morphology. Nuchal Cystic Hygroma in Five Fetuses from 1819 to 1826 in the Meckel-Anatomical Collections at the University of Halle, Germany. *American Journal of Medical Genetics Part A* 143A, 2: 119–128.

MEINERS, C. 1801–1802. *Ueber die Verfassung, und Verwaltung deutscher Universitäten*. 2 Bde. Göttingen: Röwer.

²³ Z.B. Halle, Dresden, Erlangen, Freiburg, Gießen, Marburg und Tübingen sowie die Humboldt-Universität in Berlin.

²⁴ Vgl. in dieser Dokumentation den Beitrag von Schink, Zwischenbericht.

- MÜLLER, G. 2006. *Vom Regieren zum Gestalten. Goethe und die Universität Jena*. Heidelberg: Winter.
- WEBER, C. 2009. Web communication. A content analysis of German university collections and museums websites. *University Museums and Collections Journal* 2: 33–35, <http://edoc.hu-berlin.de/docviews/abstract.php?lang=ger&id=30392> (30.04.2010).

Kontakt

Dr. Cornelia Weber
Humboldt-Universität
Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik
Unter den Linden 8, 10099 Berlin
e-mail: weber@mathematik.hu-berlin.de
<http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/weber>

Universitätssammlungen zwischen Verwaltung und Gestaltung – das Beispiel der TU Dresden

WOLF-ECKHARD WORMSER

Abstract

Noch immer ist die Kluft zwischen Bewahrungspflicht und mangelnden personellen und materiellen Ressourcen bei vielen Universitätssammlungen Alltag. Greifen aber solides Verwalten und kreatives Gestalten in der Sammlungstätigkeit vernünftig ineinander, wird auch die Integration der historischen Sachzeugen in die Kernaufgaben von Lehre und Forschung gelingen. Wenn Sammlungen in innovative Lehr- und Forschungsaufgaben eingebunden werden, wenn Publikationen und Ausstellungen über die Universitäten hinaus wirken, dann werden sie eine gesamtuniversitäre Identitätsstiftung entfalten können und zu einem wichtigen Faktor der Konkurrenzfähigkeit und Exzellenz von Universitäten werden. Daher sollten Strategien entwickelt werden, die Synergieeffekte bewirken. Im Falle der TU Dresden zählen hierzu die Vernetzung von Sammlungen zu fachübergreifenden Clustern, die Kooperation mit außeruniversitären Sammlungen und Museen in der Stadt Dresden („DRESDEN-concept“) sowie eine Integration in die seit 2003 bestehenden „Universitätssammlungen. Kunst+Technik“, die Sammlungen und Kunstbesitz sehr direkt in das Ausstellungsgeschehen am Schnittpunkt von Kunst und Technik einbeziehen. Aus den Dresdner Erfahrungen heraus kann die Ermutigung ausgesprochen werden, die notwendigen Sammlungsaufgaben selbstbewusst anzugehen, dabei die Universitätsleistungen einzubeziehen und durch Vernetzung Angebote zur Ressourcenmobilisierung zu unterbreiten. Gemäß dem Leitbild „Universitäten brauchen Sammlungen – Sammlungen brauchen Universitäten“ sollte die Universität ein Ort der Sammlungen bleiben.

Einführung: Wechselwirkung von Verwalten und Gestalten

Es scheint mir nahe liegend zu sein, das Verhältnis von Verwaltung und Gestaltung als erstes und grundlegendes Thema anzusprechen und es wie folgt zu umreißen:

Die Verwaltung ist eine Organisation mit dem Auftrag des Verwaltens (Administration). Der Auftrag des organisierten Verwaltens besteht aus einem Aufgabenkomplex, der das zeitnahe, aufgabenbezogene Erfassen, Betreuen, Leiten, Lenken und das Verantworten dynamischer Systeme nach stabilen Vorschriften verwirklicht.

Gestaltung ist ein kreativer Schaffensprozess, bei welchem durch die Arbeit des Gestaltenden eine Sache (ein materielles Objekt, eine Struktur, ein Prozess, ein Gedankengut etc.) verändert wird, d.h. erstellt, modifiziert oder entwickelt wird und dadurch eine bestimmte Form oder ein bestimmtes Erscheinungsbild verliehen bekommt oder annimmt.

Werfen wir hinsichtlich der Verwaltung zunächst einen Blick auf die Geschichte unserer Hochschule. 1828 gegründet und damit eine der ältesten technischen Bildungseinrichtungen in Deutschland, verfügt die Technische Universität Dresden über einen ausgedehnten, in Teilen einmaligen Bestand an vor allem naturwissenschaftlichen und technischen Sachzeugen. Dieser Schatz ist gegenwärtig in 40 eigenständigen Sammlungen zusammengefasst. Der Spezifik einer technischen Bildungseinrichtung entsprechend, handelt es sich bei den Sammlungen der TU Dresden vornehmlich um technische und naturwissenschaftliche Lehrsammlungen. Einige von ihnen, wie die Hermann-Krone-Sammlung historischer Fotografien oder die umfangreiche Farbstoffsammlung, reichen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung weit über die Hochschulgrenzen hinaus. Diese Sammlungen sind gewissermaßen als wissenschaftliches Erbe auf uns gekommen, das wir nicht einfach abschütteln können, so wie wir auch ein denkmalgeschütztes Haus nicht abreißen können.

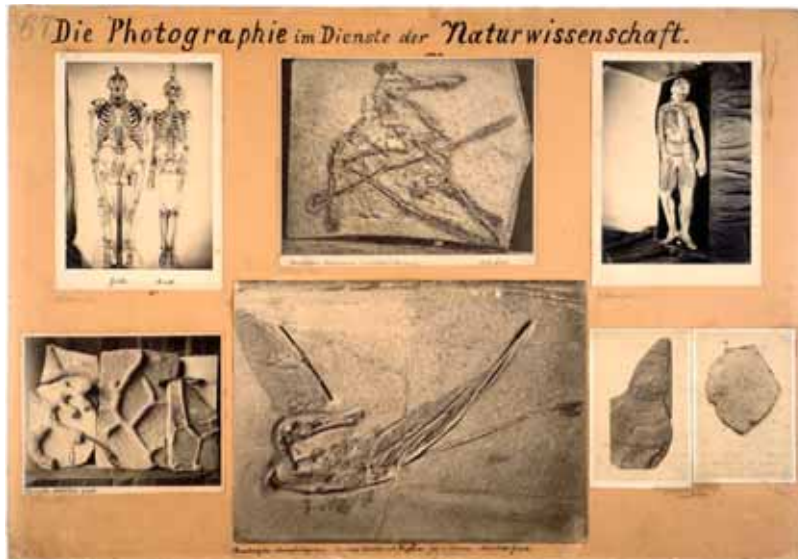


Abb. 1: Lehrtafel aus dem *Historischen Lehrmuseum für Photographie* von Hermann Krone, um 1860 © Kustodie der TU Dresden

Und wie es Denkmalschutzbestimmungen gibt und eine Verwaltung, die deren Einhaltung sichert, existiert an der TU Dresden eine klare, universitätsweit geltende Sammlungsordnung: Auf ihrer Grundlage widmen sich die zentrale Kustodie und die Sammlungsbeauftragten der einzelnen Institute der gemeinsamen Aufgabe der Wahrung dieses Erbes. Dies gewährleistet, dass das Sammlungsgeschehen, das heißt der sukzessive und selektive Prozess der Sammlung, Nutzung, Aussonderung und Bewahrung

sowie der Umgang mit dem kulturellen Erbe in geordneten Bahnen verlaufen. Um im Bild zu bleiben: Das Wohl und Wehe des so geschützten Gutes liegt nicht allein in der Hand des gerade neu eingezogenen Hausbesitzers oder der Mietergemeinschaft.

Die Weitergabe des wissenschaftlichen Erbes, das Weiterziehen der Traditionslinie ist sicherlich ein wesentlicher Auftrag jeder Universität. Gerade in Dresden spielt wohl noch ein weiteres Motiv hinein, und zwar jenes der Verlusterfahrung: Als Hauptgebäude und Campusbauten vor 65 Jahren im Februar 1945 durch Bombenangriffe weitgehend zerstört wurden, gab es auch erhebliche Verluste an Sammlungsgut. Es wird mir heute auch als ein Stück Widerstand der Universitätsmitglieder gegen Hochschulreformen und Neuorientierung der Ingenieurausbildung zu DDR-Zeiten berichtet, dass es gelang, einen beträchtlichen Bestand an Sammlungen zu bewahren. Im Bekenntnis der Universität zu ihren Sammlungen kommt mithin auch eine Dresden-spezifische Erinnerungskultur zum Ausdruck.

Dennoch bleiben die Bestandssicherung und die Fortentwicklung universitärer Sammlungen auch in Dresden eine große Herausforderung. Gemeint ist hier nicht nur der Spagat zwischen Bewahrungspflicht und den knappen personellen und materiellen Ressourcen, sondern auch die Ein- und Zuordnung der Sammlungsaktivitäten in die primären Hochschulaufgaben. Wir kommen also zum zweiten Element des Themas, der Gestaltung, und zwar zur Gestaltung angesichts einer allgegenwärtigen Ressourcenkonkurrenz, die von jedem Akteur verlangt, sich mit seinen Aktivitäten vor den wettbewerbsmäßig verfolgten Zielen der Gesamtuniversität zu rechtfertigen. Zugespitzt lauten die Fragen hier:

Wozu brauchen Universitäten eigentlich Sammlungen und wie finanzieren sie sie? Und mit Blick auf das Ziel der Wahrung des Erbes: Wozu brauchen Sammlungen eigentlich Universitäten?

Zu den Kernaufgaben einer Universität

Gut funktioniert der Erhalt von Sammlungen immer dann, wenn diese in die Lehre einbezogen werden. Die geologische Sammlung am Institut für Geotechnik stellt eine solche typische Lehrsammlung dar. Hier werden die begrenzten Ressourcen am Lehrstuhl seit 2002/2003 durch eine vertraglich geregelte Kooperation zwischen der TU Dresden und den Senckenberg Naturhistorischen Sammlungen Dresden (ehem. Museum für Mineralogie und Geologie) ergänzt. Die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Sammlungstätigkeit, so etwa die gemeinsame Bearbeitung von Sammlungsmaterial im Rahmen

von Dissertationen, die Nutzung von Dauerleihgaben und die Durchführung von Lehrveranstaltungen, wird durch zwei eigens zu diesem Zweck eingerichtete Honorarprofessuren koordiniert. Hier gehen Lehre, Forschung und Sammlungstätigkeit eine fruchtbare Allianz ein. Vor allem in der Grundlagenausbildung in den Naturwissenschaften sind Sammlungen nach wie vor ein unverzichtbarer Bestandteil anschaulicher Wissensvermittlung – weitere Beispiele hierfür sind die forstlichen Sammlungen, die zoologische Sammlung sowie die Herbarien und der Botanische Garten.

Ein Aspekt der Verknüpfung von Lehre und Sammlungstätigkeit ist die Identitätsstiftung des Faches, des „Esprit de corps“. Denn jede einzelne Sammlung hat ihre eigene Geschichte, verdankt ihre Entstehung ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten der Gründerväter oder -mütter, die in ihrer Disziplin oft Wegweisendes geleistet haben. So ist es an der TU Dresden eine gute Tradition, ja es zählt schon zur kulturellen Identität unserer Bildungseinrichtung, dass sich die Fächer im wissenschaftlichen Selbstverständnis auf namhafte Persönlichkeiten und ihre Schulen berufen. Das kommt auch in zahlreichen Namenspatronagen für Preise, Räume und Hochschulgebäude zum Ausdruck.

Schwieriger liegen die Dinge bei der Forschung. Es gibt nur wenige Sammlungen, die so stark für Forschungszwecke verwendet werden wie die intensiv betreute und wissenschaftlich erschlossene Sammlung Farbenlehre. Sie hat sich in den vergangenen Jahren durch die Veranstaltungen des „Farbenforums“, durch ein e-learning-Projekt sowie durch Beteiligung an den Jahrestagungen des Deutschen Farbenzentrums und der Deutschen farbwissenschaftlichen Gesellschaft in ein beachtliches „Netzwerk Farbe“ eingebracht, das zu einer Plattform lebendiger Wissenschaftskommunikation geworden ist.

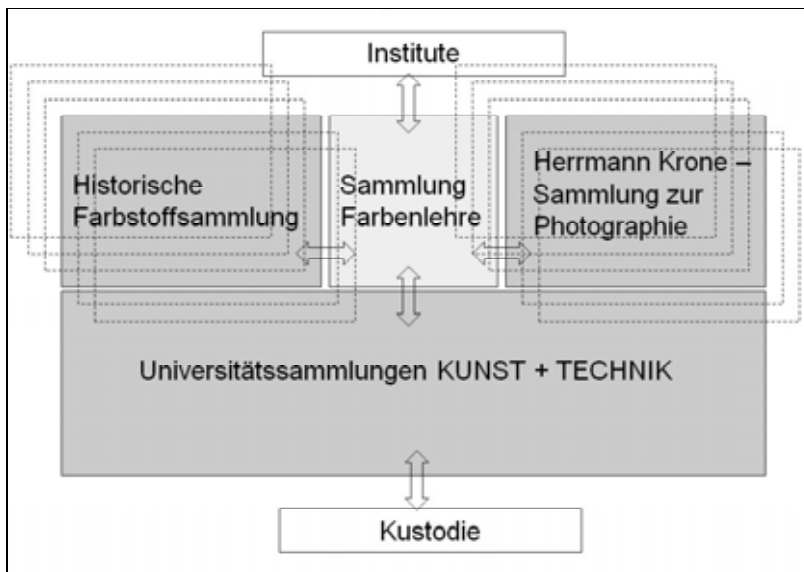


Abb. 2: Aufbau eines Netzwerkes Farbe durch Kooperation farbenbezogener Sammlungen © Kustodie der TU Dresden

Bei den meisten Sammlungen findet gegenwärtig freilich kaum ein Zugriff durch Forscher statt. Um zu verdeutlichen, worum es dabei geht, möchte ich neben der Cindrella-Metapher auch das Märchen von Dornröschen bemühen: Für manche Sammlung ist bereits viel erreicht, wenn sie erst einmal für die Nachwelt unter Schutz gestellt und ordentlich aufbewahrt wird, bis sie erneut auf wissenschaftliches oder historisches Interesse stößt und auf diese Weise – wenn die Zeit reif ist – „wach geküsst“ wird. Die

bereits erwähnte Geologische Sammlung ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich eine der ältesten Sammlungen der Universität – ganz unerwartet – weiterentwickeln kann. Eine der Teilsammlungen ist die Baugesteinssammlung mit einem Bestand von derzeit nahezu 1.000 Einzelstücken. Dieser Bestand stößt heute auf großes Interesse bei der staatlichen Denkmalpflege und den Bauverwaltungen, aber auch bei Fachplanern aus der Privatwirtschaft, die im Denkmalpflegebereich tätig sind.

Neben den Kernaufgaben der Lehre und der Forschung haben Universitäten auch die Aufgabe, die Öffentlichkeit über ihr Tun zu informieren. Dies ist nicht nur eine lästige Pflicht. Angesichts der Tatsache, dass der wichtigste zahlende Kunde der Universität nach wie vor die Gesellschaft und ihr Staat



Abb. 3: Sammlungsraum der Baugesteinssammlung des Lehrstuhls Angewandte Geologie © Kustodie der TU Dresden

ist, ist es vielleicht die wichtigste Marketing- und Fundraising-Aktivität überhaupt. Insbesondere die Verankerung der Universität am Standort, und zwar so, dass die Bürger die Universität als unverzichtbaren Bestandteil ihrer Stadt wahrnehmen und ggf. unterstützen, ist jedenfalls in Dresden eine Aufgabe, zu der die Sammlungen wesentliche Beiträge leisten können. Ein beispielhaftes Projekt dafür sind unsere „Universitäts-sammlungen. Kunst+Technik“. Keimzelle war die Sammlung Historische Elektromaschinen, die den Funktionswandel einzelner Maschinen vom einstmaligen innovativen Forschungs- und Experimentiermittel hin zum Lehrmittel und schließlich zum historischen Sachzeugen augenfällig demonstriert. Mit ihrer Aufstellung im Lichthof des Görge-Baus ist sie zu einem Magneten für Studenten und Wissenschaftler geworden.

Im Jahr 2003 ist dann erstmals der interessante Versuch unternommen worden, diese alten Technikzeugen in spannungsreicher Weise mit Ausstellungen moderner Kunst zu konfrontieren und dabei die Sammlungen und den Kunstbesitz der Universität konsequent einzubeziehen. Das Projekt „Universitäts-sammlungen. Kunst+Technik“ verfolgt mit seinen wechselnden Ausstellungen das Anliegen, die Grenzbereiche von Kunst und Technik zu ergründen und Brücken zwischen unterschiedlichen Wissens-, Erfahrungs- und Verständniskulturen zu schlagen. Das wohl Auffälligste an diesem Projekt ist die inspirierende Wirkung der Kunst in ungewohntem Umfeld – zwischen Hörsälen, Institutsräumen und Laborflächen. Diesem Spannungsfeld kann sich kaum einer unserer Besucher in den Galerien und in der Halle des Institutsgebäudes entziehen.

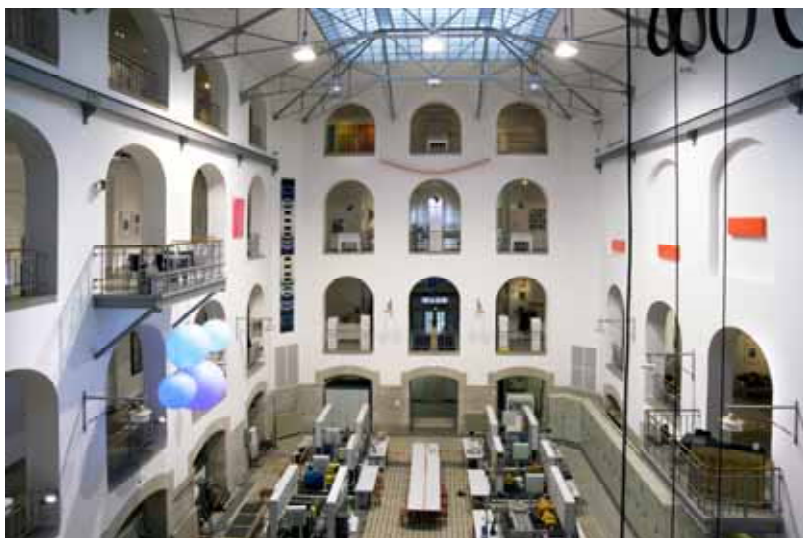


Abb. 4: Blick in die Universitätssammlungen. Kunst+Technik („Altana-Galerie“) mit der Ausstellung „Color Continuo. System und Kunst der Farbe“ © Kustodie der TU Dresden

ist, ist es vielleicht die wichtigste Marketing- und Fundraising-Aktivität überhaupt. Insbesondere die Verankerung der Universität am Standort, und zwar so, dass die Bürger die Universität als unverzichtbaren Bestandteil ihrer Stadt wahrnehmen und ggf. unterstützen, ist jedenfalls in Dresden eine Aufgabe, zu der die Sammlungen wesentliche Beiträge leisten können. Ein beispielhaftes Projekt dafür sind unsere „Universitäts-sammlungen. Kunst+Technik“.

Die aktuelle Ausstellung „Color Continuo. System und Kunst der Farbe“, die der Farbenlehre Goethes und Runges gewidmet ist, liefert dafür ein beredtes Beispiel.

Doch auch Sammlungen außerhalb der Universität können wir nutzen. Die TU Dresden hat es sich unter dem Label „DRESDEN-concept“ dezidiert auf die Fahnen geschrieben, in Dresden die Universität und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen zu einem gemeinsamen For-

schungs- und Lehrraum mit internationaler Sichtbarkeit zusammenzuführen. Dieses Projekt wird ein wichtiger Baustein bei der Bewerbung der TU Dresden in der gerade eben eröffneten neuen Runde der Exzellenzinitiative werden. Und zu den Partnern dieser Allianz zählen selbstverständlich auch die Dresdner Museen von Weltrang: die Staatlichen Kunstsammlungen und das Hygiene-Museum, ebenso wie die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB). Und diese Sammlungen benötigen die Universität so sehr wie auch die Universität diese Sammlungen. Nur die Synergie von Hochkultur der Landeshauptstadt Sachsens und der Philosophischen Fakultät der Universität macht Dresden zu einem international attraktiven Ziel für brillante Studierende und Wissenschaftler.

„Color continuo“ ist ebenfalls ein schönes Beispiel, wie sammlungsbezogene Forschung aktiviert werden kann: durch Netzbildung sowie Forschungsleistungen zur Vorbereitung von Ausstellungen. Mit der Verwendung in der Ausstellung erlangen die gesammelten Artefakte eine weitere kulturelle und überraschenderweise wiederum höchst didaktische Bedeutung: Sie können zu einem wichtigen Bindeglied zur Geschichte werden und damit bei der Identitätsfindung einer Bildungseinrichtung behilflich sein. Durch Anschaulichkeit und sinnliche Wahrnehmbarkeit tragen die gegenständlichen (dreidimensionalen) Quellen zu einer allgemeinverständlichen und nachhaltigen Verbreitung eines lebendigen Geschichtsbildes der Mitglieder der Universität bei. Faszinierende Zeugnisse der handwerklichen Meisterschaft und konstruktiven Kreativität ihrer Erzeuger und gleichzeitig Sachquellen für die Herausbildung und Entwicklung von Wissenschaften: Das ist ein Identifizierungsangebot zum Anfassen. Seit der Exzellenzinitiative und dem damit verknüpften standortbezogenen Wettbewerb kann der Wert solcher Identifizierung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Diesem Anliegen ist mit der Eröffnung der ständigen Ausstellung der Kustodie unter dem Titel „Sammlungen und Geschichte der TU Dresden“ im Jahr 2003 ein wichtiges Zeichen gesetzt worden. Wenngleich diese Schau nur einen repräsentativen Querschnitt von Exponaten aus den einzelnen Sammlungen der Öffentlichkeit zugänglich macht, stellt sie doch für Mitarbeiter, Absolventen und in jüngster Zeit vor allem für die neu berufenen Professoren und ihre Teams einen Ort lebendiger Geschichtsreflexion – als Folie für die Entwicklung einer gefühlten Corporate Identity – dar.



Abb. 5: Ständige Ausstellung der Kustodie „Sammlungen und Geschichte der TU Dresden“ © Kustodie der TU Dresden

Bei vielen Sammlungen besteht eine Kluft zwischen Aufgaben und Anspruch einerseits und mangelnden personellen und materiellen Ressourcen andererseits – da gibt es nichts zu beschönigen. Die Budgets reichen nur selten aus, um wirksame Arbeit mit den Sammlungen, vor allem in der Form sammlungsbezogener Forschung und Erschließung, zu finanzieren. Da eine standortübergreifende Förderung der universitären Sammlungen derzeit noch weitgehend aussteht, scheint es mir realisti-

scher zu sein, nach Alternativen Ausschau zu halten – etwa (wie beschrieben) die Entwicklung von gemeinsamen Strategien, die Synergieeffekte bewirken. Als ein weiteres Beispiel nenne ich die ehren-

amtliche Betreuungstätigkeit, etwa durch zumeist hochkompetente Emeriti. Auch sollte künftig zum Sammlungserhalt viel stärker als heute auf Drittmittel, Sponsoring, Spenden und Stiftungsgelder zurückgegriffen werden.

Ich bin mir bewusst, dass diese Empfehlungen aus dem Munde eines Universitätskanzlers kaum mehr Überzeugungs- und Motivationskraft haben als die wohlfeile Forderung nach höherer Mittelzuweisung aus dem Munde eines Sammlungskurators. Doch für die „Altana-Galerie“ konnte ein Sponsor gewonnen werden, und Alternativen sehe ich nicht. Ich bin überzeugt davon, dass bei einem systematischen, professionellen Vorgehen hier die Chancen und Potenziale für Universitätssammlungen und -museen wegen ihrer großen und – wie ich zu verdeutlichen versucht habe – gleichsam „natürlichen“ Öffentlichkeitswirksamkeit günstig sind.

Resümee und Aufruf

Wenn wir die übliche Güterabwägung – hier Lehre und Forschung, da Erhalt des historischen Erbes – mit ihrer fatalen Ausschließlichkeit in ein neues Leitbild ummünzen: *„Universitäten brauchen Sammlungen – Sammlungen brauchen Universitäten“*, dann wird die Universität ein Ort der Sammlungen bleiben. Greifen solides Verwalten und kreatives Gestalten in der Sammlungstätigkeit vernünftig ineinander, wird auch die Integration der historischen Sachzeugen in die Kernaufgaben von Lehre und Forschung gelingen.

Über die identitätsstiftende Wirkung der Bewahrung des Kulturgutes hinaus werden die Sammlungen dann ihr Schattendasein aufgeben, wenn sie in innovative Lehr- und Forschungsaufgaben eingebunden werden, wenn Publikationen und Ausstellungen über die Universitäten hinaus in Stadt und Land hineinwirken. Verstärkt sollten wir dabei nicht nur die Interessen einzelner Wissenschaftsdisziplinen, sondern gesamtuniversitäre Ziele im Auge haben, denn die zentrifugalen Kräfte der einzelnen Disziplinen verlangen nach Identitätsstiftung durch die Gesamtuniversität.

Aus Dresdner Erfahrungen heraus kann ich nur dazu ermutigen, diese Aufgabe selbstbewusst anzugehen, Ihre Universitätsleitungen einzubeziehen und durch Vernetzung Angebote zu machen sowie selbst Ressourcen zu mobilisieren. Wenn wir uns umschauen, bemerken wir deutlich, dass in dieser Beziehung einiges in Bewegung geraten ist. Wenn die Sammlungen erst einmal ihre genuinen wissenschaftlichen Kontexte in Lehre und Forschung verlassen, sind sie für die Universitäten und deren Identitätsstiftung verloren.

Wir befinden uns bereits in einer Situation, in welcher die Identifizierung aller Mitglieder mit ihrer Universität zu einem wichtigen Faktor der Konkurrenzfähigkeit und Exzellenz von Universitäten geworden ist.

Dank

Zugedacht bzw. zur Verfügung gestellt wurden mir diese Aufgabe und das Thema sowie wesentliche einzelne, informative Teile dieses Vortrages und insbesondere die Illustrationen vom Leiter der zentralen Kustodie der TU Dresden, Herrn Dr. Mauersberger.

Kontakt

Wolf-Eckhard Wormser
Technische Universität Dresden
Kanzler
01062 Dresden
e-mail: kanzler(at)tu-dresden.de

Zwischenbericht der Arbeitsgruppe „Sammlungsbezogene wissenschaftliche Forschung in Deutschland“ des Wissenschaftsrats

BERNHARD SCHINK

Abstract

In seiner Stellungnahme zur Forschung in den Museen der Blauen Liste – Allgemeine Gesichtspunkte – aus dem Jahr 2000 hatte der Wissenschaftsrat festgestellt, dass staatliche, städtische und private Museen in Deutschland über zum Teil reiche Sammlungen verfügen, die für die Forschung von großem Wert sind, vielfach aber mangels ausreichender finanzieller und personeller Ausstattung in ihrem Bestand gefährdet und nicht ausreichend genutzt sind. So komme etwa zoologischen, botanischen oder paläontologischen Sammlungen angesichts des umweltpolitischen Interesses an der Biodiversitätsforschung eine wachsende Bedeutung zu. Solche Einrichtungen sollten im Rahmen eines Gesamtkonzepts in die Lage versetzt werden, den Einsatz ihrer Kapazitäten unter Wahrung ihrer jeweiligen Eigenständigkeit in arbeitsteiliger Kooperation mit dem Ziel zu verbessern, ihre Sammlungen zu erhalten und auszubauen sowie kompetente Forschung zu erbringen. Ähnliche Beispiele ließen sich auch für sammlungsbezogene Forschung in den Geisteswissenschaften benennen.

Der Wissenschaftsrat hat im Juli 2007 eine entsprechende Arbeitsgruppe eingesetzt. Mit der Vorlage des Entwurfs einer Stellungnahme im Wissenschaftsrat ist im November 2010 zu rechnen.

Einleitung

Der Wissenschaftsrat (WR) berät die Bundesregierung und die Regierungen der Länder in allen Fragen der Wissenschaftspolitik. Dies betrifft u.a. auch die Bereitstellung großer Forschungsinfrastruktur-Investitionen (Forschungsbauten, Großrechner, Teilchenbeschleuniger und Forschungsschiffe). Im vergangenen Jahr hat der WR drei Arbeitsgruppen eingerichtet, die sich speziell den Infrastrukturen für die Sozial- und Geisteswissenschaften, den bibliothekarischen Verbundsystemen und den wissenschaftlichen Sammlungen widmen, und hier insbesondere der sammlungsbezogenen Forschung. Da die Arbeitsgruppe des WR sich noch im laufenden Diskussionsprozess befindet, können an dieser Stelle keine dezidierten Positionen der künftigen Empfehlungen geschildert werden. Mein Beitrag ist daher nur als ein vorläufiger Zwischenbericht zu verstehen.

Sammlungsbezogene Forschung

Die Arbeitsgruppe zur sammlungsbezogenen Forschung befasst sich in erster Linie mit Sammlungen an Universitäten, wobei sie sowohl naturwissenschaftliche als auch kulturwissenschaftliche Sammlungen sowie Sammlungen zur individuellen und allgemeinen Universitätsgeschichte einbezieht. Ziel der Arbeitsgruppe ist es, Sammlungen als wesentlichen Teilbereich der wissenschaftlichen Infrastruktur sichtbar zu machen und zu stärken. Hierbei geht es sowohl um Forschung mit Sammlungen als auch um Forschung über Sammlungen. Sammlungserschließende, forschungsbegleitende Tätigkeiten sind in dem Begriff der sammlungsbezogenen Forschung ebenso eingeschlossen wie die Entwicklung von Ausstellungskonzeptionen und Leistungen im Bereich der Wissenschaftsvermittlung bzw. der Museumspädagogik. Hieraus ergeben sich eigene Qualitätskriterien, die in der Lage sind, objektbasierte, häufig langfristige, eher systematische Forschungsleistungen sowie die erforderlichen forschungsbegleitenden Tätigkeiten angemessen einzuordnen.

Im Vordergrund der Arbeit steht die Nutzerperspektive, d.h. die Perspektive des Wissenschaftlers, der mit und über Sammlungen forscht. Aus dieser Perspektive sind folgende Fragen zentral: Können Sammlungen in Deutschland als Infrastruktur für die Forschung angemessen genutzt werden? Sind

die Sammlungen zugänglich? Sind die Objekte erschlossen? Sind sie digitalisiert? Gibt es Fördermöglichkeiten für die Forschung mit und über Sammlungen?

Bisherige Ergebnisse der Arbeitsgruppe

Die Arbeitsgruppe konzentriert sich primär auf die universitären Sammlungen, wobei Vergleiche mit großen außeruniversitären Sammlungen – v.a. den Forschungsmuseen der Leibniz-Gemeinschaft – hilfreich sind. Diese Perspektive ist im Einklang zu sehen mit der Rolle der Universitäten als Organisationszentren der Wissenschaft, die der WR auch in anderen Zusammenhängen in der Vergangenheit vertreten hat.¹ Die Empfehlungen des WR richten sich typischerweise an die Regierungen von Bund und Ländern bzw. an die zuständigen Ministerien. Im Fall der sammlungsbezogenen Forschung werden sie sich auch an die Hochschulleitungen, an die Leitungen von Sammlungen und Museen und an die wissenschaftlichen Fachgesellschaften als Partner der wissenschaftlichen Fachsammlungen richten.

Die Arbeitsgruppe „Sammlungsbezogene wissenschaftliche Forschung in Deutschland“ hat sich im April 2009 konstituiert und umfasst 12 Mitglieder, hierunter neun Wissenschaftler, zwei Vertreter von Landesministerien und einen Vertreter aus dem Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Bisher hat es mehrere Anhörungen mit Vertretern von Forschungsmuseen und -sammlungen sowie von Fördereinrichtungen, z.B. der DFG, der VolkswagenStiftung und des BMBF gegeben. Darüber hinaus wurden anhand eines Fragebogens exemplarisch von sieben Universitäten Informationen zusammengetragen, die sich mit der Konzeption, Pflege, Präsentation, Nutzung, der sammlungsbezogenen Forschung, der Digitalisierung und Vernetzung sowie der Einbindung der jeweiligen Sammlungen in die Universität befassten. Die Arbeitsgruppe hat außerdem ausgewählte Sammlungen an den Universitäten Jena und Heidelberg besichtigt. Weitere Besichtigungen sind nicht vorgesehen.

Bereits jetzt sind einige Defizite bei universitären Sammlungen deutlich erkennbar. Sie führen oft ein Schattendasein, werden in den gegenwärtigen Profilierungsbemühungen der Hochschulen allenfalls am Rande berücksichtigt, sind häufig nicht inventarisiert, oft auch nicht angemessen untergebracht und personell durchweg schlecht ausgestattet. Allerdings gibt es hier deutliche Unterschiede zwischen verschiedenen Universitäten, auch zwischen unterschiedlichen Sammlungen an einer einzelnen Universität. Es ist auch offenkundig, dass manche Probleme in verschiedenen Sammlungen wiederkehren. Diese Befunde werden von der Arbeitsgruppe aufgegriffen und Lösungsvorschläge diskutiert. Sie wird sich in diesem Zusammenhang mit Fragen der Systematisierung von wissenschaftlichen Sammlungen (bspw. aktive, inaktive Sammlungen) befassen und Möglichkeiten der Vernetzung zwischen Sammlungen zur Nutzung von Synergien ausloten. Auch wird sie sich mit dem Wandel des wissenschaftlichen Wertes von Sammlungsstücken über die Zeit hinweg angesichts neuer wissenschaftlicher Entwicklungen und neuer analytischer Möglichkeiten der wissenschaftlichen Nutzung auseinandersetzen. Schließlich wird sich die Arbeitsgruppe Fragen der Digitalisierung und digitalen Vernetzung von Sammlungsstücken und Sammlungen zu widmen haben.

Perspektiven der Arbeitsgruppe

Mögliche Perspektiven der Stellungnahme könnten sich richten auf die Entwicklung von Sammlungskonzeptionen und – damit zusammenhängend – von Kriterien zur Priorisierung von Sammlungsaktivitäten für aktuelle und künftig absehbare Forschungserfordernisse unter Berücksichtigung vorhandener Traditionen musealer Aufbewahrung. Ebenso könnte die Stellungnahme helfen, Kriterien zur Priorisierung von Forschungsprojekten im Bereich sammlungsbezogener

¹ Vgl. Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur künftigen Rolle der Universitäten im Wissenschaftssystem, Köln 2006, S. 31f., S. 49.

Forschung und dazu passende sammlungsspezifische Förderinstrumente zu entwickeln. Darüber hinaus wird es darum gehen, Wege zu finden, die einrichtungsspezifischen Sammlungsschwerpunkte transparent zu machen, um sammlungsübergreifende Abstimmungsprozesse initiieren zu können. Auch die Vermittlung zwischen der sammlungsbezogenen Forschung und der Forschung in den jeweiligen Fachkulturen unter Einbeziehung der Fachgesellschaften wird ein zentraler Aspekt sein. Nicht zu vernachlässigen ist ferner die Perspektive der Nachwuchsarbeit, d.h. eine möglichst förderliche Einbindung der Sammlungen in die Lehre, um so auch das Interesse von Studenten für die Sammlungstätigkeit zu wecken. Nicht zuletzt wird zudem eine Förderung des nationalen und internationalen Austausches und der Vernetzung zu diskutieren sein.

Der WR sieht sich an der Seite der wissenschaftlichen Sammlungen und ihrer Vertreterinnen und Vertreter und möchte gemeinsam mit ihnen dazu beitragen, dass der Wert wissenschaftlicher Sammlungen in der universitären und außeruniversitären Öffentlichkeit besser wahrgenommen wird, dass die Sammlungen als wichtige Forschungsinfrastruktur gestärkt werden und eine verbesserte Einbindung in das Wissenschaftssystem in Deutschland erreicht wird.

Kontakt

Prof. Dr. Bernhard Schink
Universität Konstanz
Fachbereich Biologie
Postfach M 633, 78457 Konstanz
e-mail: Bernhard.Schink(at)uni-konstanz.de

Das Sammlungskonzept der Kustodie der TU Dresden

KLAUS MAUERSBERGER

Abstract

Kerngedanke der Bewahrung und Pflege der naturwissenschaftlichen und technischen Sammlungen an der TU Dresden ist eine zentrale Sammlungsordnung. Darin sind der Umgang mit dem musealen Gut, die Aufgaben der bewahrenden Einrichtungen (Lehrstühle, Institute oder Fakultäten) sowie die beratende Funktion der Kustodie geregelt. Ziel ist es, von der Aussonderung und Musealisierung über die Erfassung, Erschließung und Bestandskontrolle bis hin zur Nutzung in Lehre, Forschung und musealen Präsentationen ein Netzwerk an Verantwortung zu schaffen. Darin sollen neben den berufenen Sammlungsbeauftragten und der Kustodie auch die zuständigen Mitarbeiter der Verwaltung, des Universitätsmarketings und der Öffentlichkeitsarbeit einbezogen werden.

Einführung

Anknüpfend an die im Beitrag von Wolf-Eckhard Wormser (Kanzler der Technischen Universität Dresden) geschilderten strategischen Leitlinien soll das Thema Sammlungskonzept der TU Dresden auf einige Aspekte praktischer Sammlungstätigkeit an unserer Universität „heruntertransformiert“ und mit konkreten Beispielen veranschaulicht werden. Im Mittelpunkt steht dabei das Netzwerk an Verantwortung über die universitären Sammlungen, das sich in Dresden über Jahrzehnte, bereits beginnend in der DDR, herausgebildet hat und das Kustodie, bewahrende Institute und Lehrstühle, Verwaltungseinrichtungen und das Universitätsmarketing einbezieht. Auch hier geht es um den viel zitierten Spagat zwischen Bewahrungspflicht und Ressourcenknappheit, mir geht es freilich auch um die großartige und gleichwohl stille Arbeit der Sammlungsverantwortlichen und ehrenamtlichen Helfer, die nicht selten allzu sehr im Hintergrund agieren.

Geschichte und Spezifik der Sammlungen

Als eine der ältesten technischen Bildungsanstalten im deutschsprachigen Raum bewahrt die TU Dresden heute ca. 40 naturwissenschaftliche und technische Sammlungen. Entstanden sind sie als Lehrsammlungen, als Anschauungsmittel in der Ingenieurausbildung sowie als Versuchseinrichtung in der Forschung. In den Anfangsjahren des 1828 gegründeten Dresdner Polytechnikums stand im sächsischen Ständestaat die Gewerbeförderung durch technische Bildung im Ringen mit der übermächtigen Konkurrenz des früh industrialisierten Englands auf dem Plan. Die Sammlungstätigkeit an der genuin technischen Bildungseinrichtung, die erst im Zuge der Hochschulerneuerung nach 1989 zu einer Volluniversität aufgestiegen ist, zeigt sich vor allem in einer von pädagogischen bzw. disziplinären Grundsätzen getragenen institutionellen Dimension.

Seit Anbeginn wurden die Eleven im praktischen Umgang mit Maschinen, Instrumenten und Werkzeugen vertraut gemacht. Die Unterweisung erfolgte zuweilen, analog den heutigen Praktika, in mechanischen Werkstätten und Fabriken. Auch die Benutzung der Königlichen Modellkammer, deren Restbestände später in den Mathematisch-Physikalischen Salon eingegangen sind, war in den Gründungsjahren ministeriell geregelt. Während die höfischen Modellsammlungen überwiegend aus den aufklärerischen Ideen zugeneigten Kunst- und Naturalienkammern hervorgegangen sind, rückte im frühen 19. Jahrhundert stärker als zuvor die Gewerbeförderung in den Vordergrund. Die vornehmlich an den polytechnischen Schulen geschaffenen speziellen technischen Sammlungen stehen mithin für den Prozess der Verwissenschaftlichung von Technik und Industrie. Neben Rohstoffen und Materialproben, Mustern von Fabrikaten, Geräten, Messinstrumenten und ganzen Maschinen enthielten die Sammlungen vor allem Vorlegeblätter und Modelle. In Ergänzung zu den Vorlege- oder Musterblät-

tern, die als zeichnerische Vorlagen für den technischen Unterricht dienten, ist der besondere didaktische Wert der Modelle hervorzuheben.

Mit zunehmender Verwissenschaftlichung der Technik erhielten auch die Lehrmittel abstrakteren Charakter und dienten der Visualisierung theoretischer Sachverhalte. Ein Beispiel ist die Sammlung der Maschinenlehre, die sich von einem Kompendium von ganzheitlichen Modellen technischer Verfahren und maschineller Anordnungen zu einer Sammlung elementarer Mechanismen wandelte, die der Beschreibung und Demonstration der Bewegungsformen der modernen Maschinerie dienten.

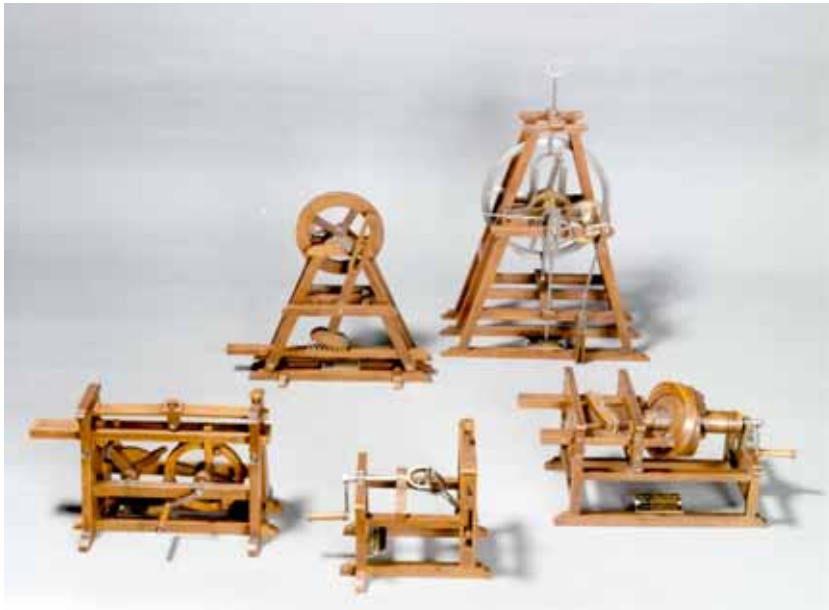


Abb. 1: Getriebemodelle von Johann Andreas Schubert aus den Jahren 1829–1834 zum anschaulichen Unterricht für Maschinenbauer (Getriebemodellsammlung TU Dresden) © Kustodie der TU Dresden

Waren 1853 anlässlich des 25jährigen Bestehens der Technischen Bildungsanstalt noch 15 nach den Unterrichtszweigen geordnete Sammlungen ausgewiesen, welche unter der Aufsicht der jeweiligen Lehrer standen, wuchsen die Bestände – im Gefolge permanenter Veränderungen im Fächerkanon und im Forschungsprofil der Bildungsanstalt – schon bald rasch an. Ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte der naturwissenschaftlichen und technischen Sammlungen am Polytechnikum Dresden war das Jahr 1878, als die Di-

rektoren erstmals „Allgemeine Normen für die Aufstellung und Fortführung der Inventarverzeichnisse und Sammlungskataloge“ erließ. Diese Normen betrafen Verbrauchsgegenstände und Inventar im weitesten Sinne, d.h. neben Lehrmitteln auch Laborgeräte, Materialien und Mobiliar. Den Vorständen der Sammlungen, die für jeweils zwei Jahre durch die Professorenkonferenz gewählt wurden, oblag die Aufgabe, über die Zu- und Abgänge korrekt Buch zu führen, Geschenke auch wertmäßig einzutragen und jährliche Inventuren durchzuführen bzw. zu veranlassen. 1889 enthielt das Verzeichnis der Kataloge bereits 32 Sammlungen. Für die Zeit der Übernahme der neuen Gebäude auf dem heutigen Campusgelände im Wintersemester 1905/06 verzeichnete das Taschenbuch der Technischen Hochschule zu Dresden die stattliche Zahl von 41 Sammlungen. Damit war ein gewaltiger Schritt von den bescheidenen Lehrutensilien der Anfangsjahre zu einem leistungsfähigen Fundus an eigenständigen, den Lehrfächern zugeordneten Sammlungen vollzogen. Bereits 1901 war für die Vorstände der Sammlungen, die sich in der Regel aus der Professorenschaft rekrutierten, die Amtsbezeichnung „Direktor“ eingeführt worden. Freilich war auch schon die Tendenz zu erkennen, dass neben den traditionellen Sammlungen die Laboratorien und Versuchseinrichtungen ein gewisses Gewicht erlangt hatten. So verwundert es nicht, dass die Anzahl der Sammlungen nicht weiter stieg und im Personal- und Vorlesungsverzeichnis der TH Dresden aus dem Jahr 1941 nur mehr 35 Sammlungsgebiete aufgelistet sind.

Mit dem Eindringen abstrakt-theoretischer Methoden in den Ingenieurwissenschaften war seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein zunehmender Funktionsverlust für die herkömmlichen Anschauungsmittel zu verzeichnen. Gleichzeitig erlebte das technikwissenschaftliche Experiment in Korrespondenz mit den

indessen konsolidierten theoretischen Grundlagen einen enormen Aufschwung, so dass sich die Sammlungstätigkeit an den technischen Hochschulen mehr auf das Feld experimenteller Versuche in Lehre und Forschung verschieben sollte. Neben der Einrichtung großzügiger Sammlungsräume in den Neubauten der Mechanischen Abteilung in der Südvorstadt ist der Aufbau leistungsfähiger Maschinen- und Materialprüfungslaboratorien seit 1905 der deutlichste Beleg für diese Tendenz.



Abb. 2: Typischer Sammlungsraum im Dachgeschoss des Hauptkollegiengebäudes der Mechanischen Abteilung der TH Dresden (Mechanisch-Technologische Sammlung) © Kustodie der TU Dresden

Eine Besonderheit der Institutionalisierung von musealen und Lehrsammlungen in der Stadt Dresden verdient an dieser Stelle hervorgehoben zu werden. Ausgewiesen durch ihre fachliche Kompetenz sind die Professoren des Polytechnikums und der späteren Technischen Hochschule von Anfang an und in zunehmendem Maße mit der Aufsicht über die bedeutenden wissenschaftlichen und technischen Sammlungen bzw. Museen in der Stadt Dresden betraut worden. Die Gehaltslisten des Kultusministeriums für das Jahr 1880

weisen fünf Staatsdiener aus, die neben dem Dienstekommen am Polytechnikum ein Gehalt als Museumsdirektor bezogen. In Personalunion mit der Leitung des entsprechenden Fachgebietes ging zeitweise das Direktorat für folgende namhafte Museen einher: das Museum für Mineralogie und Geologie, das Historische Museum, die Antikensammlung (später Skulpturensammlung), den Botanischen Garten, die Anthropologische Abteilung des Museums für Tier- und Völkerkunde und den Mathematisch-Physikalischen Salon.

Neben der praktischen und didaktischen Bedeutung der auf uns gekommenen Anschauungsmittel früherer Generationen stand aber nicht selten auch das persönliche Motiv des leidenschaftlichen Sammelns ihrer Gründer. Namentlich die bedeutenden Polytechniker des 19. Jahrhunderts waren Persönlichkeiten mit einem breiten, nahezu enzyklopädischen Interessenhorizont. Zudem waren ihre technischen Ambitionen eingebunden in den wachsenden Anspruch der Ingenieure, sich nach Leistung und Methode an den überkommenen Geistes- und Kulturwissenschaften zu messen. So gesehen konnte in Zeiten des Positivismus das Sammeln auch ein ganz bewusster Bestandteil einer prononcierten Standesbewegung sein. Ein permanentes Defizit, das ganz sicher auch der damals noch mangelnden Anerkennung des Ingenieurstandes geschuldet war, ist der bis heute fortwirkende Umstand, dass die technische Bildungseinrichtung als Kulturfaktor seitens der Stadtöffentlichkeit nicht hinreichend zur Kenntnis genommen wurde.

Die akzentreiche Campusbebauung, von Generationen tüchtiger Architekten und Bauingenieure aus dem Umfeld der Hochschule geplant, zeugt daher vom Gestaltungswillen der Ingenieure und Technikwissenschaftler, sich ein unverwechselbares, anregendes und den Aufgaben angemessenes Areal zu schaffen und die Baukörper gleichsam als Bedeutungsträger für das gewachsene Ansehen der Ingenieurstätigkeit hinzustellen. Für die Hebung der öffentlichen Wahrnehmung sollten zunehmend

auch die Sammlungen genutzt werden, die mit den Neubauten der mechanischen Abteilung ab 1905 in der Südvorstadt ihre bauliche Repräsentanz fanden. Das Baugeschehen nach 1900 fiel in eine Zeit forcierter Expansionsbestrebungen der Hochschule. Mit dem ersten wirklichen Gesamtplan der Campusbebauung von Martin Dülfer aus dem Jahr 1910 setzte eine Phase des großzügigen inneren und äußeren Ausbaus der Hochschule ein. Es war beabsichtigt, eine möglichst enge städtebauliche Beziehung zwischen der Dresdner Innenstadt, dem in der Nähe des Hauptbahnhofes gelegenen Hauptgebäude der Hochschule und dem neuen Campus herzustellen. So wurden die bereits vorhandenen Bauten des „Kerngeländes“ in den Bebauungsplan einbezogen. Infolge kriegsbedingter Sparzwänge konnte bis 1913 mit dem Torso des Bauingenieur-Gebäudes jedoch nur der erste Bauabschnitt realisiert werden, auch mussten in der Weimarer Republik bei der Errichtung der Gebäude der chemischen Abteilung Abstriche hingenommen werden. Heute noch gilt das Gebäude der Bauingenieur-Abteilung (Beyer-Bau) mit seinem 40 Meter hohen Turm, der ein Observatorium enthält, als Wahrzeichen der Universität wie als städtebauliche Dominante der Südvorstadt. In ihm sind herausragende historische Sammlungen untergebracht, mit ihm wird das Antlitz der Hochschule zur Stadt gekehrt und in eine erlebbare Beziehung zu dieser gesetzt.

Als der Bombardierung Dresdens im Februar 1945 auch große Teile der Hochschule zum Opfer fielen, wurden auch die wichtigsten Sammlungen in Mitleidenschaft gezogen. Wertvolle Sachzeugen, vor allem aus den im Hauptgebäude am Bismarckplatz untergebrachten Beständen, gingen unwiederbringlich verloren. Trotz Hochschulreformen und Neuorientierung der Ingenieurausbildung gelang es selbst zu DDR-Zeiten, einen beträchtlichen Bestand an Sammlungen zu bewahren. Diese sind gewissermaßen als wissenschaftliches Erbe „auf uns gekommen“. Im Bekenntnis der Universität zu ihren Sammlungen kommt mithin auch eine Dresden-spezifische Erinnerungskultur zum Ausdruck. Wissenschaftliche Sachzeugen und technische Denkmale wurden zur Projektionsfläche für die Kompensation von Verlusterfahrungen, die Sammlungen an technischen Hochschulen waren mithin zu Orten der Erinnerungsarbeit geworden. Die sich rasch vollziehende Erneuerung der Lehr- und Forschungsmittel nach dem Zweiten Weltkrieg erforderte in einem Spannungsfeld von Bewahrung und Selektion in beinahe allen Fächern die ständige Neubewertung technischer Sachzeugen, vornehmlich unter technikhistorischen und musealen Gesichtspunkten. Die Folgen für die Sammlungstätigkeit waren gravierend. Zum einen verschob sich die Nutzung der traditionellen Anschauungs- und Demonstrationsmodelle deutlich hin zum Experimentiermodell. Zum anderen erlitten viele, vor allem ältere Sammlungsobjekte einen Funktionsverlust, führten manche Sachzeugen ein Schattendasein als museales Relikt längst vergessener Zeiten oder aber verstaubten in Lehrmittelschränken, in den Kellern oder auf den Dachböden der Institutsgebäude. Dennoch hielt die Entdeckung längst vergessener Artefakte mit historischem Wert durchaus Überraschungen bereit.

Hier schließt sich der Kreis des Wandels vom einstigen Lehrmittel zum musealen Kulturgut. Der rasche curriculare Wandel in der Ausbildung von Technikern hat zur beschleunigten Musealisierung geführt. Gegenwärtig ist die Nutzungsdauer technischer Ausrüstungen, blickt man etwa auf den Computer als Lehrmittel für Informatiker, noch weiter zurückgegangen. Doch nicht alle Mittel gelangen in den Rang musealer Artefakte, es sei denn, die Hochschulen mutierten zu Museen. Die seit den 1970er Jahren neu angelegten Sammlungen galten vornehmlich den jüngeren Disziplinen. Mit der aufstrebenden Mikroelektronik und Informatik etablierten sich jene Zweige wissenschaftlich intendierter Technik, die höchste Innovationsraten erkennen ließen. Dabei sind die ausgesonderten Artefakte der frühen Rechentechnik auch ein Ausdruck der Tatsache, dass es unter den wirtschaftlichen Bedingungen der DDR durchaus möglich gewesen ist, wissenschaftliche Pionierleistungen zu vollbringen.

Ein Reflex auf das erweiterte „Geschichtsbewusstsein“ in realsozialistischen Grenzen, aber auch auf die Anerkennung des Quellenwertes technischen Kulturgutes war die Gründung von Kustodien an den höheren Bildungseinrichtungen der DDR. An der TU Dresden wurde der Aufbau dieser institutionellen

Grundlage für die Bewahrung und Pflege historischer Sachzeugen in den überkommenen Sammlungsbeständen im Oktober 1979 vollzogen. Auch die heutige Ordnung der Kustodie geht im Kern auf diese Zeit zurück. Trotz ideologischer Implikationen, die vor allem die Hochschulgeschichte berührten, war es möglich geworden, auch bürgerliche Traditionen in die Erbpflege und Erinnerungsarbeit einzubeziehen. Technisches Kulturgut wurde nunmehr als Summe und Ergebnis vielfältiger Kultur- und Umwelteinflüsse begriffen. Als Bedeutungs- und Informationsträger für die „Erberezeption“ und historische Forschung erlangten die an den Hochschulen bewahrten Sachzeugen großes Gewicht. Die Erschließungsarbeit mit den Sachquellen gestaltete sich als eine kontextuale Interpretationsarbeit, gleichsam als eine Spurensuche durch die Wissenschafts- und Technikgeschichte. Auch die Bestandspflege sowie die konservatorische und restauratorische Tätigkeit mussten auf die Spezifik der Natur- und Technikobjekte zugeschnitten werden. Die Kooperation der Kustodie mit dem Dresdner „Zentrum für Geschichte der Technikwissenschaften“ hat ein Übriges getan, die wissenschaftshistorischen Wurzeln der Sammlungen zu thematisieren. Unter diesen Gesichtspunkten konnten einige Sammlungen von besonderem historischem Wert als Sachgesamtheit von Objekten, Sammlungsraum und Interieur bewahrt werden und trugen damit den „genius loci“ der Gründungszeit in die Gegenwart.



Abb. 3: Die Farbstoffsammlung in ihrem historischen Interieur aus dem Jahr 1928 im König-Bau © Kustodie der TU Dresden

In diesem Sinne gewinnen die gesammelten Artefakte eine weitere kulturelle und überraschenderweise wiederum höchst didaktische Bedeutung: Sie können zu einem wichtigen Bindeglied zur Geschichte und damit zur Identitätsfindung einer Bildungseinrichtung oder einer Wissenschaftsdisziplin werden, sie sind faszinierende Zeugnisse der handwerklichen Meisterschaft und konstruktiven Kreativität ihrer Erzeuger. Durch ihre Anschaulichkeit und sinnliche Wahrnehmbarkeit tra-

gen die gegenständlichen (dreidimensionalen) Quellen zu einer allgemeinverständlichen und nachhaltigen Verbreitung eines lebendigen Geschichtsbildes bei. Die Wissenschaft tritt so – gleichsam „von selbst“ – aus dem Raum der Hochschule in eine breitere Öffentlichkeit. Darüber hinaus halten Sachquellen als Informationsträger wertvolle Aussagen und Mitteilungen über die Herausbildung und Entwicklung von einzelnen Wissenschaftsdisziplinen für die Nachwelt bereit. Gleichwohl können sie höchst aktuelle Fragestellungen, so zum Beispiel über die Grenzen gegenwärtiger Ausbildungsmethoden in den Ingenieurwissenschaften, anregen. Hierin dürfen wir bereits wichtige Sammlungsmotive der Wissensgesellschaft erkennen.

Geordnete Sammlungstätigkeit – Sammlungsordnung der Kustodie

Dank einer fundierten Sammlungsordnung und dem Zusammenwirken von zentraler Kustodie und den Sammlungsbeauftragten an den bewahrenden Instituten verläuft das Sammlungsgeschehen und der Umgang mit dem kulturellen Erbe an der TU Dresden in geordneten Bahnen. Doch lässt der Zustand und Fortbestand einiger Sammlungen durchaus noch Wünsche offen. Bei vielen Sammlungen besteht

eine Kluft zwischen Bewahrungspflicht und mangelnden personellen und materiellen Ressourcen. Gut funktioniert der Erhalt von Sammlungen, wenn diese in die Lehre einbezogen werden. Dennoch reichen das Budget der Institute und die zugewiesenen zentralen Mittel nicht aus, um wirksame Arbeit mit den Sammlungen, vor allem in Form von sammlungsbezogener Forschung und Erschließung, zu finanzieren. Da auch eine standortübergreifende Förderung der universitären Sammlungen noch aussteht, gehen wir in Dresden daran, gemeinsam Strategien zu entwickeln, die Synergieeffekte bewirken. Auch dürfte künftig zum Sammlungserhalt immer stärker auf den Einsatz von Drittmitteln, Sponsoring, Spenden, Stiftungsgeldern und Sonderzuweisungen zurückgegriffen werden. Ferner ist die ehrenamtliche Betreuungstätigkeit vor allem durch hochkompetente Emeriti hervorzuheben, die zunehmend zu Garanten einer kontinuierlichen Sammlungstätigkeit wird.

Die Aufgaben der Kustodie der TU Dresden leiten sich aus den allgemeinen Leitbildern einer Universität ab, die sich gerade anschickt, in einer neuen Runde der Exzellenzinitiative in den Kreis der geförderten Einrichtungen vorzudringen. Im Spannungsfeld von Tradition und Innovation verortet sich die Kustodie in der gesamtuniversitären Identitätssuche auf dem Feld der Geschichte, der universitären Traditionen und natürlich der gewachsenen Sammlungen bzw. Sachzeugen der Wissenschaftsgeschichte und des zu bewahrenden Kulturgutes der Universität.

Darauf geht auch die Sammlungsordnung ein, deren Text als Kanzlerrundschreiben auch auf der Homepage der Kustodie verankert ist.¹ Die Ordnung zur „Bewahrung der naturwissenschaftlichen und technischen Sammlungen, des Kunstbesitzes und der Kulturdenkmale der TU Dresden“ ist orientiert am Sächsischen Denkmalschutzgesetz, unter das ausdrücklich auch universitäre Sammlungen fallen, sowie an den Regelungen der Sächsischen Hochschulordnung. Grundsätzlich gilt ein institutionelles Bewahrerprinzip, das heißt, die Sammlungen stehen dezentral in der Verantwortung der bewahrenden Einrichtungen (Fachbereiche, Institute, Lehrstühle, Werkstätten), wobei der „zentralen“ Kustodie die Anleitungs-, Beratungs-, Koordinierungs- und Kontrollfunktion zukommt. Alle Sammlungen sowie einzelne herausgehobene Sachzeugen ohne Sammlungscharakter sind als Vermögen der TU Dresden im musealen Fonds der Universität zusammengefasst. Die Ordnung unterstreicht und garantiert den besonderen Schutz der Sammlungen und des Kunstbesitzes als Kulturgut, gewährleistet die öffentliche Zugänglichkeit sowie die Nutzung der Sammlungen für Lehre, Forschung, Ausstellungen, kulturelle und bildungspolitische Zwecke und regelt den Leihverkehr innerhalb der Universität (besonders verbreitet sind Ausleihen von Gemälden und Grafiken zum Schmuck der Diensträume) und nach außen. Insonderheit werden in der Ordnung die Zuständigkeiten der bewahrenden Struktureinheiten sowie die Zuständigkeiten der Kustodie festgeschrieben.

Die bewahrenden Einrichtungen sind für die Sicherheit, den Schutz vor Verlust und die Gewährung öffentlichen Zugangs verantwortlich. Hierzu benennen sie Sammlungsbeauftragte, die für die Erfassung, Inventarisierung, Erschließung, Bestandspflege und Präsentation der Sammlungen Sorge tragen. Bestandsprüfungen werden im 4-Jahres-Rhythmus durchgeführt und protokollarisch dem Dezernat Haushalt, Zentrale Beschaffung und Allgemeine Verwaltung sowie der Kustodie mitgeteilt, die auch die Gesamtdatenbank für den musealen Fonds führt. Die Kustodie wird ferner bei der Wertung von Sammlungswürdigkeit bei Aussonderungen, bei der Planung konservatorischer und restauratorischer Maßnahmen sowie beim Leihverkehr mit außeruniversitären Einrichtungen einbezogen. Die regelmäßigen Zusammenkünfte der Sammlungsbeauftragten unter Anleitung der Kustodie dienen vor allem dem Informationsaustausch, der Weiterbildung sowie der gemeinsamen Festlegung strategischer Ziele der Sammlungstätigkeit und Erweiterung des musealen Fonds.

¹ <http://www.tu-dresden.de/kustodie> (24.06.2010).

Verweisen möchte ich noch auf ein über die Jahre eingespieltes „Frühwarnsystem“ bei der Aussonderung. Besteht im Aussonderungslager für diverse Objekte ein „Denkmalverdacht“, wird in der Regel die Kustodie herangezogen, um zu klären, ob eine Zuweisung in eine Sammlung, die Abgabe in ein Museum, ein Verkauf oder die Verschrottung in Frage kommen. Die Bewertung der Objekte durch Kustodie und Haushaltsdezernat (Sachgebiet Zentrale Beschaffung / Aussonderung) erfolgt überwiegend einvernehmlich mit einem verantwortungsvollen Blick auf das zu erhaltende Kulturgut. Wichtigstes Bewahrungskriterium ist dabei die gewachsene Anbindung der Objekte an Lehre und Forschung, z.B. im Falle von Eigenentwicklungen. Hier wie auch bei der Durchsetzung der Ordnung in den Sammlungen steht als Grundregel des gemeinsamen Umgangs der Dialog im Vordergrund, wobei die Aushandlung stets Vorrang vor der Anweisung genießt. Die Kustodie macht nur in den seltensten Fällen von ihrem Weisungsrecht Gebrauch, wenn Gefahr im Verzug ist.

Gegenwärtig sind in den Sammlungen der TU Dresden etwa 11.000 Exponate erfasst. Hinzu kommen ca. 30.000 Einzelobjekte der Gesteinssammlungen, 8.000 Farbstoffproben und 350.000 Belege des Herbariums. Schließlich bewahrt die Kustodie auch museale Sachzeugen und zugehörige Dokumente, zumeist aus den Nachlässen bedeutender Wissenschaftler, die auf ganz persönliche Weise Auskunft über die wissenschaftliche Tätigkeit und besondere Kreativität ihrer ehemaligen Besitzer geben. Zu erwähnen sind ferner die vielfältigen Gastgeschenke von benachbarten und befreundeten Einrichtungen, die ein ganz Eigentümliches Abbild von Wissenschaftskommunikation und institutioneller Selbstdarstellung liefern. Auf den für eine technische Bildungseinrichtung nach Umfang und Qualität beachtlichen Kunstbesitz kann hier nur am Rande eingegangen werden. Ist dieser auch nicht mit dem der altherwürdigen Universitäten zu vergleichen, bildet der Fundus an Altkunstbesitz, baugebundener Kunst und kontinuierlichen Anschaffungen beweglicher Kunstwerke gleichwohl eine offene und zunehmend auch öffentlichkeitswirksame Sammlung.

Zusammengefasst werden die Bestände im zentralen Datenbanksystem der Kustodie. Erfasst wurden viele Objekte bereits vor 1989 auf der Basis damaliger ESER-Großrechner. Nach 1989 erfolgte die Umstellung auf kompatible PC-Standardsoftware, wobei die einzelnen Sammlungen durchaus „maßgeschneiderte“ Datenbanksysteme benutzen. Die Erfassung von Zugängen erfolgt sukzessive und



Abb. 4: Übergabe der Schausammlung des Phonetischen Instituts der Universität Hamburg an die Akustisch-Phonetische Sammlung der TUD am 10. Mai 2006, rechts: ehrenamtlicher Sammlungsbetreuer Prof. Mehnert © Kustodie der TU Dresden

wird in den periodischen Bestandsprüfungen manifest. Zu den Erwerbsarten zählt vornehmlich die bereits erwähnte Aussonderung von Sachmitteln durch das zentrale Aussonderungslager in den musealen Fonds bzw. die unmittelbare Übernahme von ausgemusterten Lehrmitteln der Struktureinheiten in die zugehörige Sammlung. Auch Schenkungen und Stiftungen zählen zu den Zugängen; aus fiskalischen Gründen wird vom Ankauf seltener Gebrauch gemacht. In jüngster Zeit bereichern großzügige Dauerleihgaben unsere Samm-

lungen, wie es die Übernahme der Schausammlung des Phonetischen Instituts der Universität Hamburg durch die Akustisch-phonetischen Sammlungen der TU Dresden eindrucksvoll belegt.

Sind die Objekte erst einmal als Kulturgut der Universität eingetragen, genießen sie einen besonderen Schutz und können nicht einfach erneut ausgesondert werden. In Einzelfällen erfolgte die Abgabe von Sammlungen oder Teilsammlungen an staatliche Museen, die mit den zugehörigen Fachbereichen kooperieren, wobei der Grundsatz gilt, keine einzelnen „Filetstücke“ herauszulösen. Ein Beispiel hierfür ist das so genannte Nabeshima-Geschenk, eine Sammlung wertvoller japanischer Kunstgegenstände, das aus konservatorischen Gründen in die Obhut und Kompetenz des staatlichen Völkerkundemuseums übergeben worden ist. In der Regel werden Sammlungsobjekte nur als Leihgaben bzw. Dauerleihgaben an Museen abgegeben, wobei im 5-Jahres-Rhythmus eine Prüfung und gegebenenfalls Verlängerung erfolgt.

Streiflichter aus der Arbeit mit den Sammlungsbeauftragten und aus der allgemeinen Sammlungstätigkeit

Vorrangige Themen der Sammlungsbetreuung sind die Erfassung, Erschließung, Dokumentation und Bestandsprüfung. Die Kustodie erarbeitet entsprechende Pläne, hilft bei der Ersterfassung und erörtert vor Ort mit den Sammlungsbeauftragten die anliegenden Probleme der Sammlungen. Oft stehen dabei die Unterbringung, die Sicherheit sowie die konservatorischen Bedingungen in den Sammlungsräumen und Depots zur Debatte. Leider ist es üblich geworden, Sammlungen in unbelichtete Keller Räume zu verbannen, in denen oft mit großer Wanddurchfeuchtung zu kämpfen ist. Neuerdings nimmt der Kanzler selbst an der Begehung und Bestandsaufnahme in den einzelnen Sammlungen teil, so dass gemeinsam mit dem zuständigen Baudezernat Maßnahmen zur Verbesserung der klimatischen Bedingungen in den Sammlungen geplant werden. Auch kommt die Universitätsverwaltung, deren Vertreter nicht selten an den turnusmäßigen Besprechungen der Sammlungsbeauftragten teilnehmen, den bewahrenden Einrichtungen insofern entgegen, als die Flächen für rein museale, also nicht mehr für Lehrzwecke genutzte Sammlungsteile aus der dezentralen Budgetierung „zurückgerechnet“ und von dort an aus zentralen Mitteln getragen werden.

Ferner spielen Fragen der Konservierung und Restaurierung eine besondere Rolle bei der Anleitung und Weiterbildung der Sammlungsbetreuer. Hierzu werden Fachleute eingeladen, bzw. es werden an ausgewählten Objekten spezifische Restaurierungsstrategien erörtert und die Besonderheiten der Erhaltung von naturwissenschaftlichen und technischen Sammlungsobjekten hervorgehoben. Es gilt der Grundsatz „Restaurieren ist nicht Neu-Machen“, wobei einer Substanzerhaltung der Vorrang vor der Funktionserhaltung gegeben wird. Wir halten uns dabei an die allgemein anerkannte „Restaurierungsethik“, nach der die Geschichte der Objekte in Form von Gebrauchsspuren und Schädigungen erkennbar bleiben sollte. Konservierung bedeutet in diesem Sinne, mit nichtinvasiven Methoden weiteren Schäden vorzubeugen. Die durch die Kustodie verteilten zentralen Haushaltsmittel aus der Kostenstelle zum Erhalt der Sammlungen werden von den Verantwortlichen auch vorwiegend zur konservatorischen Sicherung und präsentablen Ausstellung des Sammlungsgutes eingesetzt. Wertvolle Objekte konnten auf diese Weise einer dringenden Konservierung oder Restaurierung unterzogen werden. Als kostensparend erweist sich der Rückgriff auf Restaurierungsstudenten (von der FH Berlin und der Kunsthochschule Dresden) und auf die Amtshilfe durch befreundete Museen (Technische Sammlungen und Stadtmuseum Dresden). Da die Haushaltsmittel der Kustodie sowie der bewahrenden Einrichtungen nicht ausreichen, um den Sammlungserhalt zu sichern, muss auf Drittmittel, Sponsoring, Spenden, Stiftungsgelder und Sonderzuweisungen zurückgegriffen werden.

Ein leidiges Thema ist mithin die personelle und finanzielle Ausstattung der Sammlungen. Da es kaum noch hauptamtliche Stellen für die Sammlungsbetreuung gibt, muss gemeinsam nach einer Erweiterung der finanziellen und personellen Basis, nach alternativen Lösungen und Synergieeffekten ge-

sucht werden. Beispiele hierfür liefert die sammlungsbezogene Forschung. Immerhin konnte während der Vorbereitung von Ausstellungen ein gewisser Schub an Erschließungs- und Forschungsleistungen erzielt werden. Dies betrifft vor allem die Hermann-Krone-Sammlung für jene Zeit, als sie noch über einen wissenschaftlichen Kustos verfügte. Die im Anschluss an die 1998 im Albertinum Dresden ausgerichtete Krone-Ausstellung angebahnte Zusammenarbeit mit dem Getty Conservation Institute war der Höhepunkt einer fruchtbaren Wissenschaftskooperation über Landesgrenzen hinaus. Die Krone-Sammlung gilt als der wichtigste Leihgeber innerhalb der TU-Sammlungen für hochkarätige Ausstellungen im In- und Ausland. Doch auch in fast allen weiteren Sammlungen gehen regelmäßig Leihersuche ein.

Jüngst waren es vor allem Ausstellungen in den „Universitätssammlungen. Kunst+Technik“ in der „Altana-Galerie“, deren Vorbereitung vor allem interdisziplinäre Forschung nötig machte: „Wahrzeichen. Fotografie und Wissenschaft“ (2006), „Good Vibrations. Geometrie und Kunst“ (2008) sowie „Color Continuo. System und Kunst der Farbe“ (2009/10). Die in die jüngste Ausstellung involvierte Sammlung Farbenlehre hatte bereits durch die Veranstaltungen des „Farbenforums“, durch ein E-Learning-Projekt sowie durch ihre Beteiligung an den Jahrestagungen des Deutschen Farbenzentrums und der Deutschen farbwissenschaftlichen Gesellschaft einen beträchtlichen Forschungsvorlauf gewonnen. Ein weiteres Vorhaben, das historische Forschung erforderte, ist die Einbeziehung der Getriebemodellsammlung in das DFG-Projekt „Digitale Mechanismen- und Getriebelbibliothek“.² Selbstverständlich werden die Sammlungen auch in die hochschulgeschichtlichen Forschungs- und Publikationsvorhaben der Kustodie einbezogen (z.B. Geschichte der Fakultät Maschinenwesen, Geschichte des Instituts für Angewandte Photophysik). Auch die Vernetzung der universitären Sammlungen schreitet voran: Ein erstes Zeichen setzte das Pilotprojekt „Timeline of Photography“ am Beispiel von Hermann Krones Lehrmuseum³ im Rahmen der Internet-Präsentation „Constructing Europe“ des internationalen SEPIA II Program (2003) der ECPA (European Commission for Preservation and Access). Auf den vom Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik an der Humboldt-Universität zu Berlin herausgegebenen Katalog der Universitätssammlungen in Deutschland,⁴ in dem die Sammlungen der TU Dresden vollständig vertreten sind, ist im Symposium zur vorliegenden Aufsatzsammlung mehrfach hingewiesen worden.

Die Öffentlichkeitsarbeit wird zwar in den Sammlungen selbst und von den bewahrenden Einrichtungen betrieben, doch gibt es auch hier sowie bei der Zusammenarbeit mit dem Unimarketing ein koordiniertes Vorgehen. Etwa zwei Drittel der Sammlungen werden in Teilbeständen für die Ausbildung von Studenten, für Ringvorlesungen sowie für Weiterbildungsangebote genutzt. Für Veranstaltungen mit Eventcharakter wie Lange Nacht der Wissenschaften, Tag der offenen Tür, Schnupperstudium, Kinderuniversität, Museumssommernacht, aber auch für Jubiläen werden Sammlungen geöffnet oder die Ausstellungen der Kustodie zur Popularisierung der Sammlungstätigkeit genutzt. Von Absolventengruppen, Gästen der Universität, Schülern und Senioren werden Führungen und Sonderveranstaltungen in der Ständigen Ausstellung und in der Altana-Galerie sowie die historischen Campusführungen rege frequentiert. Das Interesse der Studenten an der Ständigen Ausstellung und an Sammlungsbesichtigungen hält sich, außer bei engem Fachbezug, leider in Grenzen. Auch Schüler und Praktikanten werden in die Sammlungsarbeit einbezogen. Die Originalität und Authentizität der Objekte universitärer Sammlungen könnte diese – als Ergänzung zu den verbreiteten Science-Centers und Experimental-Museen – zu Orten lebendiger Wissenschaftskommunikation werden lassen, womit sich vor allem dem umfassenden Kultur- und Bildungsauftrag der Universitäten nachkommen ließe. Hervorzuheben sind die Aktivitäten der akustisch-phonetischen Sammlung im Rahmen von Vorlesungen

² DMG-Lib: <http://www.dmg-lib.org/dmglib/main/portal.jsp> (24.06.2010).

³ <http://www.iapp.de/krone/timeline/Deutsch/Index2.htm> (24.06.2010).

⁴ <http://publicus.culture.hu-berlin.de/sammlungen/> (24.06.2010).

und wissenschaftlichen Konferenzen. Im vergangenen Jahr mündete dies in einen Traditionstag, der von einer Ausstellung in den Technischen Sammlungen begleitet wurde.

Die sammlungsbezogene Forschung nimmt sich hingegen relativ bescheiden aus und ist etwa mit den großen naturkundlichen Museen nicht zu vergleichen. Zur Forschung für die Lehre zählen E-Learning-Projekte genauso wie die erwähnten digitalen Bibliotheken mit ihren interaktiven Möglichkeiten. Auch hält die Ausstellungsvorbereitung, dies vor allem im Projekt „Universitätsmuseen. Kunst+ Technik“, für Kuratoren und Sammlungsbetreuer Anregungen für eine interdisziplinäre Forschung bereit. In geringem Maße betreiben Kustodie und einige Sammlungsbeauftragte auch Forschung zur Sammlungsgeschichte mit einem deutlichen wissenschaftshistorischen Bezug. Forschungsleistungen werden auch im gegebenen Rahmen für Restaurierungsvorhaben sowie für die virtuelle Rekonstruktion von verlustig gegangenen Sammlungsobjekten im Rahmen von studentischen Arbeiten erbracht. Ferner gibt es in einigen Sammlungen eine projektbezogene Forschungskoooperation. Entsprechend erfolgt die Finanzierung der Forschung vornehmlich aus Drittmitteln, über Kulturförderung oder Kultursponsoring. Der höchste Anteil an Leistungen für die wissenschaftliche Erschließung der Sammlungen erwächst aus der ehrenamtlichen Tätigkeit, namentlich aus dem Engagement interessierter und höchst motivierter Emeriti.

Beginnend mit dem von der Kustodie edierten Bildband „Sammlungen und Kunstbesitz“ im Jahr 1996 wurde die Erarbeitung spezieller Sammlungskataloge (Akustische Sammlung, Grafiksammlung Medizin, Architektursammlung) eingeleitet. Der Öffentlichkeitsarbeit dienen ferner Katalogbeiträge, Werkverzeichnisse (Hermann Krone), Publikationen in Fachzeitschriften sowie die gegenwärtig erarbeiteten Faltblätter zu den einzelnen Sammlungen. Die weit vorangeschrittene Digitalisierung der Sammlungs-

bestände erlaubt es zudem, reich visualisierte Internetauftritte, die Sammlungskataloge, Projekte der Altana-Galerie und virtuelle Campusrundgänge leicht zugänglich machen.

Insgesamt bilden die Kustodie und die Sammlungsbeauftragten eine gemeinsame Plattform der Wissenskommunikation und des Erfahrungsaustausches zum Sammlungsgeschehen an der TU Dresden und sind damit ein Garant für eine geordnete Sammlungstätigkeit, für die Weitergabe von inhaltlichen Anregungen sowie ein Ausgangspunkt für interne und externe Vernetzungen und für die Nutzung von Synergieeffekten.

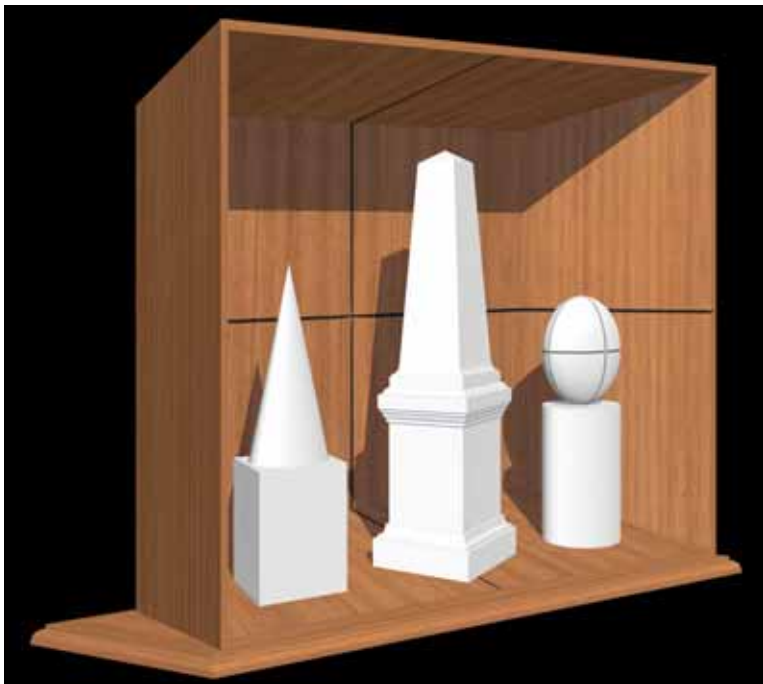


Abb. 5: Virtuelle Rekonstruktion eines geometrischen Modells von Ludwig Burmester, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde (Sammlung Mathematische Modelle) © Kustodie der TU Dresden

Literatur

MAUERSBERGER, K. 2007. Sammlungen und technische Bildung – die TU Dresden als Hort naturwissenschaftlicher und technischer Sammlungen. In: *Sammeln als Institution. Von der fürstlichen*

Wunderkammer zum Mäzenatentum des Staates, hg. MARX, B.; REHBERG, K.-S. (Hrsg.). München: Deutscher Kunstverlag, 273–285.

REKTOR DER TU DRESDEN (Hrsg.) 1996. *Sammlungen und Kunstbesitz der Technischen Universität Dresden*. Leipzig; Dresden: UniMedia-Verlag.

Kontakt

Dr.-Ing. Klaus Mauersberger

Technische Universität Dresden

Kustodie

01062 Dresden

e-mail: klaus.mauersberger(at)mailbox.tu-dresden.de

<http://www.tu-dresden.de/kustodie>

Sammlungsrichtlinien am Beispiel naturkundlicher Sammlungen

CHRISTIANE QUAISER & FRIEDERIKE WOOG

Abstract

Realität für viele naturkundliche Sammlungen an Museen und Universitäten sind leider oft unzulängliche Räumlichkeiten, unsachgemäße Aufbewahrung, geringe Erschließung und fehlendes oder schlecht ausgebildetes Personal. Die Ursachen dafür sind vielfältig und meistens bedingt durch mangelnde Gelder der öffentlichen Hand. Auf verschiedensten Ebenen wird deshalb versucht, in Projekten, Initiativen und Arbeitsgruppen Lösungswege zu entwickeln und zu beschreiten. Dabei reicht das Spektrum vom Erfahrungsaustausch auf Technikerebene über das Entwickeln von Qualitätsstandards und Richtlinien im Sammlungsmanagement bis hin zu gemeinsamen, strategischen Entscheidungen auf Direktorenebene – und vom regelmäßigen Erfahrungsaustausch innerhalb einer Institution bis hin zu europäischen und weltweiten Kooperationen. Die Welt der Naturkundemuseen versteht sich nicht als geschlossene Gesellschaft, sondern als ein für vielfältige Kooperationen offenes System. Wir geben Beispiele für laufende Projekte und Arbeitsgruppen, Sammlungsstandards und -richtlinien und bieten damit Ideen und Anknüpfungspunkte für weitere Aktivitäten.

Vorbemerkungen: Besonderheiten naturkundlicher Sammlungen in Deutschland

Bei naturkundlichen Sammlungen handelt es sich im Wesentlichen um naturwissenschaftliche Objektsammlungen, die sich den Bereichen Zoologie, Botanik, Mykologie, Geologie und Paläontologie zuordnen lassen. Die Objekte wurden der belebten und unbelebten Natur entnommen und sind so



Abb. 1: Wissenschaftliche Vogelsammlung, Balgschubladen: Foto: Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart, Julia Gritzka

vielfältig wie diese selbst. Sie umfassen z.B. Belegexemplare von Pilzen, Pflanzen, Tieren, Mineralien und Fossilien. Unterschiedlichste Materialien, Strukturen und Größen erfordern unterschiedlichste Aufbewahrungsformen und Sammlungs- pflege. Als Grundlage für vergleichende Untersuchungen zielen moderne naturkundliche Sammlungen weniger auf den Erwerb einzelner Exemplare ab als vielmehr auf das Zusammentragen von Serien, d.h. mehrerer Ob-

jekte von einem Ort und/oder einem Zeitraum. Darüber hinaus enthalten die meisten naturkundlichen Sammlungen wichtige historische Präparate, die als Zeugen der Wissenschaftsgeschichte zum nationalen Kulturgut zählen.



Abb. 2: Rote Etiketten markieren das Typenmaterial, hier Schwarzkäfer. Foto: Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart, Julia Gritzka

Anders als in den Nachbarländern gibt es wegen der föderalen Struktur der Bundesrepublik Deutschland bundesweit vielfältige naturkundliche Sammlungen an den Naturkundemuseen und Universitäten. Diese unterscheiden sich in ihrer Ausrichtung oft ganz erheblich und reichen von kleineren, regionalen Sammlungen über Universitätssammlungen für den Lehrbetrieb bis zu umfangreichen Sammlungen mit

weltweiter Ausrichtung. Einen Überblick über die biologischen Sammlungen in Deutschland gibt das *Zentralregister Biologischer Forschungssammlungen in Deutschland* (ZEFOD, <http://zefod.genres.de>).

Unabhängig von der Größe strebt das Management naturkundlicher Sammlungen, wie bei anderen Sammlungen auch, nach

- dem dauerhaften Erhalt von nationalem Kultur- und Forschungsgut,
- einer physischen und digitalen Erschließung von Sammlungen für Forschung, Lehre und Öffentlichkeit und
- der Sammlungsvermehrung als Basis wissenschaftlicher Forschung.

Bei Naturkundemuseen sind die Pflege, der Erhalt und das Vermehren der Sammlungen, neben Forschung und Öffentlichkeitsarbeit, eine ihrer drei Hauptaufgaben. Diese Feststellung allein ist jedoch kein Garant gegen unzulängliche Räumlichkeiten, unsachgemäße Aufbewahrung, geringe



Abb. 3: In Herbarien werden getrocknete Pflanzen nach wissenschaftlichen Kriterien sortiert aufbewahrt. Foto: Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart, Julia Gritzka

Erschließung und fehlendes oder schlecht ausgebildetes Personal. Die Ursachen dafür sind vielfältig und meistens in mangelnden finanziellen Ressourcen zu suchen. Auf den unterschiedlichsten Ebenen wird daher versucht, in Projekten, Initiativen und Arbeitsgruppen Lösungswege zu entwickeln. Das Spektrum reicht vom Erfahrungsaustausch auf Technikerebene über das Entwickeln von Qualitätsstandards und Richtlinien im Sammlungsmanagement bis hin zu

gemeinsamen, strategischen Entscheidungen auf Direktorenebene, ebenso wie dem regelmäßigen Erfahrungsaustausch innerhalb einer Institution bis hin zu europäischen und weltweiten Kooperationen. Jedoch steckt vieles, was über projektbasierte Zusammenarbeit hinausgeht, noch in den Kinderschuhen.

Zu jedem Aspekt des Sammlungsmanagements, Pflege, Erschließung und Vermehrung, lassen sich eine Reihe spezifischer Methoden, Standards, Richtlinien und Gesetze zuordnen, die wiederum auf den verschiedensten Ebenen zum Tragen kommen (institutionell, länderspezifisch, national, international). Im Folgenden möchten wir, bezogen auf jeden dieser Aspekte von einigen Beispielen berichten, die als Anregung zu verstehen sind und als Ausgangspunkte dienen können, um weitere Informationen für die eigene praktische Arbeit zu erhalten.

Einen umfassenden Standard für Museen hat der *Deutsche Museumsbund* (DMB, <http://www.museumbund.de>) nach den ICOM-Richtlinien verfasst (http://www.museumbund.de/de/das_museum/ethik_standards/standards_fuer_museen). Er beschreibt allgemeine Aufgabebereiche und offene Standards für Museen, wie z.B. Museumskonzept, Management, Personal, Sammeln, Bewahren, Forschen und Vermitteln, geht jedoch nicht auf die Besonderheiten naturkundlicher Sammlungen ein.

Pflege und Erhalt naturkundlicher Sammlungen: Best Practice und Standards

Der Pflege und dem Erhalt, dem Herzstück des Managements naturkundlicher Sammlungen, widmen sich weltweit zahlreiche Arbeitsgruppen und Projekte. In Deutschland sehr aktiv ist die *Arbeitsgruppe Kuratoren der Gesellschaft für Biologische Systematik* (GfBS, <http://www.gfbs-home.de>). Die Themen dieses Forums für deutschsprachige Taxonomen und Systematiker sind vielfältig, aber stets bezogen auf die Sammlungspflege und den Sammlungserhalt. Die Aktivitäten reichen von Workshops zu



Abb. 4: Auf SPNHC-Tagungen kommen Sammlungsmanager aus der ganzen Welt zum Erfahrungsaustausch zusammen. Foto: Naturalis, Herman Berkhoudt

Notfallplanung und Risikomanagement über Weiterbildungen zu integriertem Schädlingsmanagement und dem Versand von Sammlungsmaterial bis hin zur Bereitstellung von Informationsmaterial und der Ankündigung von Tagungen und Stellen. In Nordamerika werden die Aufgaben der AG Kuratoren von der *Society for the Preservation of Natural History Collections* (SPNHC, <http://www.spnhc.org>) übernommen. Die SPNHC vereinigt die Sammlungsmanager vieler naturhistorischer Sammlungen Nordamerikas und kann bereits auf 25 Jahre Erfahrungsaustausch in Sachen Sammlungsmanagement zurückgreifen. Das

schlägt sich in etlichen Standardwerken nieder, aber auch in einer eigenen Zeitschrift, dem „Collection Forum“ (bis 2000 online verfügbar), einem Newsletter und den jährlich statt findenden Tagungen (alle fünf Jahre in Europa). Auf übergeordneter, internationaler Ebene befasst sich eine Arbeitsgruppe des *International Council of Museums, Committee for Conservation*, mit ethischen und technischen Problemen naturhistorischer Sammlungen (ICOM-CC, working group Natural History Collections, <http://www.icom-cc.org/33/working-groups/natural-history-collections>).

Aus dem Blickwinkel der Biomedizin mit den dazu gehörenden Standards und Best Practice-Methoden hat sich in den letzten Jahren die *International Society for Biological and Environmental*

Repositories (ISBER, <http://www.isber.org>) als ein zentrales, internationales Forum etabliert. Hier werden alle technischen, rechtlichen, ethischen und Managementfragen von modernen Umwelt- und biologischen Sammlungen diskutiert. Naturkundliche Sammlungen können hier vor allem profitieren, wenn es um Fragen zu genetischen Analysen und molekularen Sammlungen sowie den damit verbundenen Problemen geht, wie z.B. bei der Ausleihe genetischen Materials und dessen Vervielfältigung. Neben diesen allgemeinen Fachgesellschaften gibt es eine Vielzahl von auf ihre Fachgebiete spezialisierten Arbeitsgemeinschaften, wie z.B. die Kustoden ornithologischer Sammlungen in der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft (<http://www.do-g.de/49.0.html>).

Ein Beispiel für ein Projekt, das sich der Qualität und einheitlichen Standards im Sammlungsmanagement widmet, ist das EU-Projekt *SYNTHEsys* (2. Phase, 2009–2013, <http://www.synthesys.info>). In diesem Projekt werden z.B. Methoden zur Einschätzung der Qualität der eigenen Sammlung und der Arbeit von Sammlungspflegern (so genannte „performance indicators“) entwickelt. Geplant ist weiterhin ein so genannter „Helpdesk“, besetzt mit Experten zu sammlungsspezifischen Problemen. Eine weitere Komponente von *SYNTHEsys* ist die Finanzierung des Austauschs von Wissenschaftlern, um ihnen sammlungsbezogene Forschung in anderen Instituten zu ermöglichen.

Konkretes Beispiel: Risikomanagement und Notfallplan

Prävention und Notfallplanung sind unverzichtbare Voraussetzungen für den Sammlungserhalt. Dazu gehört, sich eine konkrete Vorstellung über die Gefahrenquellen zu machen. Zu diesen zählen:

- Umwelteinwirkungen (Erdbeben, Sturm, Überschwemmung, Blitzeinschlag)
- Havarien (Wasser, Feuer, Stromausfall)
- Diebstahl, Vandalismus (Unruhen, Krieg)
- Unzureichende oder unsachgemäße Pflege und Aufbewahrung (Sammlungsräume und -schränke, Temperatur, Luftfeuchte, schädliche Zusatzstoffe), Nutzung und Versand
- Schädlinge
- Deakzession durch Verkauf, Abgabe oder Zerstörung, unklare Eigentumsverhältnisse



Abb. 5: Hinterlassenschaft eines Wasserrohrbruchs: eine durch Schlamm und Wassermassen zerstörte Schädelammlung. Foto: Peter-René Becker

Etlichen dieser Gefahrenquellen lässt sich präventiv entgegenreten, z.B. Schädlingen oder unsachgemäßer Aufbewahrung. Bei anderen Gefahrenquellen, wie Umwelteinwirkungen oder Havarien, ist es unabdingbar, einen klaren Notfallplan zu haben. Dieser sollte zumindest folgende Dinge enthalten:

- Grundrisse, Aufstellung des Sammlungsgutes
- Telefonnummern, Handlungsanweisungen
- Notfallausrüstung
- Netzwerk: Notfallteam, Ausweichlager- und Tiefkühlflächen



Abb. 6: Brandschaden an einer paläontologischen Sammlung. Foto: Museum für Naturkunde Berlin, Historische Bild- u. Schriftgutsammlungen, (Sigel: MfN, HBSB), Bestand: Zool. Mus., Signatur: B III/388 (Brandschaden, Foto: M. Barthel)

Da im Notfall zumeist ein schnelles und koordiniertes Handeln notwendig wird, sind eindeutige Absprachen sowie ein eingespieltes internes Notfallteam, ergänzt durch externe Partner, entscheidend. Das kann im Vorfeld auch trainiert werden.

Während für Bibliotheken, Archive und andere Kultureinrichtungen bereits zahlreiche Erfahrungen und Standards zum Thema Sicherheit existieren, wie z.B. das Projekt *Sicherheitsleitfaden der Konferenz nationaler Kultureinrichtungen*

(<http://www.konferenz-kultur.de/SLF/index1.php>, inklusive umfangreicher Literaturliste), besteht bei naturkundlichen Sammlungen noch Nachholbedarf. In Europa arbeitet das SYNTHESYS-Projekt an einer Lösung (<http://www.synthesys.info/downloads/NA%20C/Developing%20a%20Disaster%20Plan.pdf>). In Amerika widmet sich die SPNHC seit dem 11. September 2001 diesem Thema. Ein Workshop führte zum Aufbau der Internetseite *MuseumSOS* mit vielen nützlichen Informationen (<http://museum-sos.org/htm/index.html>).

Physische Zugänglichkeit von naturkundlichen Sammlungen

Um den Ansprüchen von Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit gerecht zu werden, muss eine gewisse physische Zugänglichkeit gewährleistet sein. Die Voraussetzungen dafür sind bei naturkundlichen Sammlungen relativ gut. Hier werden grundsätzlich Verwandtschaftsverhältnisse bzw. Gemeinsamkeiten in Struktur, Abstammung und/oder Herkunft als Ordnungsprinzipien verwendet. Durch das natürliche Bedürfnis der Kuratoren zum Erfahrungsaustausch und ein pragmatisches Vorgehen bei Sammlungs Aufbau und -verwaltung haben sich diese Prinzipien über die Jahrhunderte hinweg zwischen den Institutionen angeglichen. Organismensammlungen werden demzufolge überall einer wissenschaftlichen Systematik folgen.

Der physische Zugang ist jedoch nicht überall möglich. Die Ursachen reichen von mangelnden finanziellen Ressourcen bis hin zum fehlenden Interesse zuständiger Personen. So gibt es Sammlungen, die nur notdürftig in Lagerräumen untergebracht sind und in denen ein Zugang nicht oder nur sehr begrenzt möglich ist. In anderen Fällen ist das Wissen um den inneren Aufbau einer Sammlung mit der Pensionierung des Kustoden sogar verloren gegangen. In Europa widmet sich das Projekt SYNTHESYS einerseits der Verbesserung des Sammlungsmanagements und der Zugänglichkeit von Sammlungen. Andererseits formuliert es einen Mindeststandard für die physische Aufbewahrung und Zugänglichkeit von Sammlungen (http://www.synthesys.info/II_na_2.htm). In Deutschland gibt es dazu

bislang keinen vergleichbaren Ansatz. Selbst wenn der physische Zugang gegeben ist, steckt die Entwicklung gemeinsamer Standards und Richtlinien hierfür noch in den Kinderschuhen. In Europa hat sich über das Projekt *European Distributed Institute of Taxonomy* (EDIT, <http://www.e-taxonomy.eu>) eine Arbeitsgruppe von Sammlungsleitern gebildet, die sich u.a. mit der Formulierung von einheitlichen Bedingungen für den wissenschaftlichen Leihverkehr zwischen naturhistorischen Sammlungen beschäftigt.

Die wichtigsten Aspekte sind dabei:

- klare Regeln für Leihnehmer,
- Begrenzung der maximalen Leihzeit inklusive Verlängerungen,
- definierte Aufbewahrung während der Leihzeit, keinerlei Änderungen am Leihmaterial,
- geregelter Versand sowie gegenseitige Empfangsbestätigungen,
- korrekte Nennung von Material und Leihgeber in Publikationen sowie
- gesonderte Regeln bei DNA-Proben, z.B. Gutachtergremium.

In Deutschland gibt es ähnliche Bestrebungen im *Konsortium Deutscher Naturwissenschaftlicher*

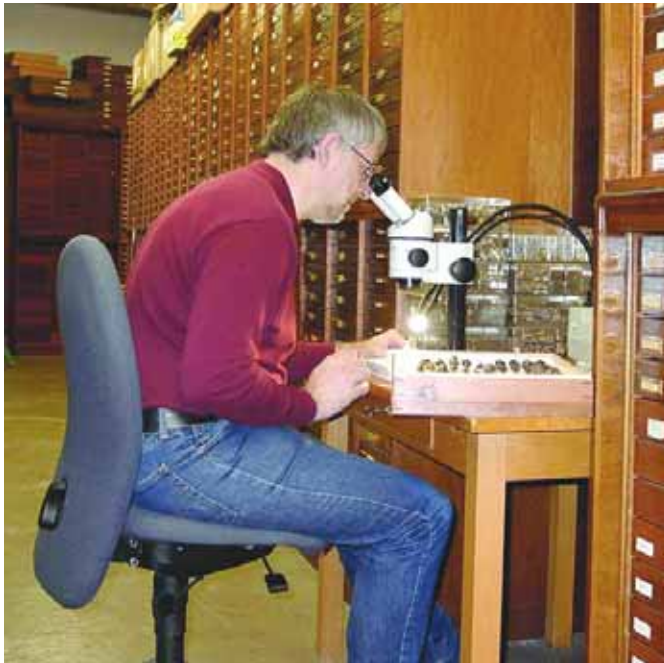


Abb. 7: Die naturkundlichen Sammlungen sind oft auch die Arbeitsplätze der Wissenschaftler. Foto: Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart, Johannes Reibnitz

Forschungssammlungen (DNFS, <http://www.dnfs.de>) und im *Humboldt-Ring* (HUR, <http://www.humboldt-ring.de>), die beide die größeren deutschen naturkundlichen Sammlungen umfassen. Bislang sind jedoch noch keine Publikationen zu diesen Themen frei und online verfügbar.

Von Seiten der Wissenschaftler unterstützen – neben den generell vorhandenen Förderstrukturen etwa des DAAD oder der DFG – Programme wie der ACCESS-Teil von SYNTHESYS (http://www.synthesys.info/access_home.htm) oder das Expert-in-Training-Programm von EDIT (<http://www.e-taxonomy.eu/EiT>) gezielt den Austausch von Wissenschaftlern zwischen europäischen Naturkundemuseen und ermöglichen ihnen kurze Forschungsaufenthalte und Praktika.

Digitale Erschließung von naturkundlichen Sammlungen

Die Anforderungen an die digitale Verfügbarkeit naturkundlicher Objekte sind so vielfältig wie die entsprechenden Anfragen sowie die physische Nutzung der Objekte selbst. Viele dieser Sammlungsobjekte sind von großem historischem Wert oder auf andere Weise Teil des nationalen Kulturgutes. Eine Digitalisierung unter kulturellen Gesichtspunkten wird damit immer ein Foto beinhalten. Für viele naturwissenschaftliche Fragestellungen sind dagegen vor allem präzise und verlässliche Sammlungsdaten des Objektes wichtig.

Auf europäischer Ebene wird nationales Kulturgut aus Museen, Archiven, Bibliotheken, Stimm- und Filmarchiven zunehmend über das Projekt und Internetportal *Europeana* (<http://www.europeana.eu/portal/index.html>) online verfügbar gemacht. Viele nationale Aktivitäten fließen inzwischen hier ein und über diese auch viele naturkundliche Objekte, so z.B. über den digiCULT-Verbund in Schleswig-

Holstein, Hamburg und dem Saarland (<http://digicult.museen-sh.de>). Die internationale Initiative *Global Biodiversity Information Facility* (GBIF, <http://www.gbif.org>) ermöglicht nicht-kommerziellen Nutzern den freien Zugang zu Sammlungsdaten. Hier stehen Biodiversitätsdaten im Vordergrund, d.h. der Bezug vom Objekt zu Raum und Zeit. Typische Fragen sind z.B. das Vorkommen einer bestimmten Organismenart an einem bestimmten Ort und deren Veränderung über den Zeitverlauf. In Deutschland besteht seit 2003 ein nationaler GBIF-Zweig, der nach größeren Organismengruppen in so genannten „Knoten“ strukturiert ist (z.B. Botanik, Mykologie, Evertebraten, Vertebraten). Insgesamt sind 48 bedeutende naturhistorische Sammlungen und Forschungseinrichtungen Deutschlands mit insgesamt 66 durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Projekten an GBIF Deutschland beteiligt gewesen. Zurzeit stellt Deutschland nahezu 7,4 Millionen Biodiversitätsdaten über das GBIF-Portal bereit (<http://www.gbif.de>), und die Tendenz ist weiter zunehmend.

Um die notwendige Standardisierung der Daten kümmert sich dabei die *Taxonomic Database Working Group* (TDWG, <http://www.tdwg.org>).

Die Verfügbarkeit von naturkundlichen Sammlungsobjekten mit den dazugehörigen Daten über das Internet erhöht nicht nur deren Nutzbarkeit für Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit, sie schonen auch die kostbaren Originalexponate und machen Forschung und Lehre effizienter.

Entwicklung naturkundlicher Sammlungen

Je nach Sammlungskonzept gehören die Weiterentwicklung und Vermehrung einer Sammlung zu den Hauptaufgaben der Sammlungsleiter und Direktoren. Neben ethischen und legalen Rahmenbedingungen sind dabei das Museumskonzept und die damit verbundene Sammlungsstrategie Grundlage für die Entscheidung, ob ein bestimmtes Objekt für die Sammlung erworben werden soll oder nicht. Einen Leitfaden zum nachhaltigen Sammeln bietet der Deutsche Museumsbund an (http://www.museumsbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Leitfaeden_und_anderes/Nachhaltiges_Sammeln.pdf).

Wie alle Sammlungen stehen und fallen auch naturkundliche Sammlungen mit dem Umfang ihrer finanziellen Ressourcen. In Zeiten knapper Kassen können nicht mehr alle angebotenen Sammlungsobjekte von einzelnen



Abb. 8: Gewebeproben für genetische Untersuchungen stellen Spezialsammlungen dar, die in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Foto: Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart, Friederike Woog

Sammlungsobjekte von einzelnen Institutionen gekauft werden. Lösungsansätze wären z.B. die verstärkte Profilierung der einzelnen naturhistorischen Sammlungen in einem größeren, z.B. nationalen Verband auf der einen und die engere Kooperation und Abstimmung auf der anderen Seite. So kann Konkurrenz beim Erwerb von Sammlungsstücken reduziert werden, während sich besonders wertvolle Objekte sogar gemeinsam erwerben lassen. Auf nationalem Niveau befasst sich der

Humboldt-Ring, der Verbund der naturhistorischen Museen Berlin, Bonn, Karlsruhe, München und Stuttgart, mit der Entwicklung einer gemeinsamen Sammlungsstrategie. Auf europäischer Ebene haben die Sammlungsleiter der an EDIT angeschlossenen Institutionen dieses Thema aufgegriffen. Nach Abschluss des EDIT-Projekts wird diese Arbeitsgruppe Konzepte zu gemeinsamen Sammlungsstrategien, zum Ankauf und zur Abgabe von Objekten, zum Leihverkehr etc. unter dem Dach des europäischen *Consortium of European Taxonomic Facilities* (CETAF, <http://www.cetaf.org>) weiter entwickeln.

Kontakt

Dr. Christiane Quaiser
 Museum für Naturkunde
 Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin
 Invalidenstr. 43, 10115 Berlin
 e-mail: [christiane.quaiser\(at\)mfn-berlin.de](mailto:christiane.quaiser(at)mfn-berlin.de)
<http://www.museum.hu-berlin.de/index.html>

Dr. Friederike Woog
 Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart
 Rosenstein 1, 70191 Stuttgart
 e-mail: [friederike.woog\(at\)smns-bw.de](mailto:friederike.woog(at)smns-bw.de)
<http://www.naturkundemuseum-bw.de>

Infobox 1:

Netzwerke, Initiativen und Projekte auf der Basis naturkundlicher Sammlungen (Auswahl)

Art	Kürzel	Name und Kurzbeschreibung (sofern nicht im Haupttext)	URL
Interessen- verband	DMB	Deutscher Museumsbund, FG Naturhistorische Sammlungen	http://www.museumbund.de/ de/home/
Projekt	ZEFOD	Zentralregister Biologischer Forschungssammlungen in Deutschland	http://zefod.genres.de/
Konsortium	HUR	Humboldt-Ring	http://www.humboldt-ring.de/
Konsortium	DNFS	Deutsche Naturwissenschaftliche Forschungssammlungen	http://www.dnfs.de/
Konsortium	CETAF	Consortium of European Taxonomic Facilities – Zusammenschluss der größeren Naturkundemuseen in Europa	http://www.cetaf.org/
Projekt	EDIT	European distributed Institute for Taxonomy	http://www.e-taxonomy.eu/
Projekt	SYNTHEsys	Synthesis of Systematic Resources	http://www.synthesys.info/

Programm	Lifelong Learning	Lifelong Learning-Programm der europäischen Kommission für Aus- und Weiterbildung	http://ec.europa.eu/education/lifelong-learning-programme/doc78_en.htm
Im Aufbau	SciColl	Scientific Collections International	http://scicoll.myspecies.info/
Komitee	ICOM-NATHIST	International Council of Museums – International Committee for museums and collections of natural history	http://www.icom-nathist.de/icom/index.htm
Initiative	GTI	Global Taxonomy Initiative – Verfügbarmachung taxonomischen Wissens zum globalen Schutz der Biodiversität	http://www.cbd.int/gti/
Netzwerk	Collections Link	Collections Link – Englische Internetplattform für Mitarbeiter in Sammlungen, Archiven, Bibliotheken	http://www.collectionslink.org.uk/
Gesellschaft	SPNHC	Society for the Preservation of Natural History Collections	http://www.spnhc.org/
Projekt	LifeWatch	LifeWatch – Zentrale Internetplattform für alle Biodiversitätsdaten und Observatorien	http://www.lifewatch.eu/
Konsortium	BHL	Biodiversity Heritage Library – Digitalisierung und Verfügbarmachung von Biodiversitätsliteratur	http://www.biodiversitylibrary.org
Projekt	Europeana	Europeana.Kultur.Denken	http://www.europeana.eu/portal/index.html
Projekt	digiCULT	digiCULT Museen SH	http://digiicult.museen-sh.de/
Initiative	GBIF	Global Biodiversity Information Facility	http://www.gbif.org/
Gesellschaft	TDWG	Taxonomic Database Working Group	http://www.tdwg.org/
Netzwerk	BioCASE	Biological Collection Access Service for Europe – Regelung eines einheitlichen Zugangs zu EU-Sammlungs- und Beobachtungsdaten	http://www.biocase.org
Initiative	CBOL	Consortium for the Barcoding of Life – Entwicklung von DNA-barcoding-Methoden zum globalen Standard für die Identifizierung von Organismen	http://www.barcoding.si.edu/

**Infobox 2:
Links zu nationalen und internationalen Sammlungsrichtlinien und -standards
(Auswahl)**

Was?	Wo? – URL
Ethische Richtlinien für Museen von ICOM	http://icom.museum/codes/ICOM_Ethische%20Richtlinien.pdf
DMB – Standards für Museen	http://www.museumbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Leitfaeden_und_anderes/Standards_fuer_Museen_2006.pdf
SYNTHEsys – Übersicht zu existierenden Museumsstandards weltweit	http://www.synthesys.info/downloads/NA%20C/SYNTHEsys%20STANDARDS%20REPORTPD%20lpc%20(2).doc
Sammlungsstandards des Natural History Museum London	http://www.nhm.ac.uk/resources-rx/files/life-earth-sciences-18441.pdf
Leihstandard am Cincinnati Museums Center	http://www.cincymuseum.org/educators_researchers/researchers/documents/CMCLoanPolicy.pdf
Inventarisierung – Beschriftung von Objekten	http://www.landesstelle.de/media/File/Beschriftung%20von%20Objekten.pdf

Die Stuttgarter Empfehlungen zum Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe in Sammlungen, Museen und öffentlichen Räumen

ROBERT JÜTTE

Abstract

Auch in vielen universitären Sammlungen befinden sich Präparate menschlicher Herkunft, die nach früheren Grundsätzen bzw. nach Grundsätzen anderer Rechtsordnungen rechtmäßig, nach unserer gegenwärtigen Bewertung aber unrechtmäßig hergestellt wurden. Die 2003 verabschiedeten Stuttgarter Empfehlungen geben den einschlägigen Sammlungen erstmals Empfehlungen an die Hand, mit denen sich die ethischen und rechtlichen Probleme im Umgang mit Präparaten menschlicher Herkunft, soweit sie in der Öffentlichkeit gezeigt werden, lösen lassen. Diese Empfehlungen sollen zur Versachlichung der Diskussion und zur Verbesserung der gegenwärtigen Situation im Bereich anatomischer und anatomisch-pathologischer Sammlungen beitragen. Dazu gehört auch die Klarstellung, dass die Herstellung, Konservierung, Sammlung und Aufbereitung von Präparaten aus menschlichem Gewebe zum Zwecke der Präsentation und Demonstration für eine Fachöffentlichkeit und die allgemeine Öffentlichkeit grundsätzlich zulässig sind.

Vorgeschichte

In heftigen, äußerst kontrovers geführten Diskussionen ist in den vergangenen Jahren über die Körperwelten-Ausstellung gestritten worden (u.a. WETZ & TAG 2001; BOGUSCH, GRAF & SCHNALKE 2003). Kaum Beachtung fand dabei die Frage, wie die zum Teil bereits seit vielen Jahrzehnten existierenden anatomischen, anatomisch-pathologischen und gerichtsmedizinischen Sammlungen mit Präparaten aus menschlichem Gewebe umgehen. Nicht wenige dieser Sammlungen dienen nämlich inzwischen nicht mehr reinen Lehrzwecken, sondern sind auch einer breiten Öffentlichkeit zugänglich (z.B. das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité mit seiner berühmten Virchow-Sammlung).

Unabhängig vom Nutzer- und Interessentenkreis stellt sich das Problem, die Würde jener Menschen, von welchen die Präparate gefertigt wurden, auch über den Tod hinaus zu wahren. Hier gab es bislang eine große rechtliche Grauzone. So kam es bis in die jüngste Zeit vor, dass Leichen nach einer Obduktion nicht vollständig bestattet, sondern daraus Organe und Gewebeteile für Lehr- und Anschauungszwecke präpariert wurden, ohne dass eine entsprechende Einverständniserklärung des Betroffenen oder seiner Hinterbliebenen vorlag.

Auf Initiative des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden, das über eine Sammlung wertvoller anatomischer Präparate verfügt, konstituierte sich im Jahr 2001 ein unabhängiger und interdisziplinär zusammengesetzter Arbeitskreis (Sprecher: Prof. Dr. Robert Jütte, Stuttgart), der „Empfehlungen zum Umgang mit Präparaten menschlicher Herkunft in Sammlungen, Museen und öffentlichen Räumen“ ausarbeiten sollte. Ein Großteil der Arbeitssitzungen fand im Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart statt – daher auch der Name „Stuttgarter Empfehlungen“. Das Ergebnis dieser intensiven Diskussionen und Beratungen mit externen Experten konnte nach zweijähriger Arbeit vorgelegt werden.

Ziel der 2003 im „Deutschen Ärzteblatt“ (Deutsches Ärzteblatt 2003) veröffentlichten Empfehlungen war es, zur Versachlichung der Diskussion und zur Verbesserung der gegenwärtigen Situation im Bereich anatomischer, anatomisch-pathologischer und gerichtsmedizinischer Sammlungen beizutragen. Dazu gehört auch die Klarstellung, dass die Herstellung, Konservierung, Sammlung und Aufbereitung von Präparaten aus menschlichem Gewebe zum Zwecke der Präsentation und

Demonstration für eine Fachöffentlichkeit und die allgemeine Öffentlichkeit grundsätzlich zulässig sind.

Seit nunmehr sieben Jahren verfügen die einschlägigen Sammlungen also über Richtlinien, mit denen sich (wie oben bereits erwähnt) die ethischen und rechtlichen Probleme im Umgang mit Präparaten menschlicher Herkunft, soweit sie in der Öffentlichkeit gezeigt werden, lösen lassen. Im Folgenden sollen die wichtigsten Empfehlungen auszugsweise vorgestellt werden, um anschließend dann noch kurz auf deren Wirkungsgeschichte einzugehen.

Kernpunkte der Stuttgarter Empfehlungen

Wie bereits der Titel andeutet, gelten die Empfehlungen zunächst einmal nur „für den Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe zum Zwecke der Präsentation und Demonstration für die Fachöffentlichkeit und die allgemeine Öffentlichkeit.“ (A 1.1) Angesprochen bzw. betroffen sind also insbesondere anatomische, anatomisch-pathologische und gerichtsmedizinische Sammlungen. Bewusst außen vor gelassen wurde der Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe in Totengedenkstätten, da in diesem Kontext von einer pietätvollen Praxis ausgegangen werden kann. Unter „Präparate aus menschlichem Gewebe“ verstehen die Stuttgarter Empfehlungen „Objekte, die in ihren Grundstrukturen ganz oder zum Teil aus organischem menschlichen Gewebe bestehen und mithilfe einschlägiger Verfahren dauerhaft konserviert werden. Es handelt sich dabei um Körper oder Teile des Körpers, Organe oder Teile von Organen eines verstorbenen Menschen, um eine tote Leibesfrucht, Teile einer solchen oder um abgetrennte oder entnommene Körperteile, Organe bzw. Organteile und Gewebe eines lebenden Menschen, die keiner direkten therapeutischen Verwendung unterliegen, sondern vielmehr präpariert und dauerhaft konserviert werden.“ (A 2.1)

Zu den allgemeinen Verhaltenspflichten im Umgang mit diesen Präparaten zählen folgende Grundsätze:

„(1) Die Herstellung, Konservierung, Sammlung und Aufbereitung von Präparaten aus menschlichem Gewebe zum Zwecke der Präsentation und Demonstration für eine Fachöffentlichkeit und die allgemeine Öffentlichkeit sind grundsätzlich zulässig. Dies gilt insbesondere zur Vermittlung biologisch-medizinischer, kultureller, historischer oder sonstiger bedeutsamer Zusammenhänge.

(2) Die Würde des Menschen ist bei allen Maßnahmen der Präparateherstellung, Aufbewahrung und Präsentation zu wahren. Die Präparate sind achtungsvoll zu behandeln.“ (B 1.1/1.2)

Außerdem gilt der Grundsatz der Einwilligung, das heißt, es muss im Regelfall eine wirksame schriftliche Einwilligung des Verstorbenen bzw. der Angehörigen vorliegen.

Im musealen Alltag und in der Ausstellungspraxis ergeben sich Probleme im Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe vor allem in folgender Hinsicht:

- Wie ist mit Präparaten zu verfahren, die in Zeiten hergestellt wurden, als die Einholung einer wirksamen Spenderverfügung noch nicht allgemein verbindlich oder üblich war?
- Wie geht man mit Präparaten ungeklärter Herkunft um?
- Was geschieht mit Präparaten, die nach früheren Grundsätzen bzw. nach Grundsätzen anderer Rechtsordnungen rechtmäßig, nach unserer gegenwärtigen Bewertung aber unrechtmäßig hergestellt wurden?
- Welche Verfahrensgrundsätze gelten für Präparate aus Rechts- und Kulturkreisen, in denen eine Einwilligung im oben genannten Sinn nicht für erforderlich erachtet wird?

Bei der Klärung dieser Fragen und der Abwägung im Einzelfall sind folgende Verfahrensweisen aus ethischen Gründen geboten:

- Die Herkunft der Präparate muss so weit als möglich aufgeklärt werden.
- Zur Klärung von Herkunft und Entstehungszeitraum sollen eine gesonderte Recherche veranlasst und das Ergebnis durch ein unabhängiges Gutachten überprüft werden. Dessen Empfehlung ist in die endgültige Entscheidung über den weiteren Umgang einzubeziehen. In Zweifelsfällen oder beim Fortbestehen von Unklarheiten wird die Konsultation eines Expertengremiums empfohlen.
- Ergibt sich, dass der Verstorbene aufgrund seiner Abstammung, Weltanschauung oder wegen politischer Gründe durch staatlich organisierte und gelenkte Gewaltmaßnahmen sein Leben verloren hat, oder besteht die durch Tatsachen begründete Wahrscheinlichkeit dieses Schicksals, ist dies eine schwere Verletzung seiner individuellen Würde. Wurde ein solcher Unrechtskontext im Einzelfall festgestellt, sind die Präparate aus den einschlägigen Sammlungen herauszunehmen und würdig zu bestatten, oder es ist in vergleichbar würdiger Weise damit zu verfahren. Der Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 25./26.1.1989 (NS 112, AK 25./26.1.1989, NS Nr. 1, 4) findet analoge Anwendung.

In allen anderen Fällen sind die folgenden allgemeinen Kriterien beim Umgang mit Präparaten menschlicher Herkunft in Sammlungen, Museen und öffentlichen Räumen zu berücksichtigen und ggf. abzuwägen:

„a. Es ist zu prüfen, welche Zielsetzung mit dem zum Zweck der Präsentation und Demonstration hergestellten Präparat verfolgt bzw. welcher Nutzen angestrebt wird.

- Dient es primär der Erläuterung anatomischer, anatomisch-pathologischer, rechtsmedizinischer, kulturhistorischer, weltanschaulicher oder sonstiger gewichtiger Aspekte? Oder figuriert es vor allem als ein autonomes Kunstobjekt?
- Wird das Präparat alleine, mit oder ohne Kommentar, als Teil einer Sammlung oder in einer themengebundenen Ausstellung gezeigt?
- Ist der Wert der gezeigten Präparate und/oder der Sammlung von besonderem öffentlichen, fachlichen oder privaten Interesse?
- Welches Gewicht haben diese Interessen untereinander und im Vergleich zu anderen öffentlichen, fachlichen oder privaten Interessen? Verletzt die Befriedigung dieser Interessen berechnigte Belange Dritter?

b. Die ethische Urteilsbildung hat ferner die Art und Weise zu berücksichtigen, wie das Präparat gefertigt und zur Schau gestellt wird. Eine wichtige Rolle spielen die Konservierungstechnik und der Zustand der Präparate.

- Handelt es sich um Gewebe, Organe, Organteile oder um Ganz- bzw. Teilkörperpräparate?
- Ist das Präparat bei der Präsentation und Demonstration anonymisiert? Sprechen gewichtige Gründe gegen die grundsätzlich gebotene Anonymisierung? Sind Merkmale im Präparat erhalten, wie z.B. Gesichtszüge, eindeutige Körpermale, welche geeignet sind, die Identität des Verstorbenen preiszugeben?
- Wie alt sind die Präparate? Ist die Erinnerung an den Verstorbenen bereits verblasst? Handelt es sich um die sterblichen Überreste eines anonymen, vor sehr langer Zeit Verstorbenen oder um eine Person, zu der ein direkter oder indirekter persönlicher Bezug besteht?
- Sind nach diesen oder ähnlich gewichtigen Kriterien und Gesichtspunkten Präparate aus menschlichem Gewebe für eine Fachöffentlichkeit oder die allgemeine Öffentlichkeit von besonderer Bedeutung, so können sie grundsätzlich zu Präsentations- und Demonstrationzwecken herangezogen werden. Deren Modalitäten bedürfen einer gesonderten Betrachtung [...].

- Ergibt die Güterabwägung keine besondere Bedeutung für eine Präsentation und Demonstration, so sind die Präparate würdig und sachgerecht aufzubewahren oder ggf. zu bestatten.“ (D 3)

Ist die ethische Frage geklärt und kann ein Präparat unbedenklich gezeigt werden, so ist jedoch noch die Form der Präsentation zu beachten:

„a. Die ästhetische Präparation, Gestaltung und Präsentation verfolgt primär das Ziel, den in den Präparaten aufgehobenen Informationsgehalt auf sachgemäße Weise zu vermitteln und gleichzeitig die Würde des Verstorbenen zu wahren.

b. Obgleich die postmortale Menschenwürde nur analog zu verstehen ist, darf die Präsentation und Demonstration die menschliche Leiche nicht zur beliebigen Sache degradieren. Künstlerisch verfremdete Präparate aus menschlichem Gewebe sollten weder hergestellt noch aufbewahrt oder der Öffentlichkeit präsentiert werden.

c. Bei der Präsentation und Demonstration von Präparaten erscheint es besonders wichtig, sich Klarheit über die anvisierte Zielgruppe zu verschaffen und insbesondere bei einer Präsentation in der allgemeinen Öffentlichkeit die Bedürfnisse nach Identifikation und Distanzierung seitens der Besucher zu berücksichtigen.“ (D 4)

Da auch bei sorgfältiger Überprüfung der Herkunft der Präparate und der Beachtung eines würdevollen Umganges in der Art der Präsentation und Demonstration im Einzelfall Fragen offen bleiben können, regen die Stuttgarter Empfehlungen an, ein symbolisches Gedenken anzustreben, das z.B. aus einer öffentlichen Danksagung an alle bekannten und unbekanntenen Personen, deren Gewebe in die Sammlungen Eingang fanden, bestehen kann.

Schließlich mahnen die Stuttgarter Empfehlungen noch die Notwendigkeit der Schaffung rechtlicher Grundlagen an, da die gesetzlichen Regelungen zum Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe höchst fragmentarisch sind. Der Gesetzgeber wird aufgefordert, im Sinne dieser Richtlinien die rechtlichen Grundlagen für einen würdigen Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe zu schaffen.

Wirkungsgeschichte

Das Presseecho auf die Empfehlungen war recht groß; unter anderem erschienen auch Berichte in den Feuilletons großer deutscher Tageszeitungen. Auch Gunther von Hagens sah sich gleich nach der Veröffentlichung genötigt, auf seiner Webseite zu den Stuttgarter Empfehlungen Stellung zu beziehen. Wie zu erwarten kritisierte der Schöpfer der Körperwelten-Ausstellung vor allem das Verbot einer Ästhetisierung bzw. Verfremdung von Präparaten: „Damit sprächen die Empfehlungen in wesentlichem Maße gegen das Ausstellungskonzept der Ausstellung ‚Körperwelten‘ und würden – sofern die Empfehlungen in dieser Form tatsächlich zur Gesetzesgrundlage würden – ein Verbot der Ausstellung in der bisherigen Form begründen. Beispielsweise wäre damit die Präsentation des „goldenen Gesichts“ nicht mehr möglich, weil dieses aus Gründen der Anonymisierung und der Wertschätzung, nicht aber aus didaktischen Gründen, verfremdet wurde.“¹

Wie eingangs geschildert, sind die Empfehlungen das Ergebnis von Beratungen in einem Arbeitskreis gewesen, der keinerlei offiziellen Auftrag besaß, sondern auf Initiative eines Museums und unter Mitarbeit von Experten zustande kam, die aufgrund eigener Erfahrungen Interesse an einer Lösung dieser Problematik hatten. Nicht vorauszusehen war, dass die Empfehlungen später einen „offiziellen“ Charakter bekommen würden, indem zunächst der Vorstand der Bundesärztekammer diese guthieß. Auf diese Weise konnten die Empfehlungen im „Deutschen Ärzteblatt“ als Verlautbarung der

¹ http://xn--krperwelten-rfb.com/de/presse/pressemitteilungen_statements/pressemitteilungen_statements_2003.html (28.06.2010).

Bundesärztekammer erscheinen. Kurz darauf, im August 2003, kam die Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland nach Beratungen zu dem Ergebnis, dass „die Empfehlungen bzw. Handreichungen für den sensiblen Bereich des Umgangs mit Präparaten aus menschlichem Gewebe sehr hilfreich und damit uneingeschränkt positiv zu bewerten sind“.² Allerdings sah dieses Gremium wegen der angeblich geringen Zahl von Problemfällen keinen Handlungsbedarf für eine gesetzliche Neuregelung.

In der Folgezeit sind die Stuttgarter Empfehlungen – soweit bekannt – in einigen Museen und Sammlungen teilweise oder vollständig umgesetzt worden. So hat man z.B. im Berliner Medizinischen Museum einige Präparate aus der Schausammlung wegen ihrer ethischen Problematik entfernt. Auch wird am Eingang zu der Dauerstellung an jene Menschen, aus deren Leichen – meist ohne ausdrückliche Zustimmung – pathologische Präparate erstellt wurden, auf einer Gedenktafel erinnert. 2004 wurde der Sprecher des Arbeitskreises als auswärtiger Experte von der Abteilung Gesundheitswesen und Landesanstalten des Landes Salzburg gebeten, ein Gutachten über die Sammlung menschlicher „Missbildungen“ im Haus der Natur in Salzburg zu erstellen und Vorschläge zum weiteren Umgang mit dieser Sammlung zu machen. Ähnlich verfuhr 2005 das Anatomische Institut der Universität Jena. Dort ergab sich eine ethische Problematik aus der Wiederentdeckung des sogenannten „Leichenjournals“ für die Zeit 1914–1949. Aus dieser Quelle geht eindeutig hervor, dass im Zeitraum 1933 bis 1945 auch Leichname von Hingerichteten, darunter auch viele Opfer des NS-Regimes, übernommen worden sind. Außerdem bestand der begründete Verdacht, dass von neun der insgesamt 203 Leichen Präparate angefertigt worden waren, die in die anatomische Lehrsammlung, die histologische Sammlung bzw. die Knochensammlung integriert wurden. So war also nicht auszuschließen, dass sich im Jenaer Institut für Anatomie Präparate befinden, deren Herkunft ethisch und juristisch höchst problematisch ist. Diese Bedenken konnten schließlich aufgrund weiterer Recherchen von Mitarbeitern vor Ort und durch eine auswärtige Expertise zerstreut werden (REDIES, FIEBIG, FRÖBER & ZIMMERMANN 2005).³ An anderen Orten scheiterte dagegen die konsequente Umsetzung der Stuttgarter Empfehlungen am Desinteresse der Medizinischen Fakultät und am fehlenden Willen zur Bereitstellung finanzieller Mittel für eine angemessene Form der Präsentation.

Literatur

Deutsches Ärzteblatt 2003. 100: C1532–1537.

BOGUSCH, G.; GRAF, R.; SCHNALKE, T. (Hrsg.) 2003. *Auf Leben und Tod: Beiträge zur Diskussion um die Ausstellung „Körperwelten“*. Darmstadt: Steinkopff.

REDIES, C.; VIEBIG, M.; ZIMMERMANN, S.; FRÖBER, R. 2005. Über die Herkunft der Leichname für das Anatomische Institut der Universität Jena in der NS-Zeit, http://www.anatomie1.uniklinikum-jena.de/data/anatomie1_/Anatomie.pdf (28.06.2010).

WETZ, F. J.; TAG, B. (Hrsg.) 2001. *Schöne neue Körperwelten: der Streit um die Ausstellung*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Kontakt

Prof. Dr. Robert Jütte

Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung

Straußweg 17, 70184 Stuttgart

e-mail: robert.juette(at)igm-bosch.de

<http://www.igm-bosch.de/content/language1/html/index.asp>

² Schreiben an den Sprecher des Arbeitskreises vom 26.08.2003, GeschZ: IIIA2-4630/4.

³ Vgl. auch REDIES, VIEBIG, ZIMMERMANN & FRÖBER 2005.

Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft!

Von der besonderen Herausforderung bei der Pflege von Universitätssammlungen

ROBERT FUCHS

Abstract

In Universitätssammlungen finden sich die größten Kuriositäten aus vergangenen Zeiten. Selten wird ihr Wert bei der konservatorischen Pflege richtig eingeschätzt. Der Beitrag geht auf die besonderen konservatorischen Anforderungen dieser Sammlungseinheiten ein und benennt die Wege, die eine nachhaltige Sammlungspflege heute einschlagen sollte.



Abb. 1: Sammlung Friedrich Schmuck, CICS FH Köln. Kiste mit Farbmaterialein eines unbekanntes Künstlers

Eigenarten einer Universitätssammlung

Jede Universitätssammlung hat ihre Geschichte. Durch Erbschaft und Schenkungen kamen nicht selten unterschiedlichste Objekte, Materialien und Kuriositäten zusammen, so dass die Bedeutung einer Sammlung sich nicht nach ihrem pekuniären Wert bemisst, sondern in der Regel durch ihren wissenschaftsgeschichtlichen Kontext und durch die Vorlieben des sammelnden Stifters. Häufig sind die Hinterlassenschaften auch mit Auflagen verbunden, die beispielsweise den Erwerb einer kompletten individuellen Sammlung nötig machen, wenn darin auch Dinge enthalten sind, die vordergründig als geringwertig eingestuft werden müssen (Abb. 1–3).¹ So werden Objekte gelagert, an denen der spätere Sammlungsleiter kein unmittelbares Interesse hat.



Abb. 2: Sammlung Friedrich Schmuck, CICS FH Köln. Muster von Farbpigmenten, farbigen Kreiden, Tubenfarben, Bindemitteln und Farbtuschen



Abb. 3: Sammlung Friedrich Schmuck, CICS FH Köln. Bücher zu Farbsystemen, Farbmusterbücher aus dem 17. bis 20. Jahrhundert

¹ Die Sammlung Friedrich Schmuck am CICS der FH Köln besteht aus Farbmustern, Farbmustertafeln, Literatur zu Farbsystemen etc. Die Bücher wurden von der Bibliothek der Fachhochschule gerne aufgenommen, doch die „non-book“-Materialien landeten in der CICS, wo sie in einer Datenbank erfasst werden und für Unterrichts- und Untersuchungszwecke zur Verfügung gehalten werden. Ansprechpartner ist der Autor.

Aufbewahrung

Die „unliebsame“ Sammlung wird daher teilweise in ungeeigneten Schränken, Ecken oder Regalen oder nicht selten in schlicht unwürdiger Umgebung, d.h. in völlig ungeeigneten Räumen im Keller oder Speicher aufbewahrt, oft auch lieblos in enge Behälter gestopft oder einfach unverpackt auf dem Boden liegend.² Die Universitätspolitik nicht interessierter Kanzler, Präsidenten oder Fachbereichsleiter verhindert immer wieder einen sinnvollen Umgang mit diesem Material. Jeder Verpackungskarton, um nur ein Beispiel zu nennen, muss mit Zustimmung der Fakultät von Konten mit unzureichenden Geldmitteln erworben werden.

Betreuung

Da durch mangelnde Budgetplanung auch zu wenig Personal zur Verfügung steht, gibt es meistens keine ausgebildeten Sammlungsbetreuer. Und selbst wenn temporäre Geldquellen ausgeschöpft werden können, wird meist gar nicht oder zu wenig bezahlt. So kommen nicht selten pensionierte Wissenschaftler, studentische Hilfskräfte oder Arbeiter im Nebenjob zum Einsatz, denen jedoch die Kenntnisse für die fundierte konservatorische Betreuung einer Sammlung fehlen. Auch reichen die veranschlagten Arbeitsstunden nur selten für eine angemessene konservatorische Tätigkeit aus.

Klima des Lagerortes

Der häufigste Lagerort einer universitären Sammlung sind im besten Falle stillgelegte Büros, meist jedoch Keller- oder Speicherräume. Die verschiedenartigen Materialien der Sammlung erfordern jedoch nicht selten völlig unterschiedliche klimatische Bedingungen. Zur Verhinderung von Schäden ist die wichtigste Präventionsmaßnahme die richtige Magazinierung der Objekte. Ein unrühmliches Beispiel für lagerungsbedingte Schäden ist der Hunnenspeicher, ein alter Hanespeicher/Bunker, der nach dem Zweiten Weltkrieg als Außendepot der Greifswalder Universitätsbibliothek genutzt wurde. Er galt zunächst als ein geeigneter Raum für die Bücher. Doch als nach einigen Jahren festgestellt wurde, dass Wasser eingedrungen und die Feuchtigkeit längere Zeit unzulässig hoch war und manche Bücher regelrecht im Wasser standen, war es zu spät. Auf den Holzregalen und Büchern

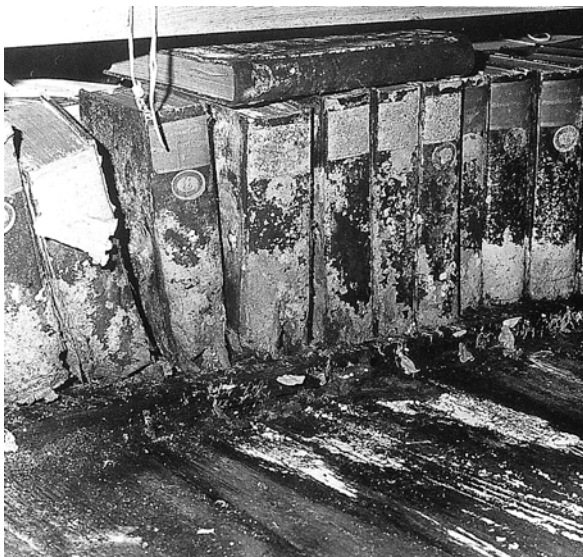


Abb. 4: Sogenannter „Hunnenspeicher“, Außendepot der Universität Greifswald. Die lange Feuchtigkeit förderte das Schimmelwachstum.



Abb. 5: Sogenannter „Hunnenspeicher“, Außendepot der Universität Greifswald. Bei der hohen Feuchtigkeit wuchsen auf den Holzbalken und Regalen sogar richtige Pilze und Schwämme.

² Über die konservatorisch richtige Aufbewahrung und die Bekämpfung von Schäden vgl. FUCHS 1998.



Abb. 6: Universität Rostock, Büste Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin aus Pappkasché. Durch schlechte Lagerung bekam die Skulptur „Schlagseite“, und die Oberfläche wurde teilweise schwer beschädigt.

blühten bereits regelrecht die Pilze und Schwämme, so dass eine Restaurierung des Bestandes aus arbeitsschutzrechtlichen Überlegungen erst gar nicht mehr in Betracht gezogen wurde (Abb. 4–5). Hier wäre eine regelmäßige Überprüfung des Lagerortes nötig gewesen.

Auch andere Objekte, die zeitweilig aus dem Blick- und Interessenfeld der besitzenden Universität gelangen, können leiden. Als Beispiel sei hier die Büste des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin aus Pappmaschee genannt, die einst eine Nische der Rostocker Universität schmückte. Da der Feudalismus unter der kommunistischen Leitung der Universität als unliebsame Vergangenheit galt, wurde die in Ludwigslust gefertigte Skulptur aus Pappkasché auf den Speicher verbannt. Dort wurde sie durch eindringendes Regenwasser beschädigt und nach der Wende wieder aufgefunden und restauriert (Abb. 6–7) (KLEINE 2000).



Abb. 7: Universität Rostock, Büste Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin aus Pappkasché. Die restaurierte Büste bei der Übergabe

Beleuchtung

Bei der dauerhaften Magazinierung oder Ausstellung von Objekten einer Universitätssammlung wird nur selten eine Fachkraft für Konservierung gefragt. Die Beleuchtungskörper werden nach Kriterien einer Liegenschaftsverwaltung der Universität wie für einen Hörsaal ausgewählt. So ist fast niemandem bekannt, dass „Neonröhren“ (Dreibanden-Leuchtstoffröhren) auch UV-Licht aussenden.



Abb. 8: Magazin der USB Köln. Leuchtstoffröhren werden von Bauämtern und Liegenschaftsämtern im öffentlichen Bereich immer noch eingesetzt. Sie senden UV-Licht aus, das gefiltert werden muss.



Abb. 9: Das UV-Licht von Leuchtstoffröhren kann leicht mit UV-Filtern zurückgehalten werden. Fertige Folienschläuche können einfach darüber gezogen werden.



Abb. 10: LED-Röhre. Inzwischen gibt es als Ersatz für die UV-haltigen Leuchtstoffröhren auch LED-Leisten, die als Ersatz in die vorhandenen Fassungen eingebracht werden können. Sie sind für Sammlungen völlig unschädlich und frei von UV-Licht.

Sie wurden in der Vergangenheit als Energiesparlampen eingesetzt und finden in der heutigen Beleuchtung der Hörsäle immer noch Verwendung (Abb. 8). Sie können relativ günstig mit UV-Schutzfolien umwickelt oder in einen vorgefertigten Folienschlauch gesteckt werden (Abb. 9).³ Inzwischen gibt es sogar einen Ersatz für Leuchtstoffröhrensysteme: die LED-Röhre. Sie lassen sich in die vorhandenen Fassungen einbringen und sind für Sammlungen völlig unschädlich und dazu frei von UV-Licht (Abb. 10).

Universitätsmuseen werden meist nicht so häufig besucht wie eine Kunstgalerie oder ein Nationalmuseum. Bei Ausstellungen und vor allem bei Dauerausstellungen sollte streng darauf geachtet werden, dass die Objekte nur dann beleuchtet werden, wenn der Betrachter das Objekt ansieht. Eine sehr einfache Regelung ist es, an der Vitrine einen Zeitschalter anzubringen, der vom Besucher gedrückt oder durch einen Näherungsschalter ausgelöst wird.

Für die Beleuchtung eignen sich verschiedene Beleuchtungskörper. Eine Halogenbeleuchtung mit eingebautem IR- und UV-Schutz oder besser noch mit Glasfaserlichtleiter ist konservatorisch am besten geeignet. Leuchtstoffröhren erzeugen relativ kaltes Licht, sind aber wie schon erwähnt wegen ihres UV-Anteils nicht geeignet. Das Glasfaserlicht ist völlig UV-frei (Abb. 11). Im Kommen sind LED- und OLED-Beleuchtungen. Die Farbzusammensetzung des weißen LED-Lichtes ist jedoch noch nicht ideal. Es wird aber von Monat zu Monat weiter entwickelt und verbessert. Das punktförmige Licht von

³ Vgl. <http://www.northsolarscreen.com/html/fluorescent.shtml#Anchor--PRIC-55456> oder <http://www.solar-screen.com/fbj.html>, oder http://energysavingshades.com/p/fluorescent_bulb.html (29.11.2010).

Glasfaserlicht und Halogenlampen ist nicht immer geeignet für eine gleichmäßige Vitrinenebeleuchtung, taugt aber auf alle Fälle für eine Effektbeleuchtung mit Schatten. Schattenfreies Licht kann mit einem LED-Panel mit vielen auf einer Fläche verteilten LED-Dioden erzeugt werden oder auch mit einer OLED-Fläche (Abb. 12).

Falsche Beleuchtung hat neben Ausbleicheffekten auch andere weitergehende Folgen, etwa bei Lederrücken von in einer Reihe stehenden Büchern. So ist beispielsweise in der Kulissenbibliothek der Franckeschen Stiftungen in Halle das Leder durch die Sonneneinstrahlung der vergangenen Jahrhunderte völlig ausgetrocknet und hell geworden (Abb. 13). Durch eine geeignete Pflege konnte dieses Manko allerdings wieder weitgehend behoben werden (Abb. 14–15).



Abb. 11: Vitrinensystem mit versteckt angebrachter Glasfaserbeleuchtung. Es sind nur die Enden der Glaslichtleiter mit Fokussier- oder Streulinse zu sehen.



Abb. 12: Moderne OLED-Beleuchtung am Arbeitstisch. Das Licht wird flächig in sog. Lightpanels verteilt.



Abb. 13: Bibliothek der Franckeschen Stiftungen, Halle/Saale. Vom Sonnenlicht und falscher Beleuchtung ausgebleichte Buchrücken aus Leder



Abb. 14: Durch Sonnenlicht ausgebleichter Leder-
rücken



Abb. 15: Lederrücken wie Abb. 14 nach der Leder-
pflege

Pflege

Jedes Material einer Sammlung benötigt eine beständige Pflege. Zumindest müssen die Objekte von Staub gereinigt werden. Ungeeignetes und nicht geschultes Putzpersonal kann große Schäden verursachen. Aus Unkenntnis werden falsche Reinigungsmittel verwendet und zu starke Reinigungen durchgeführt.

Die verschiedenartigen Materialien benötigen zur nachhaltigen Pflege unterschiedliche Verhaltensmaßnahmen. Als Beispiel seien folgende Materialien aufgeführt:

- Leder: Lederpflege (aus Wasser und Ölen)
- Pergament: Feuchtigkeit (wohldosiert), kein Fett!
- Metall: Korrosionsschutz (Handschuhe anziehen, nicht mit bloßen Händen anfassen),
Silber: regelmäßiges Reinigen
Aufbewahrung eventuell unter Schutzglas
- Holz: keine Feuchtigkeitsschwankungen
Faserplatten gasen Formaldehydgas aus (müssen von Anderem separiert werden)
- Kunststoffe: Ebenfalls eventuell separieren:
Celluloid gast Salpetersäure aus
Celluloseacetat gast Essigsäure aus
etc.
- Textil: Dunkelheit, Seide darf nicht alkalisch werden
- Elfenbein: benötigt Licht
- Fotografien: sind besonders empfindlich auf REDOX-Agenzien, dürfen also nicht in normalen Papiertüten aufbewahrt werden. Dafür gibt es spezielle Materialien wie etwa das Silversafe-Papier.

Über die richtige Dosierung und Anwendung kann nur der gut ausgebildete Restaurator entscheiden. Hier kann und darf nicht gespart werden. Die Expertise spart nachhaltig Kosten. Viele Museen, Bibliotheken, Archive und Sammlungen in der Schweiz sind daher dazu übergegangen, Betreuungsverträge mit Restauratoren abzuschließen. Sie kontrollieren in regelmäßigen Abständen den Zustand und den Pflegebedarf einer Sammlung.



Abb. 16: Grafik einer kleinen Sammlung. Vor der Restaurierung



Abb. 17: Grafik nach der Restaurierung durch eine sog. „Fachkraft“.

Restaurierung

Die Einbeziehung von Fachkräften bei der Planung einer Restaurierung hilft Kosten sparen. Nur gut ausgebildete Restauratoren können Auftragsausschreibungen gestalten und daher auch kostengünstig planen. Die Vergabe an ungeeignete „Spezialisten“ hat hingegen schon manche Sammlung vernichtet (Abb. 16–17). Ein guter Teil des heutigen Restaurierungsgeschäftes sind Korrekturen oder Behebungen schlechter Restaurierungen. So müssen beispielsweise immer wieder Selbstklebefolien von Originalen entfernt werden, die von selbsternannten „Fachkräften“ leider immer noch zum Schließen von Rissen verwendet werden (Abb. 18–21).



Abb. 18: Blauatlas im Besitz einer Kirchengemeinde. Die Fehlstellen und Risse wurden von einer „Fachkraft“ mit Selbstklebefolie restauriert.



Abb. 19: Die Selbstklebefolien müssen unter großem Aufwand wieder Stück für Stück entfernt werden, damit der Klebstoff die Papiere nicht unwiederbringlich zerstören kann.

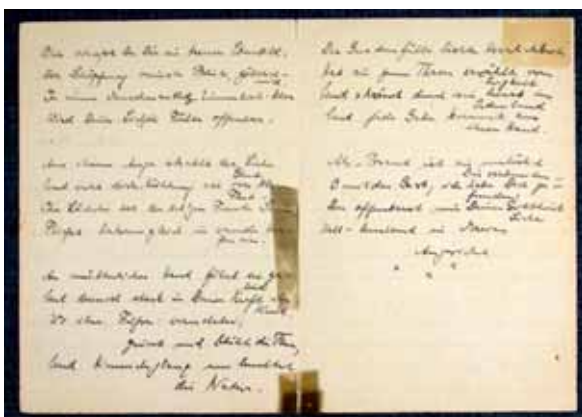


Abb. 20: Autograph von Edith Stein, Edith Stein-Archiv Köln. Das Papierblatt wurde in der Vergangenheit unsachgemäß geflickt. Der Klebstoff des Selbstklebestreifens ist tief ins Papier eingedrungen und beginnt das Papier zu schwächen.

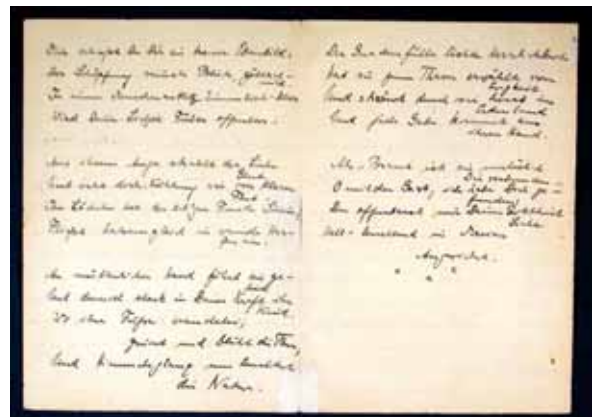


Abb. 21: Autograph der Edith Stein nach einer sachgerechten Restaurierung. Das Selbstklebeband und der Klebstoff konnten völlig entfernt, der Riss sachkundig geschlossen werden. Die fachgerechte Restaurierung wird das Objekt so gut wie möglich vor weiterem Verfall schützen.

Ausblick

In universitären Sammlungen aufbewahrte Objekte sind aufgrund der geringen Wertschätzung durch die Verantwortlichen häufig in Gefahr, verloren zu gehen. Eine schlechte Pflege und Restaurierung von nicht ausgebildeten „Fachkräften“ ist am Ende kostspieliger und gefährdet schlussendlich einen ganzen Bestand. Nur regelmäßige Sorgfalt bei der Aufbewahrung, Ausstellung und Nutzung kann eine Sammlung für die Zukunft bewahren und erhalten. Daher soll die Humboldt'sche Sentenz „Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft“ durch die leicht abgewandelte Mahnung von Johann Wolfgang von Goethe – „Was Du ererbst von Deinen Vätern, musst du erhalten, um es zu bewahren“ – ergänzt werden.

Literatur

- FUCHS, R. 1998. Passive Schädlingsbekämpfung – ein neuer Ansatz zur schonenden Konservierung von Kulturgut und zum Arbeitsschutz. In: REPP, B. (Red.). *Das Museumsdepot. Grundlagen, Erfahrungen, Beispiele*. München: Weltkunst-Verlag, 131–139.
- KLEINE, K. 2000. *Die Restaurierung und Konservierung einer Papierkasché-Büste der Ludwigsluster Karton-Fabrik aus dem späten 18. Jahrhundert*. Unveröffentlichte Diplomarbeit FH Köln.

Kontakt

Prof. Dr. Robert Fuchs

FH Köln, CICS – Cologne Institut of Conservation Sciences, Restaurierung und Konservierung von Schriftgut, Grafik, Foto und Buchmalerei

Ubierring 40, 50678 Köln

e-mail: robert.fuchs(at)fh-koeln.de

<http://www.re.fh-koeln.de>

Die Sammlungen an der Universität Wien. Projekt zur Erhebung der wissenschaftlichen Sammlungen

CLAUDIA FEIGL

Abstract

In der Mitte des Jahres 2006 erteilte das Rektorat der Universität Wien den Auftrag, ein Projekt mit dem Ziel zu realisieren, alle an der Universität zu Lehr- und Forschungszwecken untergebrachten Sammlungen zu identifizieren und elektronisch zu erfassen. Dabei sollten die Besitzverhältnisse bewusst unberücksichtigt bleiben, alleiniges Kriterium sollte die Einbindung der Sachgüter in den Forschungs- und Lehrbetrieb sein. Das an der Universitätsbibliothek angesiedelte Projekt übernahm im Laufe seiner Durchführung weitere Aufgaben, die vor allem der Sichtbarmachung der Sammlungen sowie der Unterstützung der Sammlungsbeauftragten dienten. Es war damit sehr erfolgreich und wurde schließlich nach Ablauf von drei Jahren in den Status einer dauerhaften Einrichtung überführt.

1 Vorbereitung

Im September 2006 begann die Projekt-Vorbereitungsphase, in der sämtliche Informationen zu Universitätsmuseen und -sammlungen vor allem des deutschsprachigen Raumes gesammelt und ausgewertet wurden. Dabei wurde zunächst versucht, einen Überblick über die allgemeine Situation an der Universität Wien, aber auch im internationalen Raum zu erlangen sowie nach einem „best practice“-Modell bezüglich elektronischer Erfassung und Präsentation von Universitätsmuseen und -sammlungen zu suchen, das an einer ähnlich großen Universität entwickelt wurde und als Vorbild für das zu realisierende Projekt dienen konnte. Sehr schnell stellte sich heraus, dass 1999 ein ähnliches Vorhaben am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt-Universität Berlin gestartet worden war,¹ das u.a. ebenfalls zum Ziel hatte, sämtliche Sammlungen der Humboldt-Universität zu identifizieren. So wurde das Projekt „Kabinette des Wissens – Die Sammlungen der Humboldt-Universität“² als Musterbeispiel ausgewählt und ein Projekt-Antrag erarbeitet, der Ende des Jahres 2006 der Universitätsleitung vorgelegt wurde. Als Projektziele wurden neben der zentralen Erfassung aller Sammlungen und Einrichtungen sowie deren Veröffentlichung auf einer eigenen Website der Universität auch die Entwicklung eines attraktiven Rahmenprogramms formuliert, das neben Vorträgen und Publikationen (Info-Folder, Broschüre, Gesamtverzeichnis) auch Tagungen, Führungen und Ausstellungen vorsah.

2 Durchführung

Mit Beginn des Jahres 2007 wurde mit der Umsetzung des Projektes begonnen, welches von dem stellvertretenden Leiter der Universitätsbibliothek geleitet wird. Die Durchführung oblag einer zunächst halbtags beschäftigten Mitarbeiterin, deren Arbeitszeit dann ab der Mitte des Jahres 2007 zu der einer Ganztagsstelle aufgestockt wurde.

Um ein gutes Gelingen des Projekts zu garantieren, wurde von Beginn an versucht, eine breite Akzeptanz und Unterstützung durch die Sammlungsverantwortlichen zu erreichen und auch unter möglichst vielen an der Universität Wien beschäftigten Personen Interesse für die Sammlungen zu wecken. Der Erfolg des Vorhabens, die Sammlungsobjekte als schützenswertes und bewahrungswürdiges Kulturgut der Universität Wien im Bewusstsein eines möglichst breiten Publikums zu verankern, ist nach wie vor Grundlage für Wohl und Wehe des gesamten Projektes, das einen Beitrag dazu leisten will, die Bestände langfristig zu sichern. Daher galt es zu Beginn in erster Linie,

¹ <http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de> (24.06.2010).

² <http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/content/kabinette-des-wissens> (24.06.2010).

Überzeugungsarbeit zu leisten und die Sammlungen einerseits innerhalb der Institute zu stärken und andererseits als gemeinsames Ganzes nach außen sichtbar zu machen.

2.1 Erhebung

Als Grundlage für die Sammlungserhebung wurden die Daten der Eröffnungsbilanz herangezogen, die im Zuge der Ausgliederung der Universität Wien im Jahr 2004 erstellt worden war. Da diese Bilanz mit der Absicht erstellt wurde, allein den materiellen Wert der Sammlungen festzustellen, tauchte ein großer Teil der Sammlungen in diesem Dokument (das daher nur sehr lückenhaft Auskunft gab) überhaupt nicht auf. Aufgrund ihrer einzigartigen Bestände, die sich oftmals auch nicht mit anderen Sammlungen vergleichen lassen, war es in einigen Fällen sehr schwierig, den materiellen Wert einer bestimmten Sammlung auszumachen. Infolgedessen konnte die Bilanz nur bedingt als Informationsquelle herangezogen werden. In einem weiteren Schritt wurden Webrecherchen durchgeführt, die jedoch ebenfalls nur bedingt erfolgreich waren, da nur die wenigsten Institute ihre Sammlungen erwähnen bzw. ihnen eine eigene Website widmen. Um in einen direkten Kontakt zu den Sammlungen treten zu können, wurde zu Beginn des Jahres eine Rundmail an die LeiterInnen jener Institute und Departments verschickt, die möglicherweise über Sammlungen verfügen könnten. Darin wurde das Projekt kurz vorgestellt und eine telefonische Kontaktaufnahme zwecks Terminvereinbarung angekündigt. Die Rückmeldungen waren sehr zahlreich, ebenso wie die Auskunftsbereitschaft sehr hoch war. So konnte bereits Mitte Januar 2007 mit den Begehungen der Sammlungen begonnen werden, welche dazu dienten, die Sammlungen und deren Verantwortliche kennen zu lernen. Die dabei gewonnenen Informationen wurden protokollarisch festgehalten und elektronisch gespeichert. Dabei wurden Angaben zu Geschichte, Umfang, Inhalt, Sammlungsschwerpunkt, Aufbewahrung, Lagerung, Zugänglichkeit, Erhaltungszustand und Besonderheiten gemacht sowie die Leitungs- bzw. Kontaktpersonen aufgeführt. Oft reichte eine einmalige Begehung nicht aus, um eine Sammlung kennen zu lernen, und nicht selten waren sie auch für die Sammlungsverantwortlichen eine Gelegenheit, bislang Unbekanntes über ihre Sammlung zu erfahren. In erstaunlich vielen Fällen wurde die Erfahrung gemacht, dass die für die Sammlung als zuständig ernannten Personen über ihre Sammlungen praktisch keine Auskunft geben konnten. Diese Tatsache ist wohl nicht zuletzt auf die neue Personalpolitik der Universitäten zurückzuführen, die mit befristeten Dienstverträgen für eine relativ große Fluktuation unter dem Personal sorgt. Die mit den Institutssammlungen gut vertrauten wissenschaftlichen BeamtInnen verlassen daher mehr und mehr die Universität, und mit ihnen verschwindet ein reicher Schatz an Wissen, das nicht schriftlich festgehalten und daher bald nicht mehr verfügbar ist. Denn als wertvollste Auskunftspersonen erwiesen sich emeritierte ProfessorInnen, deren Erinnerungen zum Teil noch in die Zeit des Zweiten Weltkriegs reichen, als sie als junge StudentInnen erstmals mit den Sammlungen in Berührung kamen. Dieses Wissen einzufangen und zu konservieren ist eine der Hauptaufgaben dieses Projekts, denn ohne das Wissen um die Objektbestände, deren Provenienz, Gebrauch und Verwendung sind die Sammlungsgeschichten nur schwer zu rekonstruieren.

Die gesamten Informationen zu einer Sammlung wurden (und werden nach wie vor) schließlich in einem Fließtext zusammengefasst, der dann im Internet auf der Projekt-Website³ zusammen mit einigen Fotos, die in den Sammlungen aufgenommen wurden, veröffentlicht wird und der hierbei den Versuch unternimmt, die Sammlungen so gut wie möglich zu präsentieren.

2.2 Zentrale Anlaufstelle

Die Projektstelle versteht sich als Anlaufstelle sowohl für Anfragen bezüglich der Sammlungen im Allgemeinen, die von außen an die Universität herangetragen werden, als auch für Sammlungs-

³ <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen> (24.06.2010).

verantwortliche in Fragen der Sammlungsbetreuung. Der Bedarf nach einer zentralen Stelle, die als Schnittpunkt aller Sammlungen fungiert und für Informationen über die Sammlungen zur Verfügung steht, wurde bereits zu Beginn des Projekts deutlich. Es werden daher intensive Kontakte zu wichtigen Einrichtungen innerhalb der Universität (z.B. Öffentlichkeitsarbeit, Veranstaltungsmanagement, Universitätsarchiv) gepflegt, aber auch zu außeruniversitären Institutionen, wie z.B. der Österreichischen Nationalbibliothek, dem Bundesdenkmalamt, dem Natur- und dem Kunsthistorischen Museum Wien, dem Theatrumuseum, dem Wien Museum und anderen Wiener Universitäten. Eine gute Gelegenheit dazu boten die Vorbereitungen für das Jahrestreffen der internationalen Vereinigung von Universitätsmuseen und -sammlungen (UMAC),⁴ gegründet als Komitee des Internationalen Museumsrates ICOM,⁵ die im Rahmen der ICOM-Generalversammlung im August 2007 an der Universität Wien tagte. Diese Planungen fanden in enger Zusammenarbeit mit den LeiterInnen der bedeutendsten Universitätssammlungen Wiens statt, wodurch sehr bald wichtige Kontakte geknüpft werden konnten.

2.3 Unterstützung und Betreuung

Da im Laufe der Gespräche mit den SammlungsbetreuerInnen immer wieder auf die mangelnde Unterstützung von Seiten der Universität hingewiesen und der Wunsch nach einem stärkeren Zusammenschluss aller Sammlungen geäußert worden war, wurde im Juni 2007 das erste so genannte „Sammlungstreffen“⁶ abgehalten, zu dem sämtliche Sammlungsbeauftragte und SammlungsmitarbeiterInnen eingeladen waren. Bei diesem Treffen wurden die Ergebnisse der Begehungen und die weiteren Schritte des Projekts kurz vorgestellt. Zudem konnten mit der Präsidentin von UMAC und der Direktorin des Kupferstichkabinetts der Akademie der bildenden Künste Wien zwei prominente Gastvortragende gewonnen werden, die über die Situation von Universitätssammlungen im Allgemeinen bzw. in Österreich referierten.⁷ Das Interesse an dieser Veranstaltung war ausgesprochen hoch und die Beteiligung an der anschließenden Diskussion sehr rege, so dass das Projekt von Beginn an auf eine hohe Akzeptanz stieß und mit der entsprechenden Unterstützung durch die SammlungsbetreuerInnen rechnen konnte. Diese Treffen, die seitdem regelmäßig einmal pro Semester an jeweils einer anderen Sammlung stattfinden, sind mittlerweile zu einer festen Institution geworden. Mit ihnen wurde eine Plattform geschaffen, die es LeiterInnen und BetreuerInnen von Universitätssammlungen ermöglicht, über sammlungsrelevante Themen und Fragen Informationen zu erhalten und Erfahrungen auszutauschen sowie über den Projektverlauf unterrichtet zu werden. Dazu werden ExpertInnen sowohl aus universitären wie aus außeruniversitären Einrichtungen eingeladen, um zu bestimmten Schwerpunktthemen (wie etwa Sammlungsmanagement, Bestandserhaltung, Digitalisierung und Langzeitarchivierung) vorzutragen und spezielle Fragen aus den Sammlungen zu beantworten. Gleichzeitig wird durch den wechselnden Veranstaltungsort die Gelegenheit geboten, jeweils eine neue Sammlung vorzustellen.⁸

2.4 Öffentlichkeitsarbeit

Anlässlich der UMAC-Tagung im August 2007 wurde ein sechsseitiger Folder gedruckt, der in englischer und deutscher Sprache Informationen zu den Sammlungen und dem Projekt bietet. Er wurde mittlerweile nachgedruckt und liegt an strategisch wichtigen Punkten in sämtlichen universitären Einrichtungen (Institute, Bibliotheken, Portierlogen, Archiv etc.) zur freien Mitnahme aus. Zudem wurde sehr bald an einer Internetseite gearbeitet, die die Tätigkeiten der Sammlungen und des

⁴ <http://umac.icom.museum> (24.06.2010).

⁵ <http://icom.museum> (24.06.2010).

⁶ <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/sammlungstreffen.html> (24.06.2010).

⁷ Protokoll des ersten Sammlungstreffens: http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/sammlungstreffen_1.html (24.06.2010).

⁸ Protokolle aller bisherigen Treffen: http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/cat_sammlungstreffen.html (24.06.2010).

Projekts abbilden und Auskunft über die Sammlungslandschaft an der Universität Wien geben sollte.⁹ Mitte September 2007 wurde die innerhalb der Universitätsbibliothek eingerichtete Webseite freigeschaltet. Das Kernstück dieser Webseite ist das Sammlungsverzeichnis,¹⁰ das alle bislang erhobenen Sammlungen auflistet und für jede Sammlung eine eigene Internetseite zu gestalten versucht, auf der in Wort und Bild Einblicke in die Geschichte und die Bestände der Sammlungen gegeben werden. In der Rubrik „Aktuelles“¹¹ wird über aktuelle Ereignisse und Neuerungen berichtet, unter dem Punkt „Sammlungstreffen“¹² können sämtliche Protokolle der bisher stattgefundenen Treffen nachgelesen und einzelne Vorträge bzw. Handouts heruntergeladen werden. Weiterhin wurde an einer ausführlichen Linkliste¹³ gearbeitet, so dass es nun möglich ist, sich einen guten Überblick zu den Universitätssammlungen an den österreichischen Universitäten sowie an ausgewählten Universitäten Europas (speziell in Deutschland), aber auch außereuropäischer Länder zu verschaffen. Begleitend zu dem Auftritt im Internet wurden Artikel in der Online-Universitätszeitung¹⁴ und der Tageszeitung „Die Presse“¹⁵ veröffentlicht, um die Sammlungen einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

Mit der Gestaltung der Rubrik „Objekt des Monats“¹⁶ wurde dazu eine sehr attraktive und publikums-wirksame Einrichtung geschaffen, die es auf einfache Art und Weise erlaubt, besonders schöne und interessante Objekte aus den Schubladen und Schränken der verschiedenen Universitätssammlungen und -einrichtungen zu zeigen und so für eine breite Öffentlichkeit sichtbar zu machen. Mit einem Platz auf der Startseite der Universitätsbibliothek hat das Objekt des Monats¹⁷ eine prominent platzierte Präsentationsfläche zugewiesen bekommen, die geeignet ist, neue Internet-UserInnen mit den Sammlungen bekannt zu machen. Die Auswahl der Objekte wird durch die Projektstelle und die jeweiligen SammlungsmitarbeiterInnen getroffen, die Texte werden von den SammlungsmitarbeiterInnen verfasst. Darin wird Auskunft über das Objekt, dessen Provenienz und die Verknüpfung mit der Universität Wien gegeben. Es wird versucht, die Objekte mit speziellen Ereignissen (wie z.B. Ausstellungen, Jubiläen und Jahrestagen) zu verknüpfen, auf die dann besonders hingewiesen wird. Bestand anfangs die Befürchtung, nicht rechtzeitig über genügend Objekte zu verfügen, funktioniert die Unterstützung durch die Sammlungen heute hervorragend. Teilweise drängen die Institute sogar darauf, möglichst bald ein Objekt aus ihrer Sammlung präsentieren zu dürfen, so dass ein genauer Zeitplan und eine Reihung der Sammlungen mittlerweile unbedingt erforderlich sind. Auf eine möglichst ausgewogene Verteilung aus den natur- bzw. geisteswissenschaftlichen Disziplinen wird besonderer Wert gelegt.

3 Schlussbemerkung

Nachdem die Projektlaufzeit Mitte März 2010 an ihr Ende gekommen war, ist die befristete Stelle (wie bereits erwähnt) in den Rang einer dauerhaften Einrichtung an der Universitätsbibliothek Wien erhoben worden. Diese ist nun für die Koordination und Betreuung der Sammlungen an der Universität Wien zuständig. Alle bisherigen Aufgaben können somit weiter bearbeitet und langfristige Vorhaben zur Sicherung der Bestände aufgenommen werden.

⁹ <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/> (24.06.2010).

¹⁰ http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/_sammlungsverzeichnis.html (24.06.2010).

¹¹ <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/aktuelles.html> (24.06.2010).

¹² <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/sammlungstreffen.html> (24.06.2010).

¹³ <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/links.html> (24.10.2010).

¹⁴ <http://www.dieuniversitaet-online.at/beitraege/news/sammelleidenschaft-von-glasmodellen-otolithen-und-anderen-raritaeten/10.html> (24.06.2010).

¹⁵ http://diepresse.com/home/techscience/wissenschaft/370798/index.do?vl_backlink=/home/techscience/wissenschaft/index.do (24.06.2010).

¹⁶ http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/objekt_des_monats/ (24.06.2010).

¹⁷ <http://bibliothek.univie.ac.at/> (24.06.2010).

Kontakt

Mag^a. Claudia Feigl, MAS

Universität Wien

Universitätsbibliothek

Sammlungen an der Universität Wien

Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, A – 1010 Wien

e-mail: [claudia.feigl\(at\)univie.ac.at](mailto:claudia.feigl@univie.ac.at)

<http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/>

Graue Kisten, undurchschaubare Elektronik. Was tun mit der Hinterlassenschaft unserer Zeit?

CHRISTIAN SICHAU

Abstract

Sammlungen und Sammlungsstrategien sind bis heute von einem Blick geprägt, der meist kaum weiter als bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts reicht. Der Umgang mit der materiellen Hinterlassenschaft des vergangenen 20. Jahrhunderts sowie mit den in der Gegenwart verwendeten Geräten und Apparaten der Forschung erfordert hingegen neue Konzepte und Strategien. Diese wurden und werden in einzelnen Einrichtungen bereits in Ansätzen entwickelt. Doch noch fehlt der gemeinsame übergreifende Austausch gängiger Sammlungspraxen, eine Verknüpfung der Sammlungspraxis mit wissenschafts- und technikhistorischen Forschungstrends sowie eine Perspektive für eine koordinierte Verantwortung zur Bewahrung solcher Artefakte jenseits lokaler Begründungszusammenhänge.

Einleitung

In den 1980er Jahren offerierten die Universität Tübingen sowie das Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie (der institutionelle Nachfolger des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biologie) dem Deutschen Museum München eine umfangreiche Sammlung von Mikroskopen, die für Forschungs- und Ausbildungszwecke obsolet geworden waren. Der zuständige Kurator am Deutschen Museum stand vor der Frage, wie er mit diesem großzügigen Angebot verfahren sollte. Bereits zu diesem Zeitpunkt verfügte das Deutsche Museum über eine der umfangreichsten Mikroskopsammlungen der Welt, die nun ergänzt werden konnte. Doch zugleich hatte das Deutsche Museum sich schon damals damit zu beschäftigen, wie es mit den permanent wachsenden Sammlungen umgehen sollte. Ein Ende des freimütigen Sammelns und Bewahrens zeichnete sich mehr als deutlich am Horizont ab. Hatte man nicht eigentlich bereits genug Mikroskope? Sollte man sich nicht womöglich eher um jene Bereiche bemühen, die bisher unterrepräsentiert geblieben waren? Vor diesen Herausforderungen stehend, trafen die Verantwortlichen am Deutschen Museum eine Entscheidung, die in Teilen bis heute ein Element der Sammlungskonzeption darstellt: Vorhandene Sammlungsschwerpunkte wie die Mikroskopie sollten weiterhin ausgebaut, stattdessen auf andere Bereiche eher vollständig verzichtet werden. Dennoch war das Angebot aus Tübingen unter einem weiteren Vorbehalt gemacht worden: Es sollte bei weitem nicht die vollständige Sammlung übernommen werden, sondern lediglich eine kleine Auswahl, die geeignet schien, die vorhandene Sammlung am Deutschen Museum zu ergänzen. Nach welchen Kriterien wählte der zuständige Kurator nun aus, als er die Mikroskope vor Ort näher begutachtete? Nun, die Perspektive war die eigene Sammlung, aufgebaut auf der Basis eines spezifischen Verständnisses der Instrumente: Die Sammlung sollte wichtige technische Innovationen im Instrumentenbau nachvollziehbar machen und repräsentieren. Die frühere Nutzung der Instrumente in Forschung und Lehre war daher für die Entscheidung weitgehend irrelevant, im Vordergrund standen „technische“ Aspekte wie Typ, Ausstattung, Stativvariante und Seriennummer. Diese Grundentscheidung rührte nicht nur von einem spezifischen Sammlungsinteresse her, sondern war gekoppelt an die Ausstellung. Der Betrachter sollte zumindest prinzipiell und ggf. mit Hilfe unterstützender Skizzen in der Lage sein, die technische Funktion des präsentierten Artefaktes zu erkennen oder wenigstens zu erahnen. Waren die angebotenen Mikroskope aus Tübingen zwar längst keine glänzend polierten Messinginstrumente mehr, so waren sie – zumindest weitgehend – noch als „Mikroskope“ zu erkennen. Beide Aspekte gemeinsam, die Sammlungs- und die Ausstellungsperspektive, berührten den Kern des Selbstverständnisses des Museums. Auf dieser Basis entschied der Kurator, welche Instrumente von Tübingen nach München wechseln sollten und welche – dies war der größere Teil – nicht.

Sammlungskonzeptionen – tragfähige Analysen mit Weitblick

In der heutigen Situation fiele die Entscheidung möglicherweise anders aus als in den achtziger Jahren. Doch immerhin sind die damaligen Entscheidungsprozesse zumindest in grundlegenden Fragen dokumentiert, und es existierte eine klare Begründung im Sinne einer Sammlungskonzeption. Die Entscheidung hatte Konsequenzen, sei es im Verlust lokaler Nutzungsgeschichten, sei es im Verlust der realen Instrumente, die eben nicht in die Sammlung aufgenommen worden waren. Ähnliche Entscheidungen müssen Sammlungsverantwortliche heute täglich treffen, auch wenn wir die Konsequenzen bereits 20 Jahre später bedauern mögen. Dennoch verdient die damalige Sammlungskonzeption im Lichte moderner Museumspraxis und mit Blick auf die heute geforderten Entscheidungen eine kritische Nachbetrachtung: Denn dieser Sammlungskonzeption der späten 1980er Jahre fehlte erkennbar der Weitblick und eine zukunftsfähige Stringenz. Es mangelte an einer eingehenden Analyse der vorhandenen Sammlungsbestände und an einer Reflektion, welche Auswirkungen die weitere Entwicklung des Instrumentes in Forschung und Lehre auf die Möglichkeiten des Sammeln und Bewahrens haben würde. So hätte es eigentlich bereits in den 1980ern Jahren offensichtlich sein müssen, dass die vorhandene Sammlung keineswegs den Vollständigkeitscharakter aufwies, den man ihr gemeinhin unterstellte: Bis etwa 1900 bietet die Mikroskopsammlung, bei aller Lückenhaftigkeit, einen recht guten Überblick über den europäischen Markt. Danach kann sie lediglich die deutschen Hersteller noch recht gut abbilden. Doch ab etwa 1950/1960 bricht auch dieser Anspruch weitgehend in sich zusammen. Die Sammlungspolitik des Deutschen Museums besaß keine Antwort auf diesen Bruch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es schien keine Überlegungen zu geben, wie das traditionelle Sammlungs- und Ausstellungsverständnis in die neue Ära zu übertragen war. Was sollte das Museum mit solchen neuartigen Instrumenten tun, die so untauglich für messinggefüllte Vitrinen waren? Graue und mit Elektronik vollgestopfte Apparate bereiten nicht nur hinsichtlich der Sammlung und der Bewahrung, sondern auch mit Blick auf das verinnerlichte Ausstellungsziel schwerwiegende Probleme. Dies lässt sich mit einem Verweis auf eine besondere Entwicklung im Gebiet der Mikroskopie weiter illustrieren: die Elektronenmikroskopie. Auch hier existiert bereits eine kleine Sammlung im Deutschen Museum, die meines Erachtens sehr wertvoll ist. In der Ausstellung ist heute allerdings nur eine sehr kleine Auswahl deutscher Hersteller zu sehen, mit einem besonderen Fokus auf den Nobelpreisträger Ernst Ruska und dessen Verdienste bei der Entwicklung dieses modernen Gerätes. Offensichtlich ist, dass eine gleichermaßen „vollständige“ Ausstellung wie die der klassischen Mikroskope sich bei Elektronenmikroskopen von selbst verbietet. Die rasche Entwicklung dieser laborfüllenden Instrumente stellt Museen vor immense Probleme. Was sollte noch gesammelt werden, was nicht? Das niederländische Museum Boerhaave in Leiden hat zum Beispiel in dieser Hinsicht versuchsweise u.a. zwei Grundsätze formuliert: eine Fokussierung auf den niederländischen Hersteller Philips sowie eine Betonung „lokaler (Nutzer-)Geschichten“. Doch solche Grundsätze können schwierige Fragen nicht vollends aus dem Weg räumen: Was geschieht etwa, wenn in niederländischen Forschungseinrichtungen z.B. mit japanischen Geräten geforscht und gearbeitet wurde? Zudem stellt uns die moderne Forschungspraxis und -organisation vor neue Fragen. So waren Elektronenmikroskope vielfach gerade nicht originär mit spezifischen Forschungsprojekten verknüpft, sondern häufig in zentralen Service-Einrichtungen großer Institute ausgelagert. Solche arbeitsteiligen Prozesse in Wissenschaft und Technik führen teilweise dazu, dass die angestrebten lokalen Nutzergeschichten weit weniger kohärent und in sich schlüssig ausfallen, wie manche es vielleicht erwarten. In diesem Sinne wird zu fragen sein, ob solche Grundsätze, wie sie in ähnlicher Form in verschiedenen Einrichtungen praktiziert werden, sich mittel- und langfristig als tragfähig erweisen.

Herausforderungen für den Umgang mit gegenwartsnahen Artefakten

Die Optik-Ausstellung im Deutschen Museum endet derzeit mit einem Hinweis auf die Entwicklung des Rastertunnelmikroskops durch Binnig und Rohrer. Es handelt sich um einen Nachbau, da die Originalapparatur für das Deutsche Museum nicht erhältlich war. Hier begegnen wir einem weiteren Problemfeld: der Miniaturisierung der Instrumente und der fortschreitenden Unmöglichkeit, Funktionsweisen eines Instrumentes einem breiten Publikum im Ausstellungskontext zu erläutern. Zwei weitere Beispiele aus der Sammlung des Deutschen Museums können diese Problematik erläutern. In einem Fall handelt es sich um den kleinen Rest eines laborfüllenden Aufbaues, mit dem erstmals in Europa ein Bose-Einstein-Kondensat erzeugt worden ist. Das zweite Beispiel wäre ein so genannter Frequenzkamm, dessen Entwicklung Teil der Begründung war, den Nobelpreis für Physik an Theodor Hänsch zu verleihen. In welcher Weise und inwiefern kann in einer Ausstellung Besuchern erläutert werden, was ein Bose-Einstein-Kondensat ist oder welche Funktion ein Frequenzkamm erfüllt? Diese Frage mag mit Blick auf moderne, kulturhistorisch orientierte Ausstellungspraktiken „vorgestrig“ erscheinen. Doch ganz so einfach verhält sich die Situation nicht, denn die technische bzw. wissenschaftliche Funktion eines Apparates bleibt für Besucher weiterhin *ein* wichtiger Zugang zur modernen Wissenschaft. Oder sollten Ausstellungen gänzlich auf die Vermittlung solcher Inhalte verzichten? Welche Rolle können die Artefakte bei dieser Vermittlungsaufgabe konkret spielen? Was soll also Besuchern einer Ausstellung über derartige Artefakte gesagt werden? Und wenn uns die Antwort auf diese Frage schwer fällt: Was bedeutet dies für die Entscheidung, solche Artefakte zu sammeln? Richtet sich also der Blick auf solche Artefakte des 20. Jahrhunderts, zeigt sich eine Fülle von Problemen. Traditionelle Sammlungskonzepte erweisen sich als kaum mehr anwendbar, und auch klassische Ausstellungskonzepte geraten an ihre Grenzen. Da die ressourcenintensive Sammlung von Artefakten zunehmend durch Ausstellungen legitimiert werden muss, wird die Entwicklung neuer Ausstellungskonzepte von hoher Bedeutung sein.

Eine weitere Schwierigkeit der heutigen Situation liegt darin begründet, dass täglich schnelle Entscheidungen erforderlich sind. Als das Deutsche Museum um 1900 den Grundstock seiner Mikroskopsammlung aufbaute bzw. erwarb, war es noch möglich, Mikroskope bis zurück ins frühe 18. Jahrhundert, bis hin zu jenen von van Leeuwenhoek, zu erhalten. Auch heute noch existiert ein lebhafter Auktions- und Händlermarkt, auf dem solche Instrumente in einem bemerkenswerten Umfang noch präsent sind. Instrumenten und Apparaten aus dem 20. Jahrhundert droht hingegen ein anderes Schicksal: Sie werden kaum und nur in Ausnahmefällen zu Sammlerobjekten. „Museum oder Schrotthaufen?“ scheinen die einzigen Optionen, die sich in aller Regel mit der Emeritierung eines Forschers oder bei einer Institutsauflösung bieten. Die Lage ist dadurch zusätzlich erschwert, dass wir bereits heute ein markantes „Beobachtungsloch“ konstatieren müssen, „eine gefährlich weit geöffnete Schere zwischen Depot und jüngster Vergangenheit“.¹ Vieles ist bereits unwiederbringlich verloren, weil eben eine aktive und vorausschauende Sammlungspolitik fehlte. Heute muss eine gute Sammlungspolitik konsequenterweise „rückblickend“ sein, also versuchen, Defizite der letzten Jahrzehnte zu identifizieren und diese – so weit noch möglich – rasch zu beheben. Diese Aufholarbeit mag aufwändig sein; unterbleibt sie, würde in den Sammlungen möglicherweise mindestens ein gutes halbes Jahrhundert fehlen!²

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wurden mit Blick auf ein sehr kleines Segment einer Museumssammlung viele Fragen aufgeworfen. Nur wenige davon wurden beantwortet. Und dies stellt bereits einen wichtigen

¹ So Wolfgang Kos (Museum Wien) in einem auf dem österreichischen Museumstag 2007 gebotenen Überblick zu gegenwärtigen Sammlungspolitiken.

² Siehe auch: SICHAU 2009.

Punkt der Ausführungen dar. Es ist erforderlich, zunächst das Problem mit seinen verschiedenen Facetten zur Kenntnis zu nehmen, bevor über Lösungsmöglichkeiten gesprochen werden kann. Auf viele der Fragen sind keine einfachen, allgemein gültigen Antworten zu geben. Auch große nationale Einrichtungen wie das Deutsche Museum sind derzeit nicht in der Lage, im Sinne einer „Top-Down“-Strategie umfassende Empfehlungen oder gar Richtlinien vorzugeben. In der internationalen Museumsszene werden seit einigen Jahren intensive Gespräche über die Problematik geführt, und möglicherweise gelangen in den nächsten Jahren hier auch einige Fortschritte.³ Doch eigentlich ist es bereits der kommunikative Austausch zwischen Museen über die jeweiligen Sammlungskonzeptionen und Sammlungspraxen an sich, der als Fortschritt zu werten ist, da er im Sinne einer „Bottom-Up“-Strategie zur weiteren Klärung beitragen kann.

Zweitens ist großer Wert auf eine stringente Bestandsanalyse zu legen, die schonungslos und ehrlich die Bestände und Bestandslücken für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg untersucht. Dies wird eine wesentliche Aufgabe der nächsten Jahre sein, da große Anstrengungen vonnöten sind, um möglicherweise noch vorhandene Artefakte zu sichern.

Auf dieser Basis wäre dann eine Sammlungskonzeption zu entwickeln. Es wäre allerdings ein Irrtum, auch mit Blick auf Entscheidungsträger in den relevanten Institutionen, zu meinen, man hätte damit ein eindeutiges „Entscheidungsrezept“ zur Hand. Eine Sammlungskonzeption muss sich vordringlich den Schwierigkeiten stellen, wie mit Artefakten der nahen Vergangenheit umzugehen ist. Es lässt sich gar nicht stark genug betonen, dass ein Sammlungsverständnis für die Zeit bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts grundsätzlich verschieden von einem für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist. Gänzlich andere Kategorien der Sammlungsordnung greifen hier; disziplinäre Unterscheidungen haben sich im Zeitalter von Technoscience zu einem erheblichen Teil aufgelöst; und selbst eine Definition dessen, was unter einem „wissenschaftlichen Instrument“ zu verstehen ist, kann nur noch mit Mühen gefunden werden. Hinzu kommen immaterielle Dinge wie Software oder digitale Datenbestände. Es ist zu betonen, dass die weitere Entwicklung der Kriterien des Sammelns für Artefakte des 20. Jahrhunderts intensive Diskussionen mit Wissenschafts- und Technikhistorikern voraussetzen, um die Entscheidungen auf ein möglichst solides Fundament zu stellen.

Eine solche Sammlungskonzeption muss lokal fundiert sein, darf jedoch zugleich den Blick über die lokalen Grenzen nicht vernachlässigen. Denn lokale Entscheidungen, ein bestimmtes Artefakt zu sammeln oder abzulehnen, können im Extremfall die Konsequenz haben, dass in Deutschland, vielleicht gar in Europa kein einziges Exemplar dieses Typs mehr als materielle Quelle der Geschichtsschreibung aufbewahrt wird. Es ist der Verbund der vielen lokalen Einrichtungen, die über Wohl und Wehe eines Instrumententyps entscheidet. Hier sind breit angelegte, enge Kooperationen notwendig, um im gemeinsamen Austausch zu Lösungen für schwierige Fälle zu gelangen.

Zu einem gewissen Umfang stellt eine Sammlungskonzeption also weniger eine konkrete Entscheidungsvorgabe dar, sondern entspricht einer Verfahrensbeschreibung, wie Entscheidungen entwickelt werden. Denn eine Lehre aus mancher Sammlungsstrategie der Vergangenheit muss lauten: Hüten wir uns davor, abschließend und vorab beurteilen zu wollen, was sammlungswürdig ist und was nicht. Praktisch jeder Einzelfall zwingt zu einem Überdenken der bisherigen Entscheidungspraxis. Lassen wir uns herausfordern von den Dingen, die vor einer möglichen Aufnahme in eine Sammlung stehen!

³ Zu nennen sind hier u.a. folgende Konferenzen: 1. „Curating 20th Century Science“, Utrecht University Museum, 17.–18. Oktober 2005; 2. „Acquiring, Collecting and Using the Technical and Scientific Heritage of the 2nd Half of the 20th Century“, Musée des Arts et Métiers Paris, 17. November 2006; 3. „Patrimoine scientifique et technique, culture et société“, Musée des Arts et Métiers Paris, 13.–14. März 2008. Der hier vorgelegte Beitrag greift einige der dort geführten Diskussionen auf.

Trotzdem wird nicht wahllos alles gesammelt werden können. Gefordert sind jedoch sorgfältige Abwägungen und transparente Entscheidungsprozesse. Hinzu kommt ferner die Fortentwicklung eines Zwischenweges zwischen „Museum“ und „Schrotthaufen“. Neue Wege der Dokumentation, mit Hilfe der uns heute zur Verfügung stehenden Medientechnologien, werden in vielen Fällen erforderlich sein. Die Grenzen zwischen Museumssammlung und Archiv werden somit durchlässiger werden müssen. In der Ära der grauen Kisten wird der Dokumentationsaufwand ohnehin erheblich steigen, denn Handbücher und Schaltpläne werden zu umfangreichen Ordnersammlungen, Software kommt neu hinzu – und im günstigsten Fall reichen die Unterlagen bis zur Oral History über Nutzer-geschichten.

Es gibt in diesem Sinne derzeit keine Patentrezepte für den Umgang mit Artefakten des 20. Jahrhunderts. Die museale Praxis in vielen lokalen und regionalen musealen Einrichtungen in den nächsten Jahren wird in erheblichem Maße für das Schicksal dieser materiellen Hinterlassenschaft der Wissenschaft und Forschung entscheidend sein. Um es mit dem zuvor gewählten Beispiel zu sagen: Der Fortbestand der Mikroskope des 18. oder 19. Jahrhunderts ist, bei allen Gefährdungen im Einzelfall, gesichert; es sind die Elektronenmikroskope der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die als gefährdet gelten müssen. Hier sind noch große Anstrengungen zu unternehmen.

Literatur

SICHAU, C. 2009. Einstein, interaktiv und zum Anfassen. Oder: die drohende Auflösung des Museums? *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 17: 85–92.

Kontakt

Dr. Christian Sichau
Science Center experimenta gGmbH
Kranenstraße 14
74072 Heilbronn
e-mail: christian.sichau(at)experimenta-heilbronn.de

Neue Perspektiven für alten Kram

JÖRG ZAUN

Abstract

Wie gehen wir mit Sammlungen um, die nicht mehr in Forschung und Lehre genutzt werden? Die Frage wird sich nur für jede Sammlung individuell entscheiden lassen. An Beispielen Freiburger Sammlungen sollen verschiedene Perspektiven diskutiert werden: die Reaktivierung von Sammlungen für Forschung und Lehre, ihre Umnutzung zur Beantwortung neuer Forschungsfragen und Lehrkonzepte, die Nutzung im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit einer Universität, auch im Sinne eines „public understanding of research“, aber auch die wohl überlegte Abgabe von Sammlungen an andere Institutionen.

Einleitung

Wohl jede Universität verfügt über Sammlungsgut, dessen Wert und Erhaltungswürdigkeit von keinem ernsthaft in Frage gestellt wird. Zum einen gibt es zahlreiche Sammlungen, die weiterhin unverzichtbar für Forschung und Lehre sind und deren Erhalt und Pflege damit zum Kerngeschäft der Universität gehören. Zum anderen sind dies die Pretiosen aus der eigenen Geschichte, an der TU Bergakademie Freiberg beispielsweise die Amtskette des Rektors oder die Ölportraits der Gründungsväter. Im Bestand stark gefährdet sind dagegen ehemalige Lehr- und Forschungssammlungen, die ihren ursprünglichen Nutzen verloren haben und damit museal geworden sind. Bei älteren Objekten, einem Dampfmaschinenmodell aus dem 18. Jahrhundert oder einem Messing-Mikroskop aus dem 19. Jahrhundert, wird man noch mit einem breiten Konsens darüber rechnen können, dass ein Erhalt wünschenswert ist. Das bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass dafür auch die entsprechenden Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. Besonders problematisch wird es aber, wenn man es mit den Hinterlassenschaften der jüngeren Geschichte zu tun hat. Warum es sich lohnt, eine Sammlung von Duroplastproben der 1970er Jahre, die ehemals als Lehrmaterial in der technischen Chemie dienten, für die Zukunft zu bewahren oder einen UV-Spektrografen der 1980er Jahre, der ein typisches Instrument der damaligen Werkstoffwissenschaften war, mag vielen Universitätsangehörigen nicht unmittelbar einleuchten. Man kann sich natürlich auf den „historischen Wert“ der Exponate berufen, doch anders als bei den Museen gehört es nicht zu den Kernaufgaben einer Universität, das Kulturerbe der Menschheit zu bewahren. Jeder, der mit dem Erhalt solcher Sammlungsbestände an Universitäten befasst ist, wird daher gut daran tun, das Potential solcher Sammlungsbestände für die Universität aufzuzeigen, auch um im Verteilungswettstreit um Personal, Finanzen und Räume an der Universität erfolgreich agieren zu können. Im Folgenden soll ein Spektrum unterschiedlicher Perspektiven für museale Universitätssammlungen aufgezeigt werden.

Nutzungspotentiale der Freiburger Sammlungen in Lehre und Forschung sowie für die universitäre Öffentlichkeitsarbeit

Die Museologie ist an der TU Bergakademie Freiberg im Studiengang Industriearchäologie als Pflichtfach verankert. In diesem Rahmen werden die Sammlungen für eine praxisnahe Ausbildung auf dem Gebiet der Ausstellungskonzeption und -organisation genutzt. Ausgehend von einem Ausstellungsthema erarbeiten die Studierenden im Laufe eines Semesters ein fertiges Drehbuch für eine Ausstellung. Den Studierenden kann dabei ein breites Spektrum an Fähigkeiten und Methoden vermittelt werden: Methoden der Objekt- und Bildrecherche, zielgruppenspezifische Aufarbeitung von Information in Ausstellungstexten, Einsatz organisatorischer Hilfsmittel wie Zeitpläne, Organigramme und Kostenpläne. Auch gestalterische Themen wie Wahrnehmung, Wegeführung und Barrierefreiheit werden behandelt, ebenso Fragen der Objektsicherheit wie Versicherung, Transport und

konservatorische Anforderungen. Besonders effektiv ist diese Lehrveranstaltung, wenn es gelingt, ein Museum als Partner zu gewinnen, in welchem die Ausstellung tatsächlich gezeigt werden kann. Insbesondere „kleinere Häuser“, die nicht über umfangreiche Personal- und Finanzmittel für Sonderausstellungen verfügen, sind hier dankbare Partner, die sich auf das Experiment eines studentischen Ausbildungsprojektes einlassen. Es hat sich gezeigt, dass die Arbeitsergebnisse sich unter den gegebenen Rahmenbedingungen durchaus mit „professionellen“ Ausstellungen messen lassen können. In anderer Form nutze ich die Objekte aus den Sammlungen der TU Bergakademie Freiberg im Rahmen einer Veranstaltung unter dem Titel „Erhalt von Kulturgut“. In dieser Lehrveranstaltung erhält jeder Student ein Objekt zugewiesen, dessen Zustand und historische Bedeutung er untersuchen und in einem Zustandsprotokoll beschreiben soll. Ziel ist es zum einen, dass die Studierenden lernen, die Objekte zu lesen, das heißt Herstellungs-, Gebrauchs- und Vernachlässigungsspuren zu entdecken, zu differenzieren und zu interpretieren. Zum anderen sollen sie lernen, den Gefährdungsgrad und die Bedeutung eines Objektes einzuschätzen und damit eine Handlungsempfehlung für den weiteren Umgang mit dem Objekt zu formulieren. Beide Lehrveranstaltungen werden jedoch nicht nur von Studierenden der Industriearchäologie genutzt, sondern auch immer wieder von solchen aus geowissenschaftlichen und ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen. Vergleichbare Lehrangebote können sicher auch an anderen Universitäten erfolgreich angeboten werden, und dies auch ohne die Einbindung in einen museologischen Kontext.

Ein großes Potential für die musealen Universitätsmuseen besteht außerdem in ihrer Nutzung als historischer Quellenbestand. Viele wissenschafts- und technikhistorische Arbeiten der letzten Jahre haben gezeigt, dass sich aus der materiellen Hinterlassenschaft häufig Ergebnisse erzielen lassen, die sich aus den schriftlichen Quellen nicht erschließen. Trotzdem nutzen die meisten Wissenschafts- und Technikhistoriker die Objekte weiterhin höchstens als Illustration und nur selten als Quelle, was auch daran liegt, dass dieser Quellenbestand zum einen schwierig zugänglich ist und zum anderen es häufig noch an Methoden mangelt, den Informationsgehalt der Objekte zu entschlüsseln. Was die Zugänglichkeit betrifft, so sind die verschiedenen internetbasierten Datenbankprojekte, vom Verzeichnis aller Universitätsmuseen am Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der HU Berlin bis zu den Einzelinventaren von Sammlungen, sicher der erfolversprechendste Weg, um auch Wissenschaftlern, die nicht unmittelbar mit der Betreuung von Sammlungen befasst sind, den Bestand an für sie relevanten Objekten zugänglich zu machen. Um den Informationsgehalt der verschiedenen Realien zu erschließen, wird noch viel Grundlagenforschung nötig sein. In Freiberg haben wir beispielsweise eine umfangreiche Sammlung an Modellen aus dem Berg- und Hüttenwesen. In der archivalischen Überlieferung zur Modellsammlung wird auf die Wirklichkeitsnähe der Modelle denn auch immer wieder verwiesen. Wie gut die Modelle aber die damalige Technik tatsächlich abbilden, die zum großen Teil heute nicht mehr als Originalanlagen erhalten sind, kann bisher nur vermutet werden. Im Rahmen einer Studienarbeit wurden zwei Modelle aus der Hüttenkunde deshalb genauer analysiert. Die Ergebnisse bestätigen die realistische Abbildung der Technik in den Modellen, zeigen aber auch auf, an welchen Stellen die Lehrmodelle zu Idealisierungen greifen. Diese Arbeit soll in den nächsten Jahren ausgebaut werden, wozu in einer Datenbank nicht nur die Modellsammlung selbst zu erfassen ist, sondern auch die schriftlichen und zeichnerischen Quellenbestände zu den technischen Anlagen als auch (soweit vorhanden) die Informationen zu Originalanlagen und archäologischen Befunden zusammengetragen werden sollen. In eine andere Richtung zielt ein Projekt von Kollegen/innen der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und des Bergbaumuseums Bochum. Aufgebaut werden soll hierbei eine Datenbank mit Referenzmaterialien für Werkstoffe der Neuzeit. Die Datenbank soll einerseits der Beantwortung archimetrischer Fragen, etwa für die Herkunftsbestimmung unbekannter Objekte, dienen und andererseits für die Bearbeitung konservatorischer und restauratorischer Fragestellungen, beispielsweise nach typischen Abbauprozessen, das Referenz-

material erschließen. In den Sammlungen der TU Bergakademie Freiberg finden sich zahlreiche Objekte, die in einem solchen Kontext interessant sind, etwa die verschiedenen Muster von Stahlseilen der Sammlung Bergbaukunde oder die oben erwähnten Duroplastproben aus DDR-Produktion. Wahrscheinlich dürfte sich, wenn man das Probenmaterial an den zahlreichen werkstoffwissenschaftlichen Instituten deutscher Universitäten zusammenfasst, ein ziemlich vollständiges Bild „moderner“ Materialien ergeben. Um dieses Referenzmaterial aber für die Bearbeitung der genannten Fragestellungen nutzen zu können, muss es nicht nur in einer Datenbank erfasst, sondern auch mit modernen analytischen Methoden auf seine Zusammensetzung untersucht werden.

Zahlreiche Sammlungen der TU Bergakademie Freiberg sind, zumindest in einer Auswahl, in Vitrinen auf Fluren oder in Hörsälen der jeweiligen Institute aufgestellt oder in vorzeigbaren Räumen untergebracht. Gut aufbereitet können diese Präsentationen den Studierenden einiges über die historische Entwicklung ihres Faches vermitteln, und einige Dozenten nutzen diese auch gezielt für einen historischen Exkurs im Rahmen ihrer Fachvorlesungen. Außerdem werden solche Präsentationen gerne von Institutsangehörigen ihren Besuchern vorgeführt und dienen damit auch zur Außendarstellung der Universität. Schließlich können sie in dieser Form auch auf Anfrage oder zu speziellen Anlässen wie der „Langen Nacht der Wissenschaft“ einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Insbesondere bei der Außendarstellung der Universität und als Beitrag zu einem „public understanding of research“ lassen sich die Sammlungen häufig sehr gewinnbringend einsetzen. Dies beginnt bereits mit den zahlreichen Anfragen nach Objekten für Sonderausstellungen. Unsere Humboldt-Exponate gehören wahrscheinlich zu den erfolgreichsten Werbeträgern der Bergakademie. In vielen Fällen sind Kuratoren von Sonderausstellungen aber auch sehr dankbar, wenn man ihnen bisher unbekannte Exponate zu ihrem Thema oder ungewöhnliche Sichtweisen auf bekannte Exponate vermitteln kann. Auf diese Art und Weise lassen sich neuere historische Forschungsergebnisse an ein breites Publikum vermitteln.

Eine weitere Möglichkeit, einer musealisierten Universitätssammlung eine neue Perspektive zu eröffnen, ist die Abgabe der Sammlung an andere Universitäten, Forschungseinrichtungen oder an ein Museum. So wurde die Sammlung keramischer Werkstoffe der TU Bergakademie Freiberg, da der entsprechende Lehrstuhl nach Emeritierung des letzten Inhabers nicht mehr besetzt wurde, an das Fraunhofer-Institut für Silicatforschung in Würzburg abgegeben. Andererseits hat die TU Bergakademie Freiberg von der TU Berlin einen Teil der Sammlung Markscheideinstrumente als Dauerleihgabe übernommen. Da das Fach Markscheidekunde an der TU Berlin nicht mehr gelehrt wird, in Freiberg aber die historischen Instrumente in der Lehre immer noch Verwendung finden (da sich an ihnen Messprinzipien sehr viel deutlicher ablesen lassen als an den modernen „grauen Kästen“), haben die Instrumente so ihre ursprüngliche Funktion als Lehrmittel zurück erhalten. Die für die Lehre in der Tagebaukunde an der Bergakademie Freiberg in den 1960er und 1970er Jahren geschaffenen Großmodelle von Abbau- und Fördermaschinen sind als Dauerleihgabe dem Sächsischen Industriemuseum Energiefabrik Knappenrode überlassen worden. Hier dienen sie zwar nicht mehr der universitären Ausbildung, sind aber dafür ein wesentlicher Baustein für die Vermittlung einer technologie- und industriegeschichtlich bedeutenden Entwicklung Ostdeutschlands an ein breiteres Publikum.

Abschließende Bemerkungen

Ich habe versucht, ein Spektrum an Perspektiven für museale Universitätssammlungen aufzuzeigen und mich dabei hauptsächlich auf Beispiele aus meiner eigenen Arbeit in Freiberg gestützt. Ganz ähnliche Ansätze finden sich an vielen Universitäten, und die eine oder andere Idee habe ich mir durchaus auch „abgeschaut“. Es wäre wünschenswert, wenn es zukünftig einen regelmäßigen

Erfahrungsaustausch über gelungene Projekte zwischen den Sammlungsverantwortlichen an den Universitäten geben würde.

Kontakt

Dr. Jörg Zaun

TU Bergakademie Freiberg

Institut für Industriearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte

Kustodie

Lessingstr. 45, 09599 Freiberg

e-mail: joerg.zaun(at)iwtg.tu-freiberg.de

<http://tu-freiberg.de/ze/sammlungen/>

Wissenschaftliche Sammlungen in Forschung und Lehre. Das Beispiel Jena

TILDE BAYER & MARTIN S. FISCHER

Abstract

Die Universität Jena verfügt über mehr als 30 wissenschaftliche Sammlungen, die jüngst von der dem Wissenschaftsrat zugeordneten Arbeitsgruppe „Sammlungsbezogene Forschung“ als ein Beispiel für eine alte, mit umfangreichen Beständen gesegnete Universität besucht wurde. Die Sammlungen haben eine unterschiedliche, zum Teil über 450 Jahre alte Geschichte und reichen von kleinen Spezialsammlungen bis zu den größten, einschlägigen Sammlungen in Deutschland. Die Forschung an und mit den Sammlungen sowie die Bedingungen für deren wissenschaftliche Nutzung werden in diesem Beitrag vorgestellt. Neben objektivierbaren Kriterien ist hierfür die unmittelbare Verbundenheit des „Sammlungsprofessors“ mit „seiner“ Sammlung ein wesentlicher Faktor.

Einleitung

Die Friedrich-Schiller-Universität Jena wurde 1558 gegründet. Sie ist die einzige Volluniversität des Freistaates Thüringen. Ein halbes Dutzend öffentlich und regelmäßig zugänglicher Museen, Sammlungen und Erinnerungsstätten sowie über 30 Forschungs- und Lehrsammlungen spiegeln diese mehr als 450 Jahre Forschungs- und Wissenschaftstradition wider.¹ Die Sammlungen der Universität sind in vielen Fächern eine selbstverständliche Infrastruktur für die Forschung und leisten einen wertvollen Beitrag zur Lehre. Sie dienen der Ausbildung junger Wissenschaftler und sind nicht zuletzt wertvolles Kulturgut und ein Stück Thüringer Tradition. Bei der Forschung in (Universitäts-) Sammlungen geht es um das erkennende Sehen am Objekt jenseits des geschriebenen Wortes, wobei der unmittelbare Zugang zum Objekt die zwingende Voraussetzung für eine solche Forschung darstellt. Damit sind Zugänglichkeit und das Wissen um den Ort des Objektes ein hervorragendes Qualitätsmerkmal von Sammlungen.

Erste Ergebnisse der Selbstevaluierung

Die folgenden, kurzen Ausführungen widmen sich der Frage nach der Forschung an und mit den Sammlungen und den Bedingungen für deren wissenschaftliche Nutzung. Nach wie vor ist der Status von wissenschaftlichen Sammlungen an Universitäten ungeklärt, und die Sammlungen selbst haben Schwierigkeiten, ihren Wert für die aktuelle Forschung einzuschätzen und – unterstellt, es gibt ihn – beispielsweise gegenüber den Universitätsleitungen zu kommunizieren. Nach über 15 Jahren der versuchten und der gescheiterten Selbstorganisation der Sammlungen an der Universität Jena wurde 2008 von der Universitätsleitung eine Sammlungsbeauftragte eingestellt, um die für die zentralen Entscheidungen notwendigen Kriterien zu erarbeiten.² Selbstkritisch muss betont werden, dass ohne eine solche Funktionsstelle die nachfolgenden Ausführungen nicht möglich wären.

Da allgemeine und sammlungsspezifische Bewertungskriterien bislang fehlen, können die hier vorgeschlagenen Merkmale vielleicht auch einen Beitrag zu deren Erarbeitung sein. Für die Bewertung von wissenschaftlichen Forschungs-, Schau- und Lehrsammlungen wurden an der Universität Jena die folgenden Merkmale formuliert: a) öffentliche Zugänglichkeit, b) Forschungsaktivität der Sammlung, c) Attraktivität der Sammlung für externe Forschung sowie Teilnahme am nationalen und internationalen Leihverkehr, d) Bedeutung für die Lehre und e) Rolle der Sammlungs-Kustoden.

¹ <http://www.uni-jena.de/Museen> (02.11.2010).

² Siehe den Fragebogen im Anhang.

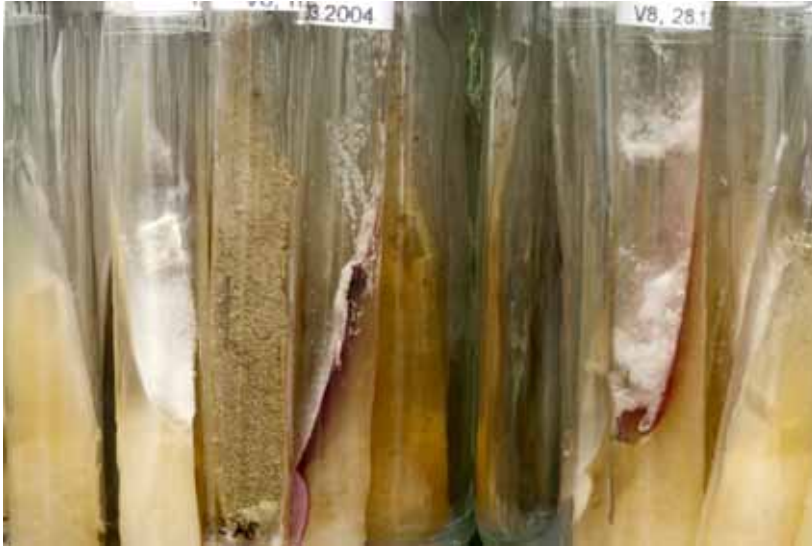


Abb. 1: Die Jena Microbial Resource Collection (JMRC) ist eine der weltweit größten Sammlungen von Zygomyceten (Schimmelpilze), in der rund 11.000 lebende Pilze in verschiedenen Nährmedien und als Gefrierkonservate gehalten werden. Foto: Claudia Fischer

a) Öffentlich zugängliche Sammlungen: Neben den beiden Erinnerungsorten Schiller-Gartenhaus und Goethe-Gedenkstätte sind sechs wissenschaftliche Sammlungen regelmäßig für die Öffentlichkeit zugänglich. Rund 75.000 Gäste besuchen jährlich den Botanischen Garten, das Ernst-Haeckel-Haus, das Phyletische Museum, die Mineralogische Sammlung, die Sammlung von Abgüssen Antiker Plastik sowie die Geophysikalische Sammlung auf Burg Ranis. Mineralogische Sammlung und Phyletisches Museum

bieten neben einer wissenschaftlich anspruchsvollen Dauerausstellung regelmäßig auch attraktive Sonderausstellungen, die im eigenen Haus oder in Kooperation mit verschiedenen Partnern entstehen. Mit diesen öffentlich zugänglichen Sammlungen leistet die Universität Jena nicht nur einen wichtigen Beitrag zur touristischen Infrastruktur, sondern ist zugleich Begegnungsraum für Wissenschaft und Gesellschaft. Gleichzeitig ist nur jede fünfte Sammlung der Universität Jena öffentlich zugänglich.

b) Forschungsaktive Sammlungen: Wer die Sammlungen im Hinblick auf mit ihnen verbundene Forschungsaktivitäten betrachtet, wird zu dem Schluss kommen, dass die Betreuer von rund einem Viertel der wissenschaftlichen Sammlungen sehr aktiv und auch erfolgreich beim Einwerben von Drittmitteln sind. Bemerkenswert ist, dass dabei gerade auch die „kleinen“ Sammlungen (wie z.B. die Orientalischen Sammlungen/Papyrussammlung) eine herausragende Stellung einnehmen. Sowohl die Papyrussammlung als auch die Hilprecht-Sammlung sind in nationale bzw. internationale Digitalisierungsprojekte eingebunden,³ letztere in ein 3D-Projekt in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin.

c) Attraktivität für externe Forschung sowie Teilnahme am nationalen und internationalen Leihverkehr: Rund ein Drittel der wissenschaftlichen Sammlungen der Universität Jena entfaltet aufgrund der Bedeutung der jeweiligen Bestände Wirkung nach außen. Häufig sind sie Gegenstand externer Forschung und ziehen aufgrund ihrer Bestände Forscher aus dem In- und Ausland an. Dies betrifft insbesondere auch die forschungsaktiven Sammlungen wie z.B. die Hilprecht-Sammlung und das Orientalische Münzkabinett (OMJ). Einige – wie z.B. die Mineralogische Sammlung oder die Sammlung Antiker Kleinkunst ziehen allein schon wegen der Einzigartigkeit ihrer Bestände externe Forscher an. Ferner treten diese Sammlungen regelmäßig als Leihgeber für nationale und auch internationale Ausstellungsprojekte in Erscheinung.

d) Bedeutung für die Lehre: Nahezu zwei Drittel aller wissenschaftlichen Sammlungen finden regelmäßig Eingang in die Lehre. Sie sind somit nicht nur Gegenstand von Forschung, sondern auch von Lehrveranstaltungen, die den Studierenden den Umgang mit Zeugnissen materieller Kultur

³ <http://papyri.dl.uni-leipzig.de>, <http://cdli.ucla.edu> (02.11.2010).



Abb. 2: Die Dia- und Fotothek am Institut für Klassische Archäologie umfasst u.a. eine Sammlung von Kleindias mit rund 400.000 Objekten. Foto: Claudia Fischer

lungsobjekte oder gar komplette Sammlungen werden gegenwärtig nicht mehr in der Lehre eingesetzt, befinden sich im Stadium der Musealisierung und sind zunehmend Gegenstand kultur- und wissenschaftshistorischer Fragestellungen (z.B. Wachsmodellobjekte aus dem Atelier für Wissenschaftliche Plastik von Adolf und Friedrich Ziegler / Freiburg i.Br. in der Zoologischen Lehrsammlung und in der Anatomischen Sammlung).

Eine Sonderstellung nehmen die Foto- und Diasammlungen ein: Angesichts des technologischen Fortschritts und des damit einhergehenden Methodenwandels in der Lehre stehen die Universitäten vor der Frage, wie künftig insbesondere mit den zahllosen Diasammlungen zu verfahren sein wird. Dass solche Sammlungen von Bildmaterial auch zum Gegenstand kultur- und wissenschaftshistorischer Fragestellungen werden können, zeigt das Beispiel der umfangreichen Foto- und Diathek



Abb. 3: Am Phyletischen Museum der Universität Jena gesammelte Felle von Wildkatzen (*Felis silvestris*) aus Thüringen, die zwischen 1989 und 2005 überwiegend Verkehrsunfällen zum Opfer fielen. Die durch die Sammlung gewonnenen Informationen zur Population von Wildkatzen leisten einen wertvollen Beitrag bei der Planung von Infrastrukturmaßnahmen (wie etwa im Straßenbau). Foto: Claudia Fischer

vermitteln (z.B. Münzsammlungen, geologische, mineralogische, medizinische, archäologische, naturkundliche Sammlungen u.a.). Rund die Hälfte dieser Sammlungen trägt explizit den Charakter von Lehrsammlungen, d.h. sie entstanden ausschließlich zu Lehrzwecken und sind ein fester Bestandteil bei der Ausbildung angehender Akademiker (z.B. Lehrsammlungen von Modellen zur Mineralogie, botanische und zoologische Lehrsammlungen). Manche Samm-

lungen des Instituts für Klassische Archäologie mit einer vielfältigen Überlieferung von in der Lehre seit Mitte des 19. Jahrhunderts eingesetztem Bildmaterial (Originalstiche aus dem 17./18. Jahrhundert und Zeichnungen des 19. Jahrhunderts, Fotografie seit Mitte des 19. Jahrhunderts, großformatige Glasdias vom Anfang des 20. Jahrhunderts, Kleindias seit Mitte des 20. Jahrhunderts).

e) Sammlungs-Kustoden: Die meisten Sammlungen sind Mitarbeitern anvertraut, die über wenig bis gar keine

museologische Erfahrung verfügen. Es handelt sich dabei in der Regel um wissenschaftliche Mitarbeiter mit zeitlich befristeten Verträgen, Lehrverpflichtungen und eigener wissenschaftlicher Qualifikation. Die Betreuung der Sammlung bildet für diesen Personenkreis nur einen geringfügigen Teil ihrer Aufgaben, sodass die Betreuungsqualität vom persönlichen Einsatz des jeweiligen Sammlungsverantwortlichen abhängig ist. Weniger als ein Viertel der Sammlungen verfügt über Mitarbeiter, die eigens zur Wahrnehmung kustodialer Aufgaben bestellt sind. So ist es zumeist ein Glücksfall, wenn – wie z.B. in der Mineralogischen Sammlung – die (auf halber Stelle beschäftigte) Kustodin mit einer technischen Mitarbeiterin neben vier Stunden Lehre pro Woche sowie Forschungs- und Exkursionsbetreuung Zeit findet, den ICOM-Anforderungen „Bewahren, Sammeln, Forschen, Ausstellen“ gerecht zu werden, d.h. die Sammlung „in Schuss“ hält, regelmäßige Öffnungszeiten gewährleistet, Wechsausstellungen konzipiert und durchführt, regelmäßig Sonderführungen anbietet, externe Leihwünsche bedient etc. Jedoch führt das Vorhandensein eines Kustos auch nicht zwangsläufig zu einer höheren wissenschaftlichen Nutzung der Sammlungen, und umgekehrt verfügen die forschungsaktiven Sammlungen nicht über einen Kustos.

Schlussbemerkungen

Die kritische Selbstevaluierung der Sammlungen der Universität Jena ist vielleicht nicht repräsentativ, doch kennen wir leider keine andere vergleichbare interne Bewertungsmöglichkeit. Es gibt positive, aber auch negative Befunde. Dass nur ein Viertel der wissenschaftlichen Sammlungen sehr aktiv und erfolgreich beim Einwerben von Drittmitteln ist, haben wir nicht erwartet. Die Universität sollte feststellen, ob hierfür Vernachlässigung die Ursache ist, ob es „Dornröschen-Sammlungen“ sind, die einen Kus(s)tos benötigen, oder ob es tatsächlich aktuell und vielleicht auch in Zukunft nicht-aktive Sammlungen sind. Die Glaubwürdigkeit der Sammlungsverantwortlichen steht und fällt an einer Universität mit dem Nachweis der Wissenschaftlichkeit ihrer Sammlung, und diese lässt sich am besten über Forschung mit der Sammlung nachweisen. Erkennbar ist, dass die unmittelbare Verbundenheit des „Sammlungsprofessors“ mit „seiner“ Sammlung der wesentliche Faktor für die Intensität der dortigen Forschungsarbeit ist. Diesem Umstand sollte beispielsweise bei Berufungen, bei denen die Betreuung wichtiger Sammlungen einen Teil der wissenschaftlichen Tätigkeit darstellt, vermehrt Rechnung getragen werden. Darüber hinaus sind nur wenige Sammlungen – als materielle Kultur der Wissenschaftsgeschichte – selbst Gegenstand kultur- und wissenschaftshistorischer Fragestellungen. Ein Drittel der wissenschaftlichen Sammlungen der Friedrich-Schiller-Universität Jena entfaltet aufgrund der Bedeutung ihrer Bestände Wirkung nach außen (Leihverkehr, wissenschaftliche Besuche etc.), was ein Beleg dafür ist, dass die Nachfrage, wenn auch nur geringfügig, über der aktuellen Nutzung für Forschung liegt. Zwei Drittel aller wissenschaftlichen Sammlungen finden regelmäßig Eingang in die Lehre, was dem Anspruch von Forschung und Lehre an einer Universität, bezogen auf die Sammlungen, hinreichend entspricht.

Kontakt

Dr. Tilde Bayer

Friedrich-Schiller-Universität Jena, Rektoramt

Zwätzengasse 3, 07743 Jena

e-mail: tilde.bayer@uni-jena.de

Prof. Dr. Martin S. Fischer

Institut für Spezielle Zoologie und Evolutionsbiologie mit Phyletischem Museum

Erbertstr. 1, 07743 Jena

e-mail: martin.fischer@uni-jena.de

<http://www.phyletisches-museum.uni-jena.de>

Anhang: Selbstevaluierung der Forschungs-, Schau- und Lehrsammlungen der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Jahr 2009

Fragenkatalog

Bezeichnung der Sammlung

Abkürzung

Sammlungstyp (Forschungs-, Schau-, Lehrsammlung)

Fakultät / Institut

Fachgebiet

Verantwortlicher

Adresse/Tel./Mail

Kustos/Arbeitsverhältnis (Umfang Lehrverpflichtung)/Adresse/Tel./Mail

Restaurator/Arbeitsverhältnis/Adresse/Tel./Mail

Weitere Mitarbeiter in der Sammlung/Aufgaben

Zahl der Studenten im Fachgebiet (WS 08/09)

Zahl der Abschlussarbeiten sowie studienbegleitender Arbeiten mit Sammlungsbezug (2008)

Zahl der Doktoranden mit sammlungsspezifischer Thematik (2008)

Zahl der Habilitanden mit sammlungsspezifischer Thematik (2008)

Zahl der (fachspezifischen) Lehrstühle Deutschland

Zahl der Uni-Sammlungen Deutschland

Zahl der Uni-Sammlungen international

Zahl der Nutzer (intern: Institut/FSU)/Jahr

Zahl der Nutzer (extern: national/international)/Jahr

Nutzertage (intern/extern)/Jahr

Besucher (Schausammlung)/Jahr

Öffnungszeiten Schausammlung

Führungen/Jahr

Anfragen (privat, Forschung, Behörden) schriftl./mündl./Jahr

Einsatz in der Lehre/Semesterwochenstunden/Jahr

Magazin qm/Raumhöhe, Adresse Magazin

Räumliche Situation Magazin

Gewicht/Deckentraglast

Weitere Außendepots/Adresse

Sicherheit/Brandschutz IST/Handlungsbedarf

Notfallplanung vorhanden?

Wer hat Zugriff auf Objekte?

Nutzerordnung?

Klima & Beleuchtung SOLL

Klima & Beleuchtung IST/Handlungsbedarf

Langzeitarchivierung/SOLL

Aufbewahrung, Verpackung IST/Handlungsbedarf

Arbeitsräume bzw. -plätze, qm/Handlungsbedarf

sanitäre Anlagen/Handlungsbedarf

Adresse Arbeitsräume

Computerplatz (Anzahl)/Handlungsbedarf

Inhalt der Sammlung
Zahl der Objekte
Rechtliche Situation
Zuwachs in der Sammlung/Jahr
Sammlungskonzept
Bibliothek/Umfang
Archivbestände mit Sammlungs-Bezug
Sonstiges
Besonderheiten
Wert der Sammlung (Objektwert/Versicherungswert)
Zustand der Sammlung/Handlungsbedarf
Restaurierungsbedarf/Maßnahmen
Erfassung in Katalogen, Karteikarten u.ä./Handlungsbedarf
Datenbank/Handlungsbedarf
Digitalisate/Handlungsbedarf
Fotos/Handlungsbedarf

Alleinstellungsmerkmal/Forschungsschwerpunkt
Wiss. Sammlung der FSU seit (Jahr)
Hauptzeitraum der Sammlungsentstehung

Drittmittel, beantragt (Förderer/Summe/Jahr)
Drittmittel, bewilligt (Förderer/Summe/Jahr)
Spenden
Forschungskooperationen (realisiert)
Forschungskooperationen (geplant)
Förderverein (Name/Jahr der Gründung/Mitglieder 2009)
Vernetzung Thüringen
Vernetzung national
Vernetzung international
Ausstellungskooperationen, realisiert
Ausstellungskooperationen, geplant
Zahl der Leihgaben (FSU/extern, Jahr)
Publikationen mit Sammlungsbezug (chronologisch)
Publikationen mit Sammlungsbezug (in Vorbereitung)
Internetauftritt/letzte Aktualisierung/CD FSU

Reading Artifacts: Historische Sammlungen und innovative Konzepte in der Lehre

ROLAND WITTJE

Abstract

Universitätshistorische Sammlungen bieten viele Möglichkeiten für innovative Lehrveranstaltungen in den unterschiedlichsten Disziplinen. Sie eignen sich besonders für interdisziplinäre Lehrveranstaltungen und ermöglichen eine Kommunikation zwischen textorientierten und materiellen Kulturen an den Universitäten.

Ich beziehe mich in meinem Beitrag vor allem auf Projekte und Erfahrungen in der Wissenschafts- und Technikgeschichte, die sich aber auch auf andere Disziplinen übertragen lassen. Obwohl die Bedeutung materieller Kultur in der Wissenschafts- und Technikgeschichte zunehmend erkannt wird, bedienen sich Historiker nur selten der Objekte als Quelle für ihre Geschichtsschreibung, sondern verlassen sich zumeist auf schriftliche Quellen. Einer der Gründe hierfür ist, dass Historiker in ihrer Ausbildung lernen, Texte zu interpretieren, nicht aber Objekte zu untersuchen oder gar Experimente durchzuführen. Um zu erreichen, dass sich Historiker über das Studium von Texten hinaus mit den materiellen Kulturen von Wissenschaft und Technik auseinandersetzen, muss der Umgang mit Objekten in die Lehrveranstaltungen mit einbezogen werden. Universitätssammlungen liefern hierfür eine hervorragende Grundlage. Ich werde über meine eigenen Erfahrungen mit der Sommerschule ‚Reading Artifacts‘ in Kanada und über Pläne für eine europäische Zusammenarbeit berichten.

Einleitung

Eine der wichtigsten Funktionen universitärer Objekt- und Instrumentsammlungen ist ihr Einsatz in der akademischen Lehre. Universitätshistorische Sammlungen sind zu einem großen Teil als Lehrsammlungen in den verschiedensten Disziplinen in den Natur-, Geistes-, Kunst-, Musik- und Technikwissenschaften angelegt worden. Als Folge einer Historisierung der Sammlungen und der Veränderungen der Lehrpraktiken und Lerninhalte werden viele Objekte und Sammlungen heute nicht mehr in ihrer ursprünglichen Weise in der Lehre genutzt. Die Objekte und Sammlungen erscheinen für die Fächer daher obsolet und sind der Gefahr ausgesetzt, nicht mehr gepflegt oder gar weggeworfen zu werden. Dabei bieten die mittlerweile historischen Objekte und Sammlungen viele Möglichkeiten für innovative Lehrveranstaltungen außerhalb ihres ursprünglichen Lehrkontextes in den unterschiedlichsten Disziplinen. Sie eignen sich besonders für interdisziplinäre Lehrveranstaltungen und ermöglichen eine Kommunikation zwischen textorientierten und materiellen Kulturen an den Universitäten.

Ich beziehe mich vor allem auf Projekte und Erfahrungen aus meinem eigenen Fachbereich, der Wissenschafts- und Technikgeschichte, die sich aber auch auf andere Disziplinen übertragen lassen. Obwohl die Bedeutung materieller Kultur in der Wissenschafts- und Technikgeschichte zunehmend erkannt wird,¹ greifen Historiker jedoch eher selten auf Objekte als Quelle für ihre Geschichtsschreibung zurück, sondern verlassen sich zumeist auf schriftliche Zeugnisse. Einer der Gründe hierfür lautet, dass unsere geisteswissenschaftliche Kultur vornehmlich textbezogen ist. Historiker lernen in ihrer Ausbildung, Texte zu interpretieren, nicht aber Objekte zu untersuchen oder gar Experimente durchzuführen.² Falls Objekte mit einbezogen werden, findet dies häufig nur sehr oberflächlich statt (KWAN 2008). Grundsätzlich fehlt es den Wissenschafts- und Technikhistorikern an Methoden und einer institutionellen Infrastruktur (wie Werkstätten und Laboren), um sich intensiv und kritisch mit Gegenständen zu beschäftigen. Um zu erreichen, dass sich Historiker über das Studium

¹ Siehe z.B. DASTON 2004.

² Siehe dazu speziell CORN 1996.

von Texten hinaus mit den materiellen Kulturen von Wissenschaft und Technik auseinandersetzen, muss der Umgang mit Objekten in die Lehrveranstaltungen mit einbezogen werden. Universitäts-sammlungen liefern hierfür eine ausgezeichnete Grundlage.

Als Beispiel, wie eine solche Lehrveranstaltung aufgebaut und organisiert sein kann und welche Methoden und Inhalte dort vermittelt werden können, möchte ich hier die Sommerschule ‚*Reading Artifacts*‘ – *Summer Institute in the Material Culture of Science*‘ vorstellen, die vom 17.–21. August 2009 am *Canada Science and Technology Museum* in Ottawa stattgefunden hat.³ Die 25 Teilnehmer/innen der Sommerschule waren neben zwei Künstlern Doktoranden, Postdoktoranden und Lehrende der Wissenschafts- und Technikgeschichte aus Kanada und den USA. Ziel war es, die Teilnehmer/innen in Methoden und Perspektiven des Objektstudiums einzuführen, um diese dann in der eigenen Forschung und Lehre umzusetzen und weiterzuentwickeln. Wir waren besonders positiv vom großem Interesse und der Offenheit von Lehrenden (Assistant und Associate Professors) aus der Wissenschafts- und Technikgeschichte überrascht, die Methoden zu Objektstudien erlernen wollten, um sie in ihrer eigenen Lehre umzusetzen. Das *Canada Science and Technology Museum* ist ein nationales Museum für Wissenschafts- und Technikgeschichte, das neben seiner Ausstellungstätigkeit die Bewahrung des materiellen Kulturerbes im Bereich Wissenschaft und Technik zur Aufgabe hat. Das Museum möchte seine Zusammenarbeit mit den Universitäten Kanadas ausbauen. Ein wichtiges Ziel der Sommerschule lautete, nicht nur die umfangreichen Sammlungen des Museums für die Universitäten zugänglich zu machen, sondern den Wissenschafts- und Technikhistorikern auch Methoden zur Verfügung zu stellen, mit denen sie die eigenen universitätshistorischen Sammlungen für Forschung und Lehre erschließen können.⁴



Abb. 1: Der Unterrichtsraum im Depot des Canada Science and Technology Museums. Ganz links: Richard Kremer, Dartmouth College, NH; ganz rechts: David Pantalony, Hauptorganisator der Sommerschule (Foto: Robert Bean).

Die Veranstaltungen der Sommerschule haben bis auf eine Exkursion alle in den Depots und Werkstätten des Museums stattgefunden (Abb. 1). Die Methoden zum Objektstudium, die wir in der Sommerschule teilweise auch praktisch umgesetzt haben, können grob in analytische und performative Methoden unterschieden werden. Bei den analytischen Methoden werden die Gegenstände gründlich, kritisch und systematisch untersucht, um hierdurch Rückschlüsse auf die Art des Gegenstandes, seine Funktionsweise, sein Alter, seine Herkunft und Herstellungsweise, seines Gebrauchs sowie die benutzten Materialien zu gewinnen. Bei den performativen Methoden werden die Gegenstände grundsätzlich benutzt, das heißt, dass mit ihnen eine Handlung vollzogen wird. Für ein

³ Die Sommerschule wurde von Randall Brooks und David Pantalony am Canada Science and Technology Museum organisiert. Die auswärtigen Lehrenden der Sommerschule waren Annmarie Adams (McGill University, Montreal), Jean-François Gauvin (Harvard University / McGill University), Richard Kremer (Dartmouth College, New Hampshire) und Roland Wittje (Universität Regensburg). Vom Canada Science and Technology Museum lehrten Anna Adamek, Randall Brooks, David Pantalony und Sue Warren. Die Sommerschule wurde vom kanadischen *Situating Science Strategic Knowledge Cluster* finanziell unterstützt. Siehe auch VIRDI 2010.

⁴ David Pantalony vom Canada Science and Technology Museum bietet objektbasierte Seminare in den Lagern des Museums für das History Department der University of Ottawa an. Er hat 2003 zusammen mit Richard Kremer am Dartmouth College in New Hampshire einen Kurs in Wissenschaftsgeschichte entwickelt, der auf der historischen *King Collection of Scientific instruments* beruhte. Siehe PANTALONY 2008 und <http://www.dartmouth.edu/~news/releases/2003/march/030103d.html> (30.08.2010).

wissenschaftliches Instrument kann dies zum Beispiel heißen, eine Messung durchzuführen. Einer Benutzung von historischen Gegenständen geht gewöhnlich eine gründliche Analyse voraus. Da konservatorische Gesichtspunkte und der Zustand von historischen Gegenständen ihrer Benutzung oft entgegenstehen, wird häufig mit Nachbauten der originalen Gegenstände gearbeitet. Als Beispiel für ein Protokoll einer hauptsächlich analytischen Untersuchung von Gegenständen, wie wir es mit den Teilnehmer/innen der Sommerschule durchexerziert haben, möchte ich das so genannte Winterthur-Protokoll für das Objektstudium vorstellen. Als Beispiel für einen performativen Ansatz wiederum soll die Methode der Replikation historischer Experimente geschildert werden, wie sie speziell von der Arbeitsgruppe Hochschuldidaktik und Wissenschaftsgeschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg entwickelt wurde.

Reading artifacts mit der Winterthur-Methode

Die Winterthur-Methode bzw. das Winterthur-Protokoll für das Objektstudium wurde 1982 von Edward McClung Fleming vom Winterthur Museum in Delaware entwickelt (McCLUNG FLEMING 1982). Flemings zentrale These lautet, dass sich Objekte als nonverbale Dokumente im Prinzip genau so lesen und interpretieren lassen wie verbale Dokumente. Voraussetzung dafür ist, dass der potenzielle Leser des Lesens mächtig ist.⁵ Fleming möchte mit seiner Methode ein Vokabular zur Verfügung stellen, das die Entschlüsselung materieller Objekte ermöglicht. Fleming hat die Winterthur-Methode für die Early American Cultural Studies entwickelt, sie ist inzwischen allerdings mehrfach auf das Studium von Objekten in der Wissenschafts- und Technikgeschichte angewandt worden (KWAN 2008; PANTALONY 2008).

In seinem Modell hat Fleming fünf grundsätzliche Klassifikationsgruppen von Eigenschaften oder Merkmalen angegeben, die einem Objekt zugeordnet werden können. Diese sind (McCLUNG FLEMING 1982, 165f.):

- Geschichte: Wo, wann, warum, für wen wurde das Objekt hergestellt? Wo wurde es benutzt, und wo wurde es gefunden?
- Material: Aus welchen Materialien wurde das Objekt hergestellt?
- Konstruktion: Welche Techniken wurden zur Herstellung benutzt? Ist das Objekt gut und professionell hergestellt?
- Design: Was ist die physikalische Struktur des Objektes, seiner Form, seines Gewichts und Stils, seiner Verzierungen?
- Funktion: Was war die ursprünglich vorgesehene Funktion des Objekts? Wie wurde es benutzt? Gibt es Gebrauchsspuren? Wurde das Objekt im Laufe der Benutzung umgebaut oder repariert?

Auf diese Gruppen von Eigenschaften lassen sich nach dem Winterthur-Protokoll vier Operationen anwenden, die nach Fleming Antworten auf die wichtigsten Fragen bieten, die wir an ein Objekt stellen (Mc CLUNG FLEMING 1982, 166–173):

- Identifikation: Worum handelt es sich bei dem Objekt? Ist es authentisch?
- Evaluation: ästhetische Qualitäten, Verhältnismäßigkeit der Materialien, Geschick und Präzision in der Herstellung
- Kulturelle Analyse: Welche menschlichen Handlungen und Verhalten sind mit dem Objekt assoziiert?

⁵ Thomas Söderqvist hat auf seinem Blog des *Medical Museion* der Universität Kopenhagen eine interessante Diskussion darüber initiiert, ob wir Objekte wirklich so lesen, wie wir Texte lesen. <http://www.corporeality.net/museion/2010/04/08/reading-artefacts-do-we-really-read-them-2> (30.08.2010).

- Interpretation: Wer interessiert sich heutzutage für dieses Objekt? Wie benutzen diese Interessenten das Objekt? Wie verhalten sie sich zu ihm? Was ist die Signifikanz des Objektes?

Das Winterthur-Protokoll ist zwar nur eines der möglichen Protokolle, die zur Analyse und Interpretation von Objekten verwendet werden können. Es hat sich aber gerade in Lehrveranstaltungen bewährt, in denen Studierende das kritische Studium von Objekten erlernen sollen. Um die Winterthur-Methode in der Sommerschule in Ottawa praktisch umzusetzen, wurden verschiedene Objekte ausgewählt und auf Tischen bzw. im Raum platziert, denen sich die Teilnehmer/innen dann zugeordnet haben. Auf diese Weise bildeten sich Gruppen von zwei bis vier Teilnehmer/innen, die sich über mehrere Tage mit ihrem Objekt beschäftigten und es am Ende der Sommerschule in einem Vortrag präsentierten. Die Gruppen haben auch eine Fotodokumentation erstellt, von denen einige noch auf „Flickr“ zur Verfügung stehen. Zu den ausgewählten Objekten gehörten ein PDP-8 Mini-computer,⁶ ein medizinisches Pappmachémodell von Clay-Adams,⁷ ein Brewer-Ozonspektrometer,⁸ ein Hoover Constellation-Staubsauger und die Radiosonde eines Wetterballons.⁹



Abb. 2: Die Radiosonde, die von Dorotea Gucciardo und Devon Elliott untersucht wurde (Foto: Dorotea Gucciardo). Dieses und andere Fotos sind Teil einer Fotodokumentation im Internet (<http://www.flickr.com/photos/42007644@N08/>).

Die Gruppen untersuchten ihr jeweiliges Objekt nach dem Winterthur-Protokoll zunächst ohne Zugang zu schriftlichen Quellen oder zum Internet. Ab dem zweiten Tag bekamen sie Einsicht in die Akquirierungsunterlagen und konnten die Bibliothek des Museums benutzen. Die Teilnehmer/innen reagierten sehr positiv auf die neue Erfahrung der intensiven und kritischen Auseinandersetzung mit den Objekten. Ich begleitete die Doktoranden Dorotea Gucciardo und Devon Elliott von der University of Western Ontario in ihrem

Studium der Radiosonde, die im internationalen Polarjahr 1932 zum Einsatz gekommen war (Abb. 2).

Für Dorotea Gucciardo und Devon Elliott war das Studium von materiellen Gegenständen Neuland. Sie hatten sich für die Radiosonde entschieden, weil sie ihnen interessant vorkam. Sie besaßen aber keine Vorstellung davon, worum es sich bei dem Objekt handelte. Nach und nach erschlossen sich die beiden das Objekt mit der Hilfe der Lehrenden und Konservatoren. Sie öffneten die Sonde vorsichtig, studierten die Materialien, den Aufbau, die Verarbeitungsweise, die einzelnen Komponenten und deren Zusammenspiel. Das geringe Gewicht gab Aufschluss über die Verwendung. Das Objekt wurde auch mit anderen ähnlichen Objekten im Museum verglichen. Diese Untersuchungen gaben viele

⁶ <http://www.flickr.com/photos/pdp-8> (30.08.2010).

⁷ <http://www.flickr.com/photos/41913853@N08> (30.08.2010).

⁸ <http://www.flickr.com/photos/epurchase/sets> (30.08.2010).

⁹ <http://www.flickr.com/photos/42007644@N08> (30.08.2010).

Hinweise auf die Herstellung der Sonde und die meteorologischen Messungen, die mit ihr durchgeführt worden waren. Die vielleicht wichtigste Erfahrung, die die beiden machten, war jene, dass die Informationen in den Akquirierungsunterlagen nicht mit dem vorgefundenen Objekt übereinstimmten. Während die Unterlagen das Objekt als Blinklichtsonde identifizierten, zeigte das Studium des Objektes eindeutig, dass es sich um eine Radiosonde handelte. Auch in der Dauerausstellung des Museums befand sich eine baugleiche Radiosonde, die in der Beschriftung irrtümlich als Blinklichtsonde ausgewiesen wurde, offenbar ohne dass dies bislang aufgefallen war. Gucciardo und Elliott wurde bewusst, dass es nicht immer die schriftliche Quelle ist, der man als Historiker trauen sollte.

Von der Analyse zur Performance: die Replikation

Die Methode der Replikation historischer Experimente ist ab Anfang der 1990er Jahre von der Arbeitsgruppe Hochschuldidaktik und Wissenschaftsgeschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg entwickelt und perfektioniert worden (HEERING, RIEß & SICHAU 2000). Die Motivation für die Beschäftigung mit historischen Experimenten und Experimentierpraktiken lieferte besonders ein historisch-kritischer Ansatz in der Lehrerausbildung im Fach Physik. Bei den Oldenburger Replikationen kommen vor allem Nachbauten von Originalinstrumenten zum Einsatz, die in jeglicher Hinsicht (Design, Herstellungsweise, Materialien und Funktionsweise) möglichst genau dem Original entsprechen sollen. Es werden teilweise auch historische Originalgeräte benutzt. Die Replikationsmethode umfasst nicht nur das Studium der Originalgeräte, sondern auch jenes aller verfügbaren schriftlichen und bildlichen Quellen zum jeweiligen Experiment und dessen Kontext, ebenso wie eine Aneignung der jeweils gängigen Experimentierpraxis.

Die Replikationen historischer Experimente sind in Oldenburg nicht nur in der wissenschaftshistorischen Forschung, sondern auch in der Lehre, und hier besonders im Demonstrationspraktikum in der Lehrerausbildung und im Schulunterricht eingesetzt worden (HEERING 2000 und 2007). Mittlerweile wird die Replikation historischer Experimente in der deutschen universitären Forschung und Lehre an den Universitäten Flensburg und Jena praktiziert. Weitere Beispiele finden sich in den USA und Norwegen (CAVICCHI 2008; KWAN 2008; EGGEN, KVITTINGEN, LYKKNES & WITTJE im Erscheinen).

An der Sommerschule in Ottawa habe ich exemplarisch Teile meiner Replikation der Experimente von Heinrich Hertz zur Ausbreitung der elektrischen Kraft 1886/1887 in Karlsruhe vorgeführt (WITTJE 2000; WITTJE & ENGELS 2008). Meine Nachbauten der Originalgeräte am Deutschen Museum in München hatte ich nach Ottawa mitgebracht. Für die Experimente wird auch ein Funkeninduktor benötigt. In Oldenburg benutzten wir einen Funkeninduktor von Ferdinand Ernecke, der um 1900 hergestellt wurde. Der Marconi-Funkeninduktor, den wir für die Vorführung in Ottawa verwendeten, stammte aus den Beständen des *Canada Science and Technology Museum* (Abb. 3). Die Inbetriebnahme des historischen Funkeninduktors ging mit einem intensiven Austausch mit dem zuständigen Konservator und mehreren Tests einher. Die Demonstration der Hertz-Experimente ermöglichte Erfahrungen und Beobachtungen, die sich allein aus dem Studium der schriftlichen Quellen nicht gewinnen lassen. Zentral ist dabei die Erfahrung, den winzigen Funken im Sekundärkreis wahrzunehmen. Es gehört viel Geschick und Erfahrung dazu, den Funken wahrzunehmen und zu einer reproduzierbaren Messgröße zu machen. Im Gegensatz dazu stehen andere, nach dem Studium der schriftlichen Quellen unerwartete, da unerwähnte Erfahrungen, wie der sehr laute Knall des vergleichsweise grollen Primärfunkens, das Hämmern des Unterbrechers des Funkeninduktors und der Ozongeruch, der sich nach einiger Zeit einstellt.

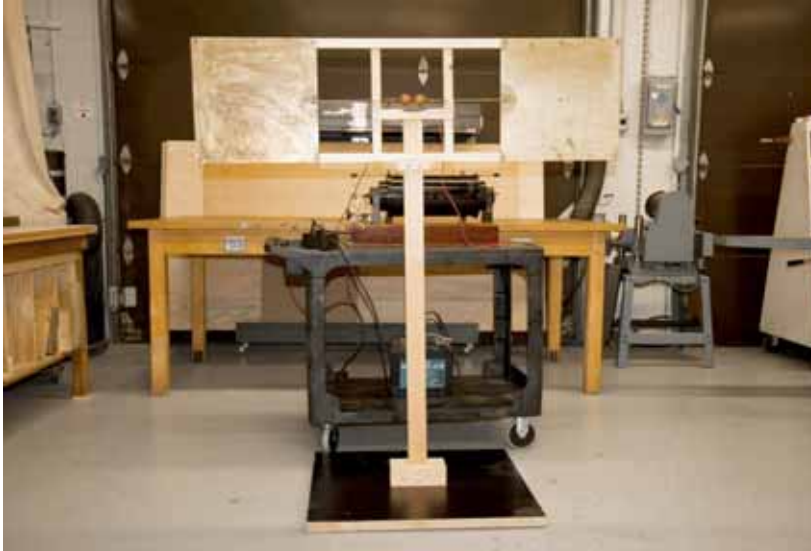


Abb. 3: Aufbau in Ottawa zur Demonstration der Experimente von Heinrich Hertz zur Ausbreitung der elektrischen Kraft. Im Vordergrund: der Nachbau des Primärkreises, dahinter: der originale Funkeninduktor des Canada Science and Technology Museums (Foto: Robert Bean).

meisten Informationen und Erfahrungen über die Instrumente und die mit ihnen durchgeführten Experimente liefert bzw. bietet.

Fazit

Die Sommerschule *Reading Artifacts – Summer Institute in the Material Culture of Science* 2009 war ein großer Erfolg. Dies hat das *Canada Science and Technology Museum* dazu bewogen, im August 2010 wieder eine Sommerschule zum Thema *Reading Artifacts* zu organisieren.¹¹ Die einmal im Jahr stattfindende Sommerschule soll dann zu einer Dauereinrichtung werden. Dem kanadischen Beispiel folgend, versucht eine Gruppe von Akteuren und Institutionen aus verschiedenen europäischen Ländern ein europäisches Projekt mit einer Reihe von Sommerschulen zum Objektstudium mit verschiedenen Schwerpunkten in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte in die Wege zu leiten. Bisher ist dieses Projekt allerdings noch an der Frage der Finanzierung gescheitert.¹²

Ziel der Sommerschulen soll es in Europa wie in Kanada sein, verschiedene Methoden und Inhalte des Objektstudiums in der Wissenschafts- und Technikgeschichte zu verbreiten und in die universitäre Ausbildung zu tragen. Es sind Beispiele dafür, wie universitätshistorische Sammlungen auf möglichst unterschiedliche und innovative Art und Weise in die universitäre Lehre eingebunden werden können. Eine aktive und kreative Einbindung der Objekte und Sammlungen in die Lehre ist, neben ihrer Mobilisierung für aktuelle Forschung, der beste Garant dafür, dass sie an den Universitäten erhalten bleiben und weiter gepflegt werden.

¹⁰ Neben meiner Replikation der Hertz-Experimente hat David Pantalony einen Apparat zur Klanganalyse nach Rudolph König vorgeführt (PANTALONY 2001). Dabei handelte es sich um einen historischen Originalapparat, der sich aber nicht im Originalzustand befindet und den das Museum zu Demonstrationszwecken akquiriert hat.

¹¹ <http://www.sciencetech.technomuses.ca/english/whatson/2010-reading-artifacts.cfm> (30.08.2010). Es ist auch möglich, sich ohne Teilnahme an der Sommerschule an der Google Group zu beteiligen: <http://groups.google.ca/group/reading-artifacts-CSTM?hl=en&lnk=> (30.08.2010).

¹² Falls Sie an der Organisation der Sommerschulen Interesse haben, melden Sie sich bitte bei mir.

Literatur

- BRENNI, P. 2008. The possible uses of university scientific instrument collections. *Rittenhouse* 22, 2: 211–224.
- CAVICCHI, E. 2008. Historical Experiments in Students' Hands: Unfragmenting Science through Action and History. *Science and Education* 17: 717–749.
- CORN, J. 1996. Object Lessons/Object Myths: What Historians of Technology Learn from Things. In: KINGERY, D. (Hrsg.). *Learning from Things. Method and Theory of Material Culture Studies*. Washington; London: Smithsonian Institution Press, 34–54.
- DASTON, L. (Hrsg.) 2004. *Things that talk. Object lessons from the history of art and science*. New York: Zone Books.
- EGGEN, P.-O.; KVITTINGEN, L.; LYKKNES, A.; WITTJE, R. (im Erscheinen). Reconstructing iconic experiments in electrochemistry – experiences from a history of science course. *Science and Education*, Special Issue on Instruments and Experiments in the History of Science Teaching.
- HEERING, P. 2000. Getting Shocks: Teaching Secondary School Physics Through History. *Science and Education* 9: 363–373.
- HEERING, P. 2007. Educating and entertaining: Using enlightenment experiments for teacher training. In: HEERING, P.; OSEWOLD, D. (Hrsg.). *Constructing scientific understanding through contextual teaching*. Berlin: Frank & Timme, 65–81.
- HEERING, P.; RIEß, F.; SICHAU, C. (Hrsg.) 2000. *Im Labor der Physikgeschichte. Zur Untersuchung historischer Experimentalpraxis*. Oldenburg: BIS Verlag.
- KINGERY, D. (Hrsg.) 1996. *Learning from Things. Method and Theory of Material Culture Studies*. Washington; London: Smithsonian Institution Press.
- KWAN, A. 2008. Determining historical practises through critical replication: a classroom trial. *Rittenhouse* 22, 2: 132–151.
- LOURENÇO, M. C. 2005. *Between Two Worlds: The distinct nature and contemporary significance of university museums and collections in Europe*. Paris: PhD dissertation, Conservatoire National des Arts et Métiers.
- MCCLUNG FLEMING, E. 1982. Artifact Study: A Proposed Model. In: SCHLERETH, T. J. (Hrsg.). *Material Culture Studies in America*. Nashville/Tenn.: The American Association for State and Local History, 162–173.
- PANTALONY, D. 2001. Analyzing Sound in the Nineteenth Century: The Koenig Sound Analyzer. *Bulletin of the Scientific Instrument Society* 68: 16–21.
- PANTALONY, D. 2008. What is it? Twentieth-century Artifacts out of Context. *Newsletter of the History of Science Society* 37, 3 (July), <http://www.hssonline.org/publications/Newsletter2008/NewsletterJuly2008photoessay.html> (30.08.10).
- VIRDI, J. 2010. Learning From Artifacts: A Review of the „Reading Artifacts: Summer Institute in the Material Culture of Science“, presented by the Canada Science and Technology Museum and Situating Science Cluster. *Spontaneous Generations* 4, 1: 276–279.
- WINKLER, P. F. 2008. Historic Instruments as a Resource in Undergraduate Teaching. *Rittenhouse* 22, 2: 152–168.
- WITTJE, R. 2000. Heinrich Hertz und die Einbettung von experimenteller Tätigkeit in theoretische Konzepte. In: MEINEL, C. (Hrsg.). *Instrument – Experiment: historische Studien*. Berlin; Diepholz: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 180–191.
- WITTJE, R.; ENGELS, W. 2008. „Replicating the Early Hertz Experiments – Experimental Lecture.“ Teil des Dokumentarfilms *Allein mit der Natur – Heinrich Hertz: Experiment und Theorie*, produziert von Agnes Handwerk und Harrie Willems. DVD: Selbstverlag Agnes Handwerk.

Kontakt

Dr. Roland Wittje

Universität Regensburg

Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte

93040 Regensburg

e-mail: [roland.wittje\(at\)psk.uni-regensburg.de](mailto:roland.wittje(at)psk.uni-regensburg.de)

Wie kommt man in die Zeitung? Zum Umgang mit Medien und Journalisten

OLIVER HOCHADEL

Abstract

Vom Boom des Wissenschaftsjournalismus scheinen Universitätssammlungen nicht zu profitieren. Ihre mediale Präsenz ist verschwindend gering. Der Beitrag wird analysieren, woran dies liegt und wie die Außenwirkung verbessert werden könnte. Medien haben ihre eigenen Logiken und Filter, die kaum zu umgehen sind. Bei der Auswahl der Themen spielen neben Aktualität und Relevanz vermehrt auch der Unterhaltungswert und die Abbildbarkeit eine entscheidende Rolle. Universitätssammlungen sollten versuchen, mit ihren Gegenständen zu „punkten“. Dazu müssen sie eingängig erklären, welche Geschichten in und hinter den Objekten stecken, welche Menschen daran beteiligt waren und warum das heute für uns noch interessant ist.

Einführung

„Die haben ja noch nicht mal Abitur!“ Auch bei der Berliner Tagung zu Universitätssammlungen im Februar 2010 wurde einmal mehr über die Journalisten geschimpft. Sie wissen nichts, sind schlecht vorbereitet, recherchieren schlampig, sind nur auf Sensationen und Skandale aus und überlassen einem das Interview nicht vor Erscheinen zum Gegenlesen. Die Liste schlechter Erfahrungen, die Wissenschaftler mit den Medien gemacht haben, ist lang.

Dies ist freilich nur eine Seite. Denn andererseits sehen es Wissenschaftler natürlich gerne und nicht ohne (meist wohl verborgenen) Stolz, wenn ihr Buch in der *ZEIT* rezensiert wird oder sie im *Deutschlandfunk* zu ihren neuesten Experimenten befragt werden. Groß ist die Freude bei den Forschern auch, wenn Medienvertreter auf Fachtagungen auftauchen oder gar „das Fernsehen“ da ist.

Medien spielen schon seit dem Entstehen einer kritischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert eine zentrale Rolle für die Wissenschaft. Doch in den letzten Jahren scheint der Widerhall in Presse, Radio und Fernsehen noch wichtiger geworden zu sein. Der Bielefelder Soziologe Peter Weingart spricht treffend von der „Medialisierung der Wissenschaft“. Ein wichtiger Grund hierfür ist die verschärfte Konkurrenz innerhalb des Wissenschaftsbetriebs um Ressourcen, wobei nicht nur Geld, sondern auch mediale Aufmerksamkeit, sprich: öffentliche Sichtbarkeit gemeint ist. Wer auf umfangreiche Berichterstattung verweisen kann, legitimiert dadurch außerdem seine Forschung: Er tut dies, indem er auf seiner Homepage, aber zugleich beim Abschlussbericht des letzten Projektes die entsprechenden Zeitungsartikel auflistet.

Parallel zur These von der „Medialisierung der Wissenschaft“ wurde mit Blick auf die letzten zehn bis fünfzehn Jahre von einem „Boom“ des Wissenschaftsjournalismus gesprochen. Neue Wissenschaftsmagazine am Kiosk und im Fernsehprogramm, ebenso wie Leserumfragen legen den Schluss nahe: Die Mediennutzer wollen mehr über Wissenschaft, Technik und Medizin wissen. Ein etwas nüchterner Blick zeigt freilich, dass die berufliche Situation vieler Wissenschaftsjournalisten prekär ist, da die Medien selbst sich ja in einer Art Dauerkrise befinden. Einen signifikanten Stellenzuwachs gab es nur auf Seiten der Wissenschafts-PR.

Mehr Öffentlichkeit für Universitätssammlungen – aber wie?

Vom Boom des Wissenschaftsjournalismus scheinen Universitätssammlungen nicht zu profitieren. Ihre mediale Präsenz ist nach meiner Wahrnehmung gering. Ich arbeite seit 1994 als Journalist, kann

mich aber nicht entsinnen, vor der Berliner Tagung je einmal über Universitätssammlungen berichtet zu haben.¹ Die Gründe dafür scheinen auf der Hand zu liegen. Die Bestände in den Kellergewölben der Universitäten und den hinteren Regalen der Lehrmittelsammlungen umgibt die Aura des Vergangenen und Unspektakulären. Ein Aktualitätsbezug zu physikalischen Instrumenten aus den 1920er Jahren oder den Mineralien und Muscheln aus der geologischen Sammlung lässt sich oft nur schwer herstellen. Ausnahmen wie der Fund der vermeintlichen sterblichen Überreste von Rosa Luxemburg in der alten anatomischen Sammlung der Berliner Charité bestätigen die Regel.

Der Kontext vieler Sammlungen ist „komplex“, sprich: erklärungsbedürftig und damit aus der Perspektive der Medien sperrig. Es fehlt die – wie Journalisten es nennen – „Anschlussfähigkeit“. Sprich: Was hat dieses verstaubte Herbarium mit den Lesern und Zuschauern zu tun, ihrem Alltag, ihren Fragen, Wünschen und Problemen?

Dies ist freilich eine recht pessimistisch getönte Optik. Man könnte das „mediale Potenzial“ einer Universitätssammlung durchaus optimistischer sehen. So ist die „Logik“ der Medien, wenn auch nicht mit der Sammlung als solcher, so doch mit jener des Museums verwandt. Journalisten und Kuratoren wollen (und müssen) ihrem Publikum Geschichten erzählen, indem sie das Material, seien es Informationen oder Objekte, in ein Narrativ einbetten. Universitätssammlungen sollten versuchen, mit ihren Gegenständen zu locken, zu „punkten“. Dies mag zunächst trivial klingen. Aber entscheidend ist, eingängig zu erklären, welche Geschichten in und hinter den Objekten stecken und warum das heute für uns noch interessant ist.

Eine weitere bewährte mediale Strategie ist jene der Personalisierung. Wer hat die Objekte einer Sammlung zusammengetragen, betreut oder erforscht? Vor welche Probleme sah sie oder er sich gestellt? So kann die Sammlung ein „Gesicht“ bekommen und vielleicht das ein oder andere historische „Drama“ erzählt werden. Ein derartiger Ansatz ist selbstredend selektiv, aber auch das lässt sich positiv betrachten, etwa als Anlass, die eigene Sammlung (noch) besser kennen zu lernen oder gar Forschung zu initiieren.

Diese kann zum Beispiel historischer oder – wie im Falle der Meckelschen Sammlungen der Universität Halle – ganz aktueller medizinischer Natur sein: Deren anatomische Präparate werden unter anderem dazu genutzt, durch DNA-Analysen frühere Krankheiten zu untersuchen, worauf Cornelia Weber hingewiesen hat.² So ließen sich „traditionsreiche Sammlungen durch neue Forschungsmethoden bzw. Fragestellungen innerhalb der jeweiligen Disziplin wieder zum Leben“ erwecken. So etwas interessiert auch die Medien!

Intelligente Pressearbeit

Wer in die Zeitung möchte, sollte verstehen, wie Medien funktionieren – also etwa, dass Journalisten in „Geschichten“ denken und immer nach der „Anschlussfähigkeit“ suchen, aber auch, dass der „Informationsdruck“ in den letzten Jahren noch gestiegen ist. Dass Journalisten mit Presseaus-sendungen und Anfragen überhäuft würden, ist noch eine Untertreibung. Dutzende, wenn nicht gar Hunderte Mails müssen täglich gelöscht werden, ganze Stapel an Post landen in aller Regel ungelesen sofort im Altpapier. Mehr als einige wenige Sekunden „Screening“ pro Mail oder Brief sind im Stress des Tagesjournalismus kaum drin.

Daher finden Journalisten nichts lästiger, als täglich von derselben Pressestelle mit dürftigen, dafür im Jubelton gehaltenen Informationen „zugemüllt“ zu werden. (Es ist klar, dass diese „Gefahr“ für Universitätssammlungen, deren Ressourcen gerade in Sachen Öffentlichkeitsarbeit in der Regel sehr

¹ <http://derstandard.at/1268700697511/Museum-Sammelsurium-vergessener-Schaetze> (09.09.2010).

² Siehe dazu in dieser Dokumentation den Beitrag von Weber, Zur gegenwärtigen Situation.

begrenzt sind, ohnehin nicht besteht.) Für die Pressestelle heißt dies im Umkehrschluss: Wenige, dafür aussagekräftige Presseaussendungen versprechen mehr Erfolg. Sachlichkeit wird geschätzt. Und das mag man nun goutieren oder nicht: Tatsache ist, dass es manchmal eine Meldung in die Zeitung schafft, nur weil diese sich mit einem witzigen oder spektakulären Foto gut illustrieren lässt. Sprich: Wenn möglich, gutes Bildmaterial gleich mit verschicken. Ein vorausschauendes Auge auf anstehende Jubiläen und Jahrestage ist heute vielleicht ohnehin schon selbstverständlich. So lässt sich mit den Medien mit der Zeit ein Netzwerk inklusive einer gewissen Vertrauensbasis aufbauen.

Ich würde außerdem dazu raten, nicht nur auf die *FAZ* und die *Süddeutsche* zu schielen. Man muss sich nur einmal am Kiosk umsehen, wie viele Special Interest-Magazine es gibt. Universitätssammlungen zeichnen sich durch ihre große Vielfalt aus, vielleicht eine gute Voraussetzung dafür, die Diversität der Medien zu nutzen. Wochen- oder Monatsmedien haben zudem in aller Regel weniger Aktualitätsdruck und mehr Raum als etwa Tageszeitungen.

So gerne man in die Zeitung kommt, so sehr würde ich doch für einen entspannten Umgang mit den Medien plädieren. Erstens einmal sollte man sich nicht verbiegen und anbiedern, nur um Öffentlichkeit zu erhalten. Zweitens sollte genau überlegt werden, was die Sammlung von der intendierten Berichterstattung im Einzelnen hat. Und drittens sollte nicht vergessen werden: Man existiert auch, wenn man nicht in der *Tagesschau* erscheint.

Andererseits kann es durchaus hilfreich sein zu überlegen, was an einer universitären Sammlung von Interesse für eine größere Öffentlichkeit ist. Dieser Frage sollte man sich nicht verweigern, denn sie kann auch Erkenntnisprozesse in Gang setzen. Was haben die Universitätssammlungen zu bieten? Wer ist ihr Publikum? Genauer: Wer sind ihre Publika? Und wie können diese erreicht werden? „Zielgruppenorientiert“ zu agieren heißt dies in der PR-Sprache.

Die Kommunikation mit den Medien mag manchem mühsam erscheinen. Und dass dies oft der Fall ist, soll hier keineswegs geleugnet werden. Dem Vermittlungsdruck lässt sich aber auch etwas Positives abgewinnen. Die Medialisierung der Wissenschaft kann eine Anregung sein, darüber zu reflektieren, was in der eigenen Sammlung alles „drinsteckt“ und wen das interessieren könnte. Und im Idealfalle profitieren davon Sammlungen, Medien und deren Nutzer gleichermaßen.

Kontakt

Dr. Oliver Hochadel

Wissenschaftsjournalist

Carrer Verdi núm. 228 pis. 1^o-1^a

08024 Barcelona, Spanien

e-mail: oliver.hochadel(at)uab.cat

Wie lässt sich Biodiversität vermitteln?

H. WALTER LACK

Abstract

Biodiversität, die Mannigfaltigkeit des Lebendigen, ist diskontinuierlich und hierarchisch gegliedert. Lediglich die mittleren und höheren taxonomischen Einheiten lassen sich leicht anschaulich machen – im Idealfall an lebenden Tieren bzw. Pflanzen in situ. Eine Präsentation von lebenden Tieren bzw. Pflanzen ex situ ist durch mehrere Faktoren begrenzt, wobei stets zwischen einer Anordnung nach verwandtschaftlichen und nach geographischen Kriterien zu unterscheiden ist. Dauerhaft und kostengünstig, aber nur für den Wissenschaftler angemessen, ist die Dokumentation von Diversität durch konservierte Tiere bzw. Pflanzen in Museen, die aber im Gegensatz zu Modellen und Dioramen nur begrenzt ausstellungsfähig sind. Biodiversität auf molekularer Ebene wird bisher überhaupt noch nicht vermittelt.¹

Was ist Biodiversität?

Die Mannigfaltigkeit des Lebendigen: Sie ist so selbstverständlich, dass wir gar nicht darüber nachdenken. Dennoch ist Biodiversität grundsätzlich verschieden von anderen Formen der Mannigfaltigkeit, wie etwa der Mannigfaltigkeit der Farben oder der Töne. Biodiversität ist grundsätzlich diskret, an klar erkennbare Einheiten gebunden und lässt sich in letzter Konsequenz auf fadenförmige Makromoleküle zurückführen – die DNA und die in ihr verschlüsselte Erbinformation, die als Basen-tripletts vorliegt. DNA ist aber nicht alles, denn wir kennen verschiedene Ebenen der Biodiversität: die genetische Mannigfaltigkeit, die Mannigfaltigkeit der Populationen, die Mannigfaltigkeit der Arten, die Mannigfaltigkeit der Gattungen, die Mannigfaltigkeit der Familien, die Mannigfaltigkeit der Ökosysteme. Vieles ist auch ohne Hilfsmittel und allein durch unsere Sinne erfahrbar: verschiedene Formen, verschiedene Gerüche, verschiedene Oberflächen, verschiedene Geräusche, unterschiedlicher Geschmack. Wie viel mehr Unterschiede, wie viel mehr Diversität trifft man an, wenn wir Hilfsmittel wie Mikroskope oder Sequenzierer zu ihrer Erkennung nutzen. Dabei ist Mannigfaltigkeit in den mittleren Ebenen deutlich verschachtelt: Mehrere Arten bilden eine Gattung, mehrere Gattungen eine Familie, mehrere Familien eine Ordnung. Diversität ist also immer hierarchisch und diskontinuierlich gegliedert. Ein Mann ist ein Mann, ein Pferd ist ein Pferd, ein Kentaur – ein Wesen halb Mann, halb Pferd – existiert nur in der Mythologie. Eine Frau ist eine Frau, ein Fisch ist ein Fisch, eine Meerjungfrau – halb Frau, halb Fisch – kommt in der Natur nicht vor. Diskontinuitäten und Hierarchien sind das Arbeitsgebiet der Taxonomen, der Spezialisten für Biodiversität.

Wen interessiert Biodiversität?

Zwar ist Biodiversität ein allgegenwärtiges Thema, doch interessiert die meisten Menschen aber nur die Mannigfaltigkeit der eigenen Art, genauer gesagt die körperlichen, geistigen und seelischen Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den einzelnen Individuen von *Homo sapiens*. Wesentlich weniger Menschen interessiert die Mannigfaltigkeit der Haustiere und Nutzpflanzen und, wenn ja, dann einzig aus dem Grund, weil hier eine direkte Beziehung zu ihrem täglichen Leben besteht. Noch deutlich geringer ist das Interesse an all jenen Organismen, die auf den ersten Blick ohne jede Relevanz für den Menschen sind. Auch wenn uns die Ökologie längst gelehrt hat, in großen Zusammenhängen zu denken und zu erkennen, dass der Mensch nur ein Element in einem komplex

¹ Dieser Beitrag beruht auf der vierzigjährigen Tätigkeit des Autors an naturkundlichen Sammlungen in Berlin und Wien und der wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Thema.

verwobenen Ganzen darstellt, bleibt das recht begrenzte Interesse der meisten Menschen an Biodiversität eine Tatsache.

Biodiversität ist zwar für uns alle in höchstem Maße relevant, von besonderem Interesse aber nur für drei Gruppen: (1) die „professionals“, d.h. Spezialisten für bestimmte Tier- bzw. Pflanzengruppen, (2) Studenten der Biologie und (3) an Tieren und Pflanzen interessierte Laien.

Wo kann man Biodiversität vermitteln?

In einer Zeit unbegrenzter Reisemöglichkeiten lässt sich die Biodiversität am besten am natürlichen Standort, in situ, veranschaulichen. Weltweite Naturreisen – oft auf einzelne Tier- oder Pflanzengruppen fokussiert – vermitteln genau dieses Erlebnis, allerdings werden kompetente Reisebegleiter benötigt, da im Gelände weder Tiere noch Pflanzen Namensschilder haben und der Erläuterung bedürfen. Auch in Deutschland werden am „Tag der Artenvielfalt“ derartige Exkursionen angeboten. So attraktiv dieser Anschauungsunterricht auch ist, er hat seine Grenzen, und zwar in zweierlei Hinsicht: die Zahl der Spezialisten ist begrenzt, wobei die Blütenpflanzen mit weltweit etwa einer viertel Million Arten noch das kleinste Problem darstellen. Die zweite Begrenzung ist die unterschiedliche Verteilung tierischer und pflanzlicher Diversität – Gebieten mit einer durch die Eiszeiten extrem verarmten Fauna und Flora wie Deutschland stehen „hot spots“ der Diversität wie die Bergregenwälder Neuguineas gegenüber, mit einer um ein Vielfaches höheren Artenzahl pro Flächeneinheit. Und für viele Gebiete und für sehr viele Tier- und Pflanzengruppen sind – auch bei weltweiter Suche – keine Spezialisten zu finden.

Zoologische und botanische Gärten bilden eine Annäherung, sie zeigen eine Auswahl von Biodiversität an einem künstlichen, vom Menschen geschaffenen Standort, also ex situ. Eigentlich sind sie Museen mit lebenden Objekten. Entscheidend an zoologischen und botanischen Gärten ist die Beschriftung, im Idealfall nach museologischen Kriterien jeweils in A-, B- und C-Text strukturiert, verbunden mit dem inhärenten Auftrag, Wissen anzubieten. Ob diese Informationen optisch oder akustisch – etwa durch einen Audioguide – angeboten werden, ist sekundär. Allerdings darf man sich hinsichtlich der Wissensvermittlung keinen Illusionen hingeben: Viele Besucher von zoologischen und botanischen Gärten verfolgen andere Ziele – sie wollen spazieren gehen, sich erholen, wollen Schönheit erleben. Dieser Besuchergruppe wird man bestenfalls vermitteln können, dass es Biodiversität gibt und – wenn wir erfolgreich sind – dass Biodiversität wichtig ist und es sich lohnt, sie zu erhalten. Auch in anderer Hinsicht sind Illusionen nicht angebracht. Selbst die artenreichsten zoologischen und botanischen Gärten zeigen nur einen Bruchteil der existierenden tierischen und pflanzlichen Diversität, und außerdem geben viele in Kultur gehaltene Pflanzen bzw. in Gefangenschaft gehaltene Tiere nur eine verschwommene Vorstellung von den Gegebenheiten am natürlichen Standort.

Zoologische und botanische Museen bilden eine zweite Annäherung: Sie besitzen und zeigen eine ungleich größere Auswahl von Biodiversität als zoologische und botanische Gärten, und zwar ebenfalls an einem künstlichen, vom Menschen geschaffenen Standort, also ex situ, jedoch als Sammlung toter Organismen bzw. von Teilen toter Organismen. Diese Objekte sind für viele Besucher wesentlich weniger attraktiv, was insbesondere für jene Lebewesen gilt, die nur in kleinen Teilen gezeigt werden können, etwa Bäume, oder in weitgehend veränderter Form, wie etwa als flach gepresste Herbar Exemplare oder in Alkohol eingelegte Mollusken, die ihre Farben längst verloren haben. Modelle in unterschiedlichen Maßstäben (verkleinert, vergrößert oder in natürlicher Größe) dienen vielfach als Ergänzung. Entscheidend ist auch in zoologischen und botanischen Museen die Beschriftung, ebenfalls im Idealfall nach museologischen Kriterien als A-, B- und C-Text strukturiert.

Wie lässt sich Biodiversität vermitteln?

Grundsätzlich lässt sich Biodiversität nur durch Anschauung und im Vergleich vermitteln, d.h. jede Konzentration auf einen Modellorganismus ist wenig hilfreich. Zwei Ansätze sind weit verbreitet: der Vergleich miteinander eng verwandter Lebewesen wie etwa der Säugetiere oder der Vergleich miteinander vorkommender Lebewesen wie etwa der Tier- und Pflanzenwelt des Mittelmeergebietes. Beide Ansätze, sowohl der taxonomische wie der geographische, werden in zoologischen und botanischen Gärten ebenso wie in zoologischen und botanischen Museen verwirklicht. In zoologischen Gärten und Museen gibt es Bereiche, die etwa nur den Beuteltieren gewidmet sind, in botanischen Gärten und botanischen Museen wiederum gibt es Gewächshäuser oder Vitrinen, die etwa nur den Farnpflanzen gewidmet sind. Auch das Miteinander in einem bestimmten Lebensraum lässt sich vermitteln – in zoologischen und botanischen Museen durch Dioramen und in botanischen und zoologischen Gärten anhand von Lebensgemeinschaften. Dabei sind allerdings die Grenzen eng gezogen, denn nur in den seltensten Fällen gelingt es, einen naturnahen Zustand präzise und komplett ex situ darzustellen – wie das vielfältige Netz der Beziehungen zwischen lebenden Tieren und Pflanzen, zwischen Jägern und ihrer Beute oder zwischen Blütenpflanzen und ihren Bestäubern.

Welche Aspekte der Biodiversität sind nur schwer, welche sind leicht zu vermitteln?

Während es relativ einfach ist, die mittleren und höheren Ebenen der Biodiversität – Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen, ja selbst Ökosysteme – anschaulich zu machen, ist die Darstellung der unteren Ebenen ungleich schwieriger, weil sie ein tiefes Verständnis von molekularbiologischen, genetischen und evolutionsbiologischen Gegebenheiten erfordert. Nur in den seltensten Fällen lässt sich die unterste Ebene der Biodiversität – die „single nucleotide polymorphisms“ (SNPs), punktuelle Veränderungen in den Basenpaaren, die dazu noch häufig still verlaufen – Merkmalen zuordnen und ihre Wirkung für die Evolution schlüssig darstellen. Zwar lässt sich beweisen, dass diese kleinsten Veränderungen richtungslos und damit blind verlaufen, doch sollte man sich nicht der Täuschung hingeben, dass derartige Erkenntnisse über die treibenden Kräfte der Evolution Menschen außerhalb des engen Kreises der „professionals“ wirklich bewegen. Gerade für molekulare Phylogenien existiert meines Wissens eine adäquate Vermittlung an die interessierten Laien noch nirgends.

Ungleich einfacher ist es, den Wandel der Biodiversität in der Zeit und im Raum begreifbar zu machen, wozu die paläozoologischen und paläobotanischen Museen umfangreiches Anschauungsmaterial liefern. Die Dynamik von Änderungen in historischer Zeit lässt sich leicht in situ anhand von Vergleichsflächen mit und ohne Eingriff des Menschen erläutern, ebenso kann man am Beispiel von genau datiertem, in zoologischen oder botanischen Museen aufbewahrttem Material aus einem bestimmten Gebiet zeigen, welche Veränderungen eingetreten sind – Verluste durch Aussterben oder Verdrängung ebenso wie Bereicherungen durch Einschleppung, reversiblen ebenso wie irreversiblen Wechsel. Angesichts weltweiter Sorge um die Erhaltung der globalen Biodiversität ist die Dynamik dieser Veränderungen ein besonders dankbares Thema, dem heute besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Dies gilt insbesondere für den eindeutig vom Menschen verursachten Transfer von Tier- und Pflanzenarten über große Entfernungen auf dem Land-, ebenso wie auf dem See- und Luftweg, mit allen damit verbundenen Konsequenzen.

Einfach ist es auch, die in der eigenen Umwelt existierende Biodiversität auf mittlerer und höherer Ebene zu vermitteln, wozu das auf den ersten Blick altmodisch wirkende Sammeln von Tieren und Pflanzen den ersten, die Feststellung der Diskontinuitäten den zweiten und die Identifizierung, d.h. die Bestimmung der wissenschaftlichen Namen, den dritten Schritt darstellt.

Welche Konsequenzen hat die Biodiversitätskonvention von Rio?

Den Signatarstaaten der Biodiversitätskonvention von Rio – und dazu zählt auch die Bundesrepublik Deutschland – ist auferlegt, die Erforschung der Biodiversität zu fördern. Aber nicht nur das, sie haben sich auch verpflichtet, die Vermittlung des Wissens über Biodiversität zu fördern. Wissenschaftlichen Sammlungen, insbesondere zoologischen und botanischen Gärten und Museen, kommt hier eine zentrale Rolle zu. Da Universitäten in vielen Fällen die Träger dieser Einrichtungen sind, besteht hier eine neue, bisher kaum wahrgenommene Verpflichtung – nicht nur Biodiversität zu erforschen und in der akademischen Lehre darzustellen, was ja schon seit Jahrhunderten an Universitäten geschieht, sondern darüber hinaus auch der breiten Öffentlichkeit dieses Thema umfassend und angemessen zu vermitteln.

Danksagung

Anregungen verdanke ich Kathrin Grotz, Gesche Hohlstein und Conny Löhne (alle Berlin); Frau Grotz hat dankenswerterweise auch eine vorläufige Fassung dieses Textes gelesen.

Kontakt

Prof. Dr. H. Walter Lack
Freie Universität Berlin
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem
Königin-Luise-Straße 6–8, 14195 Berlin
e-mail: [h.w.lack\(at\)bgbm.org](mailto:h.w.lack(at)bgbm.org)
<http://www.bgbm.org>

Changing places. Das medizinhistorische Museum als Schausammlung, Lehrkabinett und Forschungsstätte

THOMAS SCHNALKE

Abstract

Das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité ist ein vollgültiges Universitätsmuseum. Als Einrichtung einer medizinischen Fakultät öffnet es ein Schaufenster in die Medizin. In seiner Dauer Ausstellung bietet es seinen Besucherinnen und Besuchern aus der allgemeinen interessierten Öffentlichkeit wie auch aus den Gliederungen der verschiedenen akademischen Fachdisziplinen eine Reise unter die Haut und zurück ins Leben. Es folgt dem Skalpell des Pathologen ebenso wie dem Auge des aufmerksamen Ophthalmologen. Zugleich zeigt es aus der Sicht der Kranken, was sich die Patienten zu bestimmten Zeiten von der Medizin erhofften und was sie erwarten durften. In seinen zahlreichen Sonderausstellungen wird überdies der Komplex Medizin in verschiedene Richtungen mit anderen Lebensbereichen – so etwa Gesellschaft, Religion, Kunst oder Kultur – in Beziehung gesetzt. Hinter den Kulissen erfüllt das Museum aber auch spezifische akademische Aufgaben im Hochschulalltag. So lässt es sich in vielfältiger, gewinnbringender und stark nachgefragter Weise im Sinne eines medizinhistorischen Lehrkabinetts im universitären Unterricht zum Einsatz bringen. Aus seinen Sammlungen heraus bietet es zudem für eine materiale Medizin- und Wissenschaftsgeschichte zahlreiche wissenschaftliche Ansatzpunkte. Mein Beitrag zielt an diesem Punkt auf die Vorstellung der Idee eines neuartigen Objektarchivs, das die notwendige Infrastruktur bereitstellt, um eine objektgestützte Forschung nicht als reines Lippenbekenntnis verkommen zu lassen, sondern ihr tatsächlich eine ernsthafte Chance zu geben.

Einleitung

Eine These vorweg: Ich bin der Auffassung, dass die Auseinandersetzung über Bestimmung, Strukturierung und Nutzung universitärer Sammlungen und Museen im Hochschulalltag sehr viel mit Räumen zu tun hat, spezifischen Räumen und – darin aufgehoben – mit der Frage, wo diese Räumlichkeiten liegen, wie sie gefasst sind, was sie können und wie sie sich dienstbar machen lassen. Aus diesem Grund meint der Titel meines Beitrags – Changing places – zunächst nichts anderes als den Ortswechsel (vollzogen im Verlauf der dieser Dokumentation vorangegangenen Tagung) aus dem repräsentativen Senatssaal der Humboldt-Universität zu Berlin in einen sehr eigenen Raum, in den einstigen Hörsaal des Berliner Pathologen Rudolf Virchow (1821–1902). Dieser seit 1945 als Ruine konservierte Raum ist in seiner schieren An- und Zumutung zunächst erst einmal ein sprechendes Zeichen für den hundertjährigen Dornröschenschlaf vieler unserer Universitäts Sammlungen hoch droben im Turm oder tief unten im Keller, in dem der Putz bröckelt. Zugleich ist der Ort aber auch der ganz andere, einer, an dem für gewöhnlich sehr viel Leben herrscht. In der relativen Enge, die in Virchows Hörsaal physisch zu erleben ist, formiert sich – das ist unsere Erfahrung über die Jahre hinweg und zugleich meine Hoffnung für die Tagungsveranstaltung gewesen – die kritische Masse für eine kreative Kommunikation im beherzten Dialog.

Dialoge leben oft von Impulsen. Rudolf Virchow wusste das: Als akademischer Lehrer verfolgte er ein didaktisches Konzept, das er in grandioser Weise architektonisch umsetzte. Hier in diesem Hörsaal hielt er seine Vorlesung, konventionell, mit den üblichen Bildmedien der Zeit bestückt. Nach der Stunde schickte er seine Studenten jedoch durch eine Tür hinter seinem Rücken. Nebenan gab es alles noch einmal zu sehen, wovon soeben die Rede war, alle Krankheiten im echten organischen Dokument, im Präparat, direkt, ganz nah, unmittelbar. Die Konservate standen dort, in jenem Pathologischen Museum auf fünf Etagen in großer Zahl für eine zeitlich unbegrenzte Betrachtung.

Das Schauen wurde hier gelehrt, ein kritischer Blick vermittelt, der vergleichend auszog, sich im gigantischen Körperinventar des Pathologischen zurecht zu finden.

Virchows Zeiten sind vorbei. Sein Pathologisches Museum gibt es nicht mehr. An seiner Stelle findet sich heute das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité, das – gerade einmal 12 Jahre jung – an diesem geschichtsträchtigen Ort seine Merk- und Denkwürdigkeiten zusammentragen, katalogisieren, beforschen, erläutern und präsentieren darf. Wahrgenommen wird das universitäre Museum in aller Öffentlichkeit durch das gängige Museumsduett Dauer- und Sonderausstellung. Zugrunde liegt seinem Auftritt all das, was einerseits und unter den bekannten Stichworten Sammeln, Erschließen, Bestimmen und Bewahren die klassische Museumsarbeit ausmacht, was andererseits unter den Begriffen Forschung und Lehre auch zu den Kernaufgaben einer universitären Einrichtung gehört. In meinem Beitrag möchte ich das medizinhistorische Museum denn auch mit Blick auf die zentralen Themen der Tagung gerne anhand eines Gangs vom Sichtbaren ins Verborgene vorstellen und jeweils einige grundsätzliche Anmerkungen machen. Daraus soll schließlich eine Idee darüber abgeleitet werden, in welchen strukturellen Bahnen eine ernstgemeinte Forschung an und mit dinglichen Sammlungsgütern im universitären Kontext erfolgreich erprobt werden könnte.

1 Der öffentliche Auftritt

Die Dauerausstellung also: „Dem Leben auf der Spur!“ So haben wir sie getauft, ihr zwei Etagen und damit zwei Drittel der gesamten Schaufläche des Museums eingeräumt. Solch eine Dauerausstellung ist nach meiner Überzeugung das Herzstück und Gravitationszentrum des Museums und ganz grundsätzlich der Zielpunkt allen Bestrebens, wenn wir in universitären Sammlungsdingen unterwegs sind. Wir haben in unseren Sammlungen zweifellos Schätze. Diese fachgerecht zu lagern, konservatorisch zu betreuen, zu inventarisieren, zu digitalisieren und wissenschaftlich zu katalogisieren ist sicherlich die grundlegende und im Vergleich zu allen anderen Tätigkeiten vorrangige Aufgabe. Diese Schätze insbesondere zu zeigen, darauf arbeiten wir stets hin. Sie nun aber wie aus einem Füllhorn in einen Schauraum zu vergießen, hieße, sie zu verschenken. Daraus jedoch an jedem Standort eine spezifisch eigene, unbedingte räumliche Erzählung zu formulieren, das ist die eigentliche Kunst.

Eine solche museale Narration im Rahmen einer auf etliche Jahre hin angelegten Dauerausstellung kann in aller Regel nicht sofort gelingen. Wir können nicht von heute auf morgen beschließen, aus unseren Sammlungen ein Museum zu machen und darin sogleich nach sechs Monaten eine Dauerausstellung zu eröffnen. Das muss auch gar nicht sein. Im Gegenteil, es lohnt, sich Zeit zu nehmen, die verfügbaren Räume zu ertüchtigen und sie immer wieder neu zu bespielen, um mit ihnen zunächst einmal gründliche Erfahrungen zu sammeln. Dabei geht es darum, die Objekte gedanklich zu sortieren, Ideen in Konzepte zu übertragen und immer wieder alternative Objektlandschaften durchzuspielen. Erst wenn die Dinge wirklich in sich schlüssig bis zu ihrem Ende durchdacht erscheinen, jeder Raumquadratmillimeter inhaltlich beratschlagt und besprochen ist, ist es sinnvoll, das Ganze umzusetzen.

Dabei ist die Realisierung einer Dauerausstellung nicht die lästige Pflicht, sondern vielmehr die absolute Kür all unseres Engagements. In sie kristallisieren unsere aus der Sammlungspflege abgeleiteten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den Sammlungsgütern hinein. So gesehen ist sie letztlich das Rückgrat eines jeden universitären Museums, auch des unsrigen. Aber, mit ihr und aus ihr heraus setzt das Museum erst richtig an, denn in einer Stunde Null wird diese Ausstellung freigegeben. Sie wird gelesen, erläutert, diskutiert. Wir arbeiten uns an ihren eingewobenen Themen, Thesen und Diskursen ab, entdecken dabei unter uns, vor allem aber auch mit unseren interessierten Besucherinnen und Besuchern immer wieder neue Fragen. Damit werden Impulse gesetzt für Feststellungen, die alle mit den gleichen Worten einsetzen: „Da sollte man einmal

inhaltlich nachfassen!“ Oder: „Man könnte mal dieses oder jenes Thema für eine eigene Sonderausstellung aufgreifen!“

So gesehen ist die Dauerausstellung nicht nur Rückgrat, sondern auch Vorderhirn: wissenschaftliche Gedankenfeuerstelle und Ideengeber.

Deutlich treten in unserer Dauerausstellung – dieses Schicksal teilen wir mit allen Präsentationen dieser Art an anderen Stätten – durch das ständig wiederholte Durchkämmen spezifische Lücken zu Tage. Das ist nicht weiter schlimm, im Gegenteil: Wo gibt es schon einen homogenen Text? In jeder Ausstellung sind Lücken geradezu konstitutiv. Nur, wie sollen wir uns dazu stellen? Wir könnten versucht sein, sie mit einer achselzuckenden Geste des Bedauerns zu ignorieren oder sie mit immer mehr Texten und Bildern zuzukleistern. Seit wenigen Monaten versuchen wir einen dritten Weg. Wir machen unsere Lücken explizit und besetzen diese mit so genannten *Interventionen*. Über gezielte kleine Sonderausstellungen greifen wir in die Erzählung der Dauerausstellung ein, legen den Finger in die eine oder andere Wunde, zeigen hier, was offen bleibt und nehmen dort ganz unverhohlen Stellung – kommentierend, kontextualisierend, die Horizonte hoffentlich erweiternd. Mit Blick auf die reich bestückten Präparatevitrinen des Berliner Medizinhistorischen Museums etwa wird durch diese Eingriffe deutlich, was den toten Präparaten naturgemäß schon immer fehlte: das Leben; jedwede Lebensäußerung, sei es auch das Kranksein oder Sterben.

Damit sind wir bereits bei der zweiten Säule des öffentlichen Auftritts angelangt, derer auch ein universitäres Museum unbedingt bedarf: der Sonderausstellung. Reich sind Zahl und Varianten möglicher Sonderausstellungsformate. Natürlich braucht es bei uns wie überall in einem Museum mit Blick auf eine Sonderausstellung Raum, Zeit und Personal, Ideen, Konzepte und Objekte und vor allem Geld. All das ist prinzipiell da oder aber über Recherchen und Anträge bis zu einem gewissen Grad erreichbar. Was jedoch gerade im Umfeld überbordender universitärer Sammlungen inmitten eines akademisch-urbanen und somit mehr oder weniger reichen kulturellen Umfeldes Not tut, ist die interne Verständigung auf ein Sonderausstellungsprofil: kernscharf, aber randfrei. Im Berliner Medizinhistorischen Museum haben wir einen eigenen, 400 m² großen Sonderausstellungsbereich. Natürlich könnten wir hier alle möglichen Ausstellungen zeigen, und wir werden diesbezüglich von freien Ausstellungsmachern mit nahezu jedem denkbaren Thema angesprochen. Würden wir all dies wahllos zeigen, wären wir beliebig und hätten in der öffentlichen Wahrnehmung keine Kontur.

Unser Profil steht uns gewissermaßen ins Gesicht geschrieben, sprich, wir schauen auf unseren Namen. Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité – da steckt schon sehr viel drin, letztlich freilich immer noch zu viel: Berlin, Medizin, Geschichte, Charité. Wir haben uns dafür entschieden, den Aspekt *Medizin* herauszugreifen und diesen ganz oben über das große Ganze zu setzen. Jede Sonderausstellung in unserem Haus muss also einen deutlich wahrnehmbaren medizinischen Kern haben, einen medizinischen wohlgemerkt, nicht zwangsläufig sogleich, stets und immer wieder auch einen historischen. Mit dieser Setzung sind wir frei, mit unseren Präsentationen in unterschiedlichen Zeitzonen aufzuschlagen. Ja, wir können das Moment des Historischen auch einmal ganz bewusst außen vor lassen und zwar vor allem dann, wenn uns bei einem Thema der gegenwärtige Bezug von großer Wichtigkeit ist und die Gefahr besteht, dass die geschichtliche Ein- oder Hinführung nur zur feuilletonistischen Fußnote verkommt.

Mit dem Fokus auf das medizinische Moment sind wir in unseren Sonderausstellungen in keiner Weise reduziert. Im Gegenteil, wir werden frei, das aufgegriffene Thema nach Strich und Faden – mithin so weit gezogen, wie wir möchten – auszuloten, es in Kontexte einzubetten und in verschiedensten Perspektiven abzuleiten. Die Dimensionen unserer medizinischen Ausstellungen reichen denn auch mal ins Philosophische, Archäologische, Religiöse, Politische, Soziale, Ethische und natürlich immer wieder auch und ganz besonders ins Historische. Mit diesem Profil fahren wir

seit Jahren gut: 2009 hatten wir mit immerhin 120.000 Besucherinnen und Besuchern im Medizinhistorischen Museum einen absoluten Rekord zu verzeichnen.

2 Lehre und Forschung

Verlassen wir nun aber das öffentlich Sichtbare und wenden uns der Welt der Universität, dem akademischen Alltag zu. Das Berliner Medizinhistorische Museum ist eine vollgültige Einrichtung der Universität, genauer, eine Gliederung der Medizinischen Fakultät der Charité. Darin fungiert das Museum auch als ein Ort der Lehre. Seit Jahren biete ich im Rahmen des Pflichtunterrichts für Studierende der Humanmedizin ein höchst konventionell ausgeschriebenes Seminar in „Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin“ an. In der ersten Stunde versammeln wir uns in der Dauerausstellung, ich veranstalte eine Art Führung, ohne zu führen, sprich, ich weise beim Gang durch die Räume nur auf Objekte, Objektgruppen und dahinter stehende Themen hin. Die Studierenden sind gehalten, sich einer Sache oder eines Sachzusammenhanges anzunehmen, den sie für eine der nächsten Stunden zu einem Kurzreferat mit Handout ausarbeiten werden.

Ab der zweiten Seminarstunde schreiten wir Schritt für Schritt, also von vorne nach hinten, die Dingwelten der Dauerausstellung ab. Im Angesicht der Dinge, im steten Rückbezug auf die Objekte werden Inhalte vorgetragen und diskutiert. Theorien bleiben dabei nicht blutleer im Raum, sondern werden am konkreten Artefakt geprüft. Im Laufe des Seminars entsteht über die Wochen hinweg ein immer wieder eigenes und durchaus neues Bild von 300 Jahren Medizingeschichte.

Das Seminar ist physisch gar nicht so einfach zu bewältigen. Man muss sich bewegen, mal länger stehen; hin und wieder kommen im Rücken andere Besucher längs. Stets frage ich am Ende der Lehrveranstaltung, ob es denn nicht besser gewesen wäre, wir hätten sie im *white cube* des Seminarraums abgehalten, neu-klassisch mit PowerPoint bewehrt. Die Antwort lautet stets unisono: Nein! Die Studierenden verweisen auf den durch die spezifische Objektlandschaft gefassten Raum, der sie bannt, sie anregt, sich mit den Dingen zu beschäftigen, die sie vor sich sehen, sie dazu verleitet, die vorgefundenen Objekte als Rätsel entschlüsseln zu wollen, um den Sachen dahinter auf den Grund zu gehen.

Die Dauerausstellung wird in diesen Unterrichtseinheiten zum medizinhistorischen Lehrkabinett im besten Sinne des Wortes. Man mag diesem Seminarformat entgegen, dass nicht jeder Dozent vor Ort ein derartiges Museum, eine solchermaßen gestaltete Objektlandschaft zur Verfügung hat. Allerdings bin ich überzeugt, dass es eines bereits fix und fertigen Parcours gar nicht bedarf, um den Studierenden eine gute, objektgestützte Lehre anzubieten. In jeder universitären Sammlung lassen sich eine Ecke frei räumen und 20 Dinge auflegen. Hier können die Studierenden vor die Stücke treten und ermuntert werden, vielleicht auch nach rechts und links in die Regale zu schauen. Damit ist relativ rasch ein provisorisches Lehrkabinett entstanden, aus dem sich für eine spannende objektzentrierte Lehre Funken schlagen lassen.

Im universitären Museum sind natürlich etliche weitere Lehrformate denkbar. So haben wir bisweilen etwa in unserem Hause eigene Sonderausstellungen als studentische Projekte durchgeführt. Was dabei gerade im medizinischen Bereich hoch spannend ist, ist die für jede Ausstellungsvorbereitung notwendige Textarbeit. Die Studierenden werden plötzlich in die Verantwortung genommen, mit dem, was sie da sagen respektive schreiben, in die Öffentlichkeit zu treten. Jedes Wort, jede Silbe, jeder Punkt, jedes Komma liegen auf der besagten Goldwaage. Damit wird eine Sensibilität für die Wahl der Worte, für die Schwierigkeiten und Möglichkeiten des Sich-Erklärens geschult, die ihnen nachher und spätestens im direkten Kontakt mit Patienten sehr zu pass kommt.

Insbesondere aus der Lehre leiten sich im Medizinhistorischen Museum Impulse für die Forschung ab. Medizinstudenten müssen während ihrer Ausbildung an der Charité eine Hausarbeit schreiben.

Mich fragen die Studierenden zumeist in den eben geschilderten Seminaren nach entsprechenden Themen. Wenn sich bei der Konzeption und Umsetzung der Arbeit zeigt, dass der Student nicht nur eigenständig recherchieren und seinem Projekt eine klare und schlüssige Struktur geben, sondern auch einen Sachverhalt in einem diskursiven Text gut ausformulieren kann, geht es mitunter weiter in Richtung Doktorarbeit ...

Für die oben genannte Hausarbeit vergebe ich gerne – als Medizinhistoriker liegt mir das 18. Jahrhundert besonders nahe – eine Kasuistik, eine Einzelfallanalyse. Im Zentrum steht ein Ding und zwar in aller Regel ein Präparat. Aufgabe ist es, dieses Objekt auf zwei Zeitebenen zu kontextualisieren: historisch für die Zeit seines Entstehens und aktuell mit Blick auf seine heutige Bedeutung. Die Frage ist etwa, wie nah man dem Patienten hinter oder in dem Präparat unter Aufbietung und Auswertung der zugehörigen, noch vorhandenen Protokolle kommt und wie die Medizin in jener fernen Zeit den Befund gedeutet hat. Andererseits geht es darum, mit Blick auf den gegenwärtigen Wissensstand alles heutzutage medizinisch Wissenswertes zu dem vorgestellten Krankheitsbild zusammen zu tragen. Ziel des Unternehmens ist es, und das sollte sich auch in der Diskussion niederschlagen, dass der Studierende ein medizinischer Experte in einem kleinen, durch die im Präparat aufgehobene Krankheit markierten Wissensfenster wird, dass er aber auch ein Gespür für die Zeitgebundenheit und damit die Geschichtlichkeit des Wissens sowie für die Möglichkeiten und Grenzen einer jeden Erkenntnis in jeder Zeit entwickelt.

Hinter diesen Einzelfallanalysen steht ein wissenschaftlicher Ansatz, den ich selbst sehr reizvoll finde. Materiale Medizingeschichte lässt sich – auch und gerade im Museum – sehr unterschiedlich betreiben. Besonders lohnend finde ich es, wenn wir vom Objekt ausgehen, wenn wir es ganz physisch als ein Ding vor uns im Raum etwa auf einem Tisch platzieren, um es als eine historische Quelle, als ein Epistemicum, über eine Erkenntnisspirale genauer wahrzunehmen, zu bestimmen, zu beschreiben, zu befragen, zu lesen, es aber auch sekundär zu prüfen, zu kommentieren, zu kontextualisieren und schließlich analytisch auszudeuten.

3 Das Objektarchiv

Damit sind wir bei der Frage angelangt: Wie forschen wir am besten an, über und mit unseren Sammlungsdingen? Sicherlich ist dies die allerspannendste Frage. Aber es ist bei weitem nicht die erste. Viel grundsätzlicher müssen wir uns dazu bekennen, ob wir diese Frage überhaupt ernsthaft stellen wollen. Anders gewendet, gibt es überhaupt einen Bedarf an einer materialen Kultur in der Medizin- und Wissenschaftsgeschichte? Denn: Viele Stimmen propagieren geradezu euphorisch, dass wir heute nach dem *iconic turn* unter dem Eindruck eines *material turn* agieren. Das Ding an sich sei sexy. Allenthalben ginge es darum, die Dinge und die vorfindbaren Dingwelten zu erforschen.

Gut und schön, aber ist dem wirklich so? Wer macht sich wirklich auf in die Sammlungen und Depots? Ist es nicht viel bequemer, auf den eingerichteten Pfaden der Forschung zu wandeln, sich in geheizte und wohl sortierte Bibliotheken zu setzen, um dort zielgenau das geordnete Sortiment zu konsultieren, oder sich in perfekt strukturierten Handschriftenabteilungen das gewünschte Archivgut ausheben zu lassen. Genau hier liegt einer der vielen Hasen im Pfeffer. Ich bin sehr wohl der Überzeugung, dass es genügend Forscherinnen und Forscher gibt, die eine materiale Medizin- und Wissenschaftsgeschichte direkt am Objekt betreiben wollen. Allein, hierfür fehlt es in deutschen Landen an jedweder Infrastruktur.

Was Not tut, ist eine Art Objektarchiv, sprich eine große Einrichtung mit einem substantiellen dinglichen Sammlungsbestand, in welche der Wissenschaftler kommen kann, um sich dort die ihn interessierenden Stücke ausheben zu lassen, um diese vor sich auf einem Tisch unter Einhaltung entsprechender konservatorischer Schutzmaßnahmen drehen und wenden zu können und sie von

allen Seiten in Augenschein zu nehmen. Mit einer digitalen Kamera sollen Arbeitsfotos, mit dem Laptop Notizen gemacht werden können. Von Vorteil wäre es, wenn die besagte Einrichtung überdies spezifisches Archivgut und Literatur zum aufgerufenen Forschungsthema bereithalten würde: Korrespondenzen, Firmenkataloge, Patentschriften, aber durchaus auch gedruckte sekundäre historische Analysen und theoretische Auslassungen – allesamt Texte, die sich aus der näheren Beschäftigung mit den Dingen, die ja sofort weitergreifende Fragen aufwirft, als hilfreich denken ließen. Von größtem Gewinn wäre es obendrein, wenn sich der Forscher durch Digitalisate der Objekte vorab, also vor dem Gang ins Objektarchiv informieren und orientieren könnte. Einen *Ersatz* für eine ernstgemeinte direkte Beschäftigung mit dem Ding als primärer Quelle bietet die ausschließliche Nutzung von Digitalisaten allerdings nie.

Vermutlich kämen die Studien in einer solchen Einrichtung an einem Tag nicht an ihr Ende. Daher wäre es wünschenswert, die Dinge unmittelbar im Raum in einer Ablage, einem Regal, für die Nacht oder bis zum übernächsten Tag einstellen zu können. Damit geraten die zur Untersuchung ausgehobenen Dinge vielleicht neben die Dinge eines Kollegen, der nebenan „seine“ Themen beforcht. Nachbarschaften tun sich auf, Zufälligkeiten, Absurditäten vielleicht, hin und wieder aber möglicherweise auch ganz neue Blicke von der Seite, die – durch Gespräche beim Zusammenpacken ins Bewusstsein gehoben – unvermutet neue Horizonte eröffnen. Auf der anderen Seite, quasi im Rücken der Ablage, muss keine Mauer stehen. Vielleicht tut's auch eine Wand aus Glas. Dahinter können andere Einblick nehmen, Fachleute oder auch interessierte Laien, die sich ganz neu verwundern, was da so alles nebeneinander zu liegen kommt. Zufällig gewürfelt ließen sich über die Einsicht in ein partiell gläsernes Objektlabor das Staunen als die erste Regung in den Wissenschaften reaktivieren und sogleich – durch das reflexartig einsetzende Fragen im Betrachten – über Objekte Bezüge herstellen, Impulse und Gedanken generieren für neue Forschungsfragen, Sichtweisen, Kommentare ...

Somit wäre ein solches Objektarchiv überhaupt nichts Statisches. Im Gegenteil, dieser Raum ließe sich als ein belebter, ein bewegter Ort denken, als etwas eminent Fluides. Ein solches dingzentriertes Archiv gibt es heute – soviel ich sehe – nicht, zumindest nicht in Deutschland. Eine derartige Einrichtung im Feinschliff zu durchdenken, in die Fachwelt zu implementieren, es in seinem Vermögen nach Strich und Faden zu erproben, schiene mir von hohem Wert. Böte dieses doch die Chance, mit einer materialen Kultur in der Beschäftigung mit den Wissenschaften wirklich ernst zu machen.

Kontakt

Prof. Dr. Thomas Schnalke
Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité
Charitéplatz 1, 10117 Berlin
e-mail: [thomas.schnalke\(at\)charite.de](mailto:thomas.schnalke(at)charite.de)
<http://www.bmm.charite.de>

Welche Öffentlichkeit braucht eine wissenschaftliche Sammlung?

JOCHEN BRÜNING

Abstract

Der vorliegende Beitrag geht von den charakteristischen Merkmalen einer Universitätssammlung aus, die sowohl ihre historische Bedingtheit wie die Möglichkeiten ihrer aktuellen Weiterentwicklung umfassen. Auf dieser Grundlage werden die Wechselwirkungen zwischen Universitätssammlungen und Öffentlichkeit, also mögliche Leistungen und Gegenleistungen, untersucht. Die besonderen Bedingungen der Universität führen zu einer natürlichen Differenzierung von Öffentlichkeiten, nämlich inneren und äußeren mit Bezug auf die Universität sowie fachbezogenen und fachfremden Öffentlichkeiten.

1 Einleitung

Im Folgenden wird es um die Frage gehen, wie mit den derzeit in Deutschland vorhandenen wissenschaftlichen Sammlungen weiter zu verfahren ist, sofern diese nicht in großen und auf absehbare Zeit gut gesicherten Museen untergebracht sind. Gegenstand sind also insbesondere die universitären wissenschaftlichen Sammlungen, auf die sich dieser Text beschränken wird. Nichtsdestoweniger lassen sich einige der hier getroffenen Feststellungen ohne Probleme auf sonstige wissenschaftliche Sammlungen mittlerer Größe übertragen, die nicht auf Dauer gesichert sind.

Wir werden dazu die Begriffe „universitäre Sammlung“ und „Sammlung“ sowie deren Verhältnis zu verschiedenen Formen von Öffentlichkeit betrachten und dann der Frage nachgehen, wie sich dies auf einen angemessenen Betrieb der Sammlungen auswirken kann.

2 Zum Begriff der universitären (wissenschaftlichen) Sammlung

Unter einer Sammlung der hier betrachteten Art verstehen wir immer einen Komplex, der sich zusammensetzt aus den Objekten der Sammlung, den Räumen, in denen sie untergebracht sind, und den Personen, die sich um den Erhalt und den Betrieb der Sammlung kümmern. Ohne eines dieser Bestimmungsstücke scheint eine sinnvolle Rede von Sammlungen nicht möglich zu sein, sowohl in Bezug auf ihre inhaltlichen Potentiale wie hinsichtlich ihrer notwendigen Alimentierung. Dabei denken wir zwar auch an die größeren universitären Sammlungsformen, also Bibliothek und Archiv, diese unterliegen aber doch eigenen Gesetzen mit eigenen Einschränkungen und eigenen Möglichkeiten, die eine gesonderte Betrachtung nötig machen würden, auf die wir hier verzichten wollen.

Sammlungen im eben bezeichneten Sinn haben ganz ähnliche Bedürfnisse wie Lebewesen, und auch ihr Schicksal ist in manchen Punkten vergleichbar. Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass Sammlungen allgemeiner Art zu wissenschaftlichen Sammlungen werden können, indem sie eine Gruppe von engagierten Wissenschaftlern anziehen, für die wiederum die Sammlung selbst die Keimzelle ihres Gruppenstatus wird. In der Verknüpfung aus Objekten, Räumen und den Gruppenregeln und Gruppeninteressen ist der Lebenscharakter dieser Sammlung als Komplex leichter einsehbar. Um ihn auf das Wesentliche zu reduzieren, können wir feststellen, dass Sammlungen „Nahrung“ brauchen in einem durchaus materiellen Sinn, nämlich Mittel zur Pflege und sicheren Unterbringung der Objekte, zur Alimentation der Kuratoren und sonstigen Sammlungsmitarbeiter und schließlich zur Koordination der Wechselwirkung der Sammlung mit der Außenwelt. Die biologische Funktion der Fortpflanzung drückt sich einmal aus in dem die oben apostrophierte Gruppe beseelenden Wunsch nach Vergrößerung der Sammlung durch neue passende Objekte und andererseits in dem Wunsch nach sicherem Erhalt der Sammlung für eine zumindest voraussehbare

Zeit. Und dies sind auch tatsächlich die Probleme, mit denen sich die universitären Sammlungen in ihrer Mehrzahl heute konfrontiert sehen.

3 Öffentlichkeit

Die eben erwähnte „Nahrung“ einer wissenschaftlichen Sammlung ergibt sich ziemlich ausschließlich aus der Aufmerksamkeit, die ihr von verschiedenen Öffentlichkeiten entgegengebracht wird: Für wissenschaftliche Sammlungen ist die Ökonomie der Aufmerksamkeit ein tägliches Gesetz. Diese gilt es zu erringen und zu erhalten, dabei sind aber verschiedene Typen von Öffentlichkeit durchaus unterschiedlich zu behandeln.

3.1 Innere Öffentlichkeit

Die innere Öffentlichkeit einer Sammlung besteht aus denjenigen Personen, die ein genuines Interesse an der Sammlung und ihren Objekten haben, womit im Fall der universitären Sammlungen in erster Linie die akademischen Forscher gemeint sind. Die Entstehung von Disziplinen oder ein neuer Aufbruch in alten Disziplinen ist sehr häufig mit den Objekten bestimmter Sammlungen verbunden, die in solchen Umbruchzeiten in der Lage sind, ein ungewöhnliches Maß an Aufmerksamkeit zu binden und eine geradezu euphorische Stimmung in der inneren Öffentlichkeit zu verbreiten. Solche Phasen dauern in der Regel allerdings nicht allzu lang: Zum Beispiel nach Einsetzen einer Professionalisierung in der Nachfolge einer Disziplinbildung wird das Sammlungs-geschehen in „geregelt Bahnen“ gelenkt, so dass der Euphorie ein Zustand von Zufriedenheit folgt, der durchaus schon den Anfang schwindenden Interesses bedeuten kann.

Nichtsdestoweniger können auch aus alten und wohlbekanntem, lange etablierten Sammlungen ganz neue Impulse zu ihrer Nutzung wie auch zu neuen Sammlungsaktionen entspringen; als Beispiele seien das Lautarchiv der Humboldt-Universität genannt, dessen Sprachsammlungen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs heute ein einzigartiges Vergleichsmaterial zu den großen Dialekterhebungen der 1950er Jahre darstellen, an dem sich manche linguistische These verlässlich prüfen lässt; oder das Neandertaler-Projekt, das am Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie unter der Leitung von Svante Pääbo zu neuen Sammlungsstrategien und schier unglaublichen Fortschritten in der Entzifferung des Neandertaler-Genoms geführt hat.

Daneben gibt es sekundäre Interessen, die durchaus genuinen Forschungsfragen entspringen können und dann neue Fragestellungen an die Objekte herantragen, die wiederum Keime neuer Wissenschaftsrichtungen und eventuell sogar von Disziplinen sein können. Hier nennen wir als Beispiele die Wissenschaftsgeschichte mit dem Teilgebiet der Instrumentenkunde, die viele neue Einsichten gebracht hat, dadurch dass man verstanden hat, die Signaturen der Hersteller zu „lesen“ (als ein besonders schönes Beispiel ist die Auffindung von drei Astrolabien von der Hand Gerhard Mercators durch G. L'E. Turner zu nennen, dessen Formensinn drei Astrolabien aufspürte, in denen er die Handschrift Mercators vermutete, von denen dann eines, nämlich das zuletzt gefundene, tatsächlich signiert war). Eine andere Forschungsrichtung von wachsender internationaler Bedeutung und mit zunehmend verfeinerter, insbesondere auch naturwissenschaftlicher Methodik ist die Provenienzforschung, die auch in Deutschland Beachtung findet. Wenn auch die Hinwendung der großen Museen zu dieser Forschung vielfach durch äußere Umstände diktiert wird, so ist diese Art von sekundären Interessen doch auch für kleine Sammlungen durchaus von Bedeutung, zumal die Spurenlese heutzutage eine unfassbare Präzision erreicht hat (man denke an das Haar aus einem Buch der Bibliothek des Kopernikus, dessen genetische Übereinstimmung mit neu gefundenen Gebeinen aus dem Dom von Frauenberg es sehr wahrscheinlich gemacht hat, dass nun das Grab des Kopernikus gefunden worden ist).

3.2 Äußere Öffentlichkeit

Die hiermit gemeinten Öffentlichkeiten haben ein generelles Interesse an den Sammlungen. Sie sind aber nicht am eigentlichen Umgang mit den Objekten interessiert, sondern eher daran, die Objekte zu betrachten und von ihren Geschichten zu hören. Damit wird eine wichtige Funktion wissenschaftlicher Sammlungen beleuchtet, die man die *didaktische Funktion* nennen könnte: Die Lehre an Objekten ist ungleich einprägsamer als Videofilme, Powerpoint-Präsentationen oder monologische Vorträge. Wegen der Bildung, die aus solchen Sammlungen gewonnen werden kann, interessieren sich auch andere Verwerter dafür, vor allen Dingen die Medien in allen ihren Formen, dann aber auch, und in zunehmendem Maße, bildende oder schreibende Künstler. Eine „gesunde“ Sammlung verfügt deshalb auch über ein Sammlungsmanagement, das produktive Kontakte mit der Öffentlichkeit herstellt und das die sich daraus ergebenden Interessen zu bedienen und zu vermehren weiß.

Wenden wir nun einmal den Blick der jeweiligen Universität zu, die eine wissenschaftliche Sammlung bewahrt, so wird deutlich, dass diese Sammlung oder besser: die Gesamtheit der universitären Sammlungen ein wichtiger Baustein in der „Markenbildung“ der Universität sein kann, vor allem dann, wenn es gelingt, durch das Sammlungsspektrum die Einzigartigkeit der betreffenden Universität in ihrem historischen Werdegang wie in ihrem heutigen Auftritt eindrucksvoll zu belegen.

4 Schlussfolgerungen

Es erscheint nun relativ zwingend, dass die Erhaltung von universitären Sammlungen entscheidend davon abhängt, wieviel Aufmerksamkeit diese Sammlung anzulocken vermag. Abschließend wollen wir deshalb zwei Themenkomplexe des Problemfeldes kurz behandeln, nämlich die *Typen von wissenschaftlichen Sammlungen*, die in der Betrachtung ins Auge gefasst werden müssen, und die *Formen des Sammlungsmanagements*, die installiert werden sollten, um die derzeitigen Zustände flächendeckend zu verbessern und auf höherem Niveau zu stabilisieren.

4.1 Typen von wissenschaftlichen Sammlungen

An erster Stelle stehen diejenigen universitären Sammlungen, die fraglos von wissenschaftlichem Interesse sind. Auch hier wird man Probleme der unterschiedlichsten Art antreffen, im Mittel gesehen ist der Zustand dieser Sammlungen jedoch stabil, weil sie im Fokus aktiver Forschungsinteressen stehen.

Die nächste und anteilmäßig sehr große Gruppe von universitären Sammlungen bilden diejenigen, die nicht von akutem wissenschaftlichen Interesse sind, die aber durchaus unter anderen Aspekten attraktiv sind. Diese Attraktivität könnte zum Beispiel das didaktische Potential betreffen oder aber auch die ästhetische Qualität, die solche Sammlungen in die Nähe der Museumsfähigkeit bringt. Diese Sammlungen sollten deshalb unbedingt erhalten und mit einem klugen Management auf den Augenblick vorbereitet werden, wo sie durch neues Interesse auch neue Zuflüsse erhalten können.

Es folgt dann der auch nicht kleine Anteil der Sammlungen, die derzeit wenig Attraktivität aufweisen und wenig Öffentlichkeit anziehen, denen man aber noch Potentiale zutraut und die jedenfalls zu schade sind, um sie wegzuwurfen; man könnte sie *Dornröschen-Sammlungen* nennen. Hier würde kein großer Mittelbedarf entstehen, doch sollte man in jedem Fall dafür sorgen, dass diese Sammlungen die Zeit in einem Zustand überdauern können, der ihre manifesten und potentiellen Qualitäten erhält.

Alle anderen Formen universitärer Sammlungen – und dies ist unserer Einschätzung nach ein sehr kleiner Anteil – werden sich der Frage gegenübersehen, ob es noch Gründe für ihre Weiterführung geben kann.

4.2 Sammlungsmanagement

Angesichts der gegebenen Typisierung ist nun zu fragen, wie mit den universitären Sammlungen im Einzelnen umgegangen werden soll. Während dazu die Beschaffenheit der Objekte bereits eine gewisse Anzahl von Vorschriften gibt, bleibt das Dilemma, dass die einzelne wissenschaftliche Sammlung in der Regel zu klein ist, um jenes Ausmaß von Interesse zu generieren, das ihre angemessene Weiterführung sichern würde. Dazu sind Gesichtspunkte einer übergreifenden Koordination der universitären Sammlungen mindestens auf nationaler Ebene von erheblicher Bedeutung – dies umso mehr, als die neuen Formen der Kommunikation mit der Öffentlichkeit, also vor allem die Internet-basierten Strategien, mehr und mehr an Bedeutung und an Wirkung erzeugen.

Trotz allem bleibt festzuhalten, dass die besitzende Universität eine grundsätzliche Verpflichtung übernehmen muss, die Sammlungen so zu bewahren, dass ihre Potentiale erhalten bleiben. Ein erster wichtiger Schritt dazu wäre die Einrichtung einer oder eines Sammlungsbeauftragten, die/der zumindest die Übersicht über den Bestand seiner Universität gewinnt und als wichtiges Kommunikationsglied zwischen der Universitätsspitze und den einzelnen Sammlungsleitern fungieren kann.

Für die Sammlungsleiter selbst ergibt sich aus dem so skizzierten Rahmen eine Verpflichtung, nämlich die Zusammenarbeit mit anderen universitären Sammlungen vergleichbarer Ausrichtung zu suchen und zu pflegen, zumal daraus ein neues gemeinsames Interesse mit neuer gemeinsamer Attraktivität entstehen kann. In einem ganz handgreiflichen Sinne ist aber eine solche koordinierte Zusammenarbeit unerlässlich, um so anspruchsvolle Projekte wie eine umfangreiche Digitalisierung der eigenen Objekte durchzuführen und mit diesem Material die eigene Internetpräsenz attraktiv zu gestalten. Die Kosten eines solchen Unternehmens sind auch für große Museen eine schwere Last, gerade wenn sich das Interesse immer wieder auf proprietäre Software richtet. Der Gemeinschaft der universitären Sammlungen stünden aber Wege zu gemeinsamen Projekten offen, die mit wesentlich geringeren Mitteln wesentlich größere Erfolge zu erzielen versprechen.

Ein weiterer, immer wichtiger werdender Gesichtspunkt betrifft die Rolle der wissenschaftlichen Sammlungen in der Wissenschaftskommunikation, vor allem wenn es darum geht, die wichtigsten Strategien und Einsichten der heutigen Wissenschaft in einer allgemeinverständlichen, aber durchaus präzisen Sprache attraktiv und nachhaltig zu transportieren. In diesem Punkt treffen sich die Interessen der Sammlungsleiter und der besitzenden Universitäten mit den großen Wissenschaftsvereinigungen, aber auch mit starken politischen Strömungen, eine Synergie, die den Sammlungen sicherlich zum Vorteil gereichen wird. Wollen wir hoffen, dass dieser Tagungsband eine solche Entwicklung mit auf den Weg bringen hilft!

Kontakt

Prof. Dr. Jochen Brüning

Humboldt-Universität zu Berlin

Institut für Mathematik / Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik

Unter den Linden 6, 10099 Berlin

e-mail: bruening@mathematik.hu-berlin.de

<http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/content/jochen-bruning>

Das Museum in der Universität – Überlegungen zu einer Form künftiger Wissenschaftskommunikation

PHILIPP BALSIGER

Abstract

Sammlungen wissenschaftlich relevanter Objekte und deren einfache Zurschaustellung sind nicht mehr zeitgemäß. Die Zwecke disziplinärer Selbstversicherung, denen solche Sammlungen lange gedient und woraus sie ihre Existenzberechtigung abgeleitet haben, entsprechen heute nicht mehr dem veränderten gesellschaftlichen Umfeld von Wissenschaft. Fachdisziplinen – und damit die Sammlungen als deren Manifestationen – müssen sich heute nicht innerwissenschaftlich legitimieren. Vielmehr haben sie ihre Tätigkeit gegenüber einer nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Diese fordert Rechenschaft über verwendete Steuermittel. Dieser Öffentlichkeit gerecht zu werden bedeutet, nicht nur deren Ansprüchen zu genügen, sondern ebenso deren Wahrnehmungsfähigkeiten. Es gilt daher für den Wissenschaftler, nach angemessenen Formen der Selbstdarstellung zu suchen. Die Präsentationen von Teilen oder ganzen Sammlungen müssen für die Öffentlichkeit zu Ereignissen werden – und zwar für jede wissenschaftliche Tätigkeit, für die eine Sammlung genutzt werden kann. Die Instrumentalisierung der Universitätssammlungen für die Wissenschaftskommunikation muss zu einem öffentlichkeitswirksamen Event werden – ob uns das passt oder nicht!

„Für sich besehen ist jede Archivalie ein Wunder – schlicht darum, weil es sie gibt.“
(GFREREIS & RAULFF 2008, 8)

Einführung

Die Aufgabe, Visionen über die Möglichkeiten musealer Selbstinszenierung von universitären oder wissenschaftlichen Sammlungen zu entwickeln, ist auf den ersten Blick attraktiv. Auf den zweiten Blick entpuppt sie sich jedoch als komplexer und voraussetzungsreicher als zunächst gedacht. Allein dass diese Aufgabe gestellt wird, verweist bereits auf eine Situation der Veränderung und damit auf vielfältige Unsicherheiten. Offenbar ist nichts weniger als die museologische Kernfrage neu zu beantworten: „Was macht ein Museum, mit welchen Zielen, wie und für wen?“ (DRÖGE & HOFFMANN 2010, 10)

Die thematische Vorgabe, Perspektiven für Universitätsmuseen im Hochschulalltag aufzuzeigen, kanalisiert zusätzlich allzu visionäre Vorstellungen: Nicht architektonische und gestalterisch-ästhetische Lösungen oder technische Voraussetzungen, die Museumsgebäude erfüllen sollen, stehen zur Diskussion (MAIER-SOLGK 2008); ebenso wenig interessieren Fragen nach einem Ideal einer Ausstellungs-Konzeption (u.v.a. GRAF 2003); weder die didaktische Angemessenheit von Präsentationen musealer Objekte (DAWID & SCHLESINGER 2002; DECH 2003) noch deren informationelle Kontextualisierung sind hier nachgefragt (FLÜGEL 2005, 95ff.; CARBONELL 2007). Das zentrale Interesse besteht im Nachdenken über Organisationsformen von Universitätsmuseen als Räume der Inszenierung wissenschaftlicher Sammlungen. Dieses Interesse reicht jedoch eigentlich über die oben zitierte museologische Kernfrage hinaus, weil die Frage, auf die hier eine Antwort gesucht wird, voraussetzungsreicher ist: Wie kann es gelingen, einer interessierten Öffentlichkeit am Beispiel wissenschaftlicher Sammlungen den Forschungs- und Erkenntnisprozess angemessen zu vermitteln, um gewachsene wissenschaftliche Erkenntnisse einerseits und die Prozesse, die zu diesen Erkenntnissen führen, andererseits sichtbar und einsichtig zu machen? Eine voraussetzungsvolle Aufgabe, die sich in ihrem Kern als Gegenstand der Wissenschaftskommunikation entpuppt.

1 Grundlagen

Die Verortung des skizzierten Problemkomplexes in den Bereich der Wissenschaftskommunikation bietet neben wissenschafts- und kommunikationstheoretischen Grundlagen, aus denen in logisch konsistenter Weise perspektivische Überlegungen für universitäre Museen als „Spielstätten“ für wissenschaftliche Sammlungen und als Institutionen der Mediation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit abgeleitet werden können, auch Orientierungspunkte, auf die hin die Überlegungen auszurichten sind.

Vier skizzenhafte Überlegungen sollen die Eckpunkte bilden, auf denen die Vision aufbaut.

(1) Zwischen wissenschaftlichen Sammlungen und (universitären) Museen ist zu differenzieren. Der klassische Auftrag wissenschaftlicher Sammlungen beschränkt sich auf das Sammeln, Bewahren, Erforschen und in gewissen Fällen zusätzlich auf den Einsatz von Sammlungsobjekten in der Lehre. Museen allgemein und universitäre Museen im speziellen haben neben diesen genannten Tätigkeiten noch einen mittlerweile umfassenden – Bildungsauftrag: Sie sollen das Kulturgut „Wissen“ und die Kulturtechnik „Wissenschaft“ einer interessierten Öffentlichkeit nicht nur erschließen und präsentieren, sondern die Öffentlichkeit durch aktuelle Wechsellausstellungen und besondere Formen der Ausstellungstätigkeit direkt ansprechen. Universitäre Museen müssen sich deshalb in vielfältiger Weise darum bemühen, kontextuelle Rahmenbedingungen aufzunehmen und die Vielfalt der Interessen potentieller Besucher wecken und befriedigen.

Die jeweiligen Aufgabenbereiche von wissenschaftlichen Sammlungen und universitären Museen unterscheiden sich zwar geringfügig, lassen sich aber hinsichtlich wissenschaftskommunikativer Zwecke verknüpfen. Auf welche Weise kann dies geschehen?

(2) Wissenschaftliche Sammlungen sind hinsichtlich ihres Entstehens und ihrer Verwendung traditionellerweise eng an Universitäten gebunden (BALSIGER 2007, 37f.). Ist diese kontextuelle Anbindung auch für (universitäre) Museen notwendig, oder sind andere kontextuelle Anbindungen denkbar, die einer Vermittlung des Kulturgutes „Wissen“ und der Kulturtechnik „Wissenschaft“ in die Öffentlichkeit nicht entgegenstehen? Diese Frage stellt sich besonders angesichts der politisch intendierten Veränderungen der Institution Universität.

(3) Allein die Funktion eines Vermittlers und damit gesellschaftlichen Legitimators von Wissenschaft reicht als Begründung für die Einrichtung von Museen universitärer Sammlungen nicht aus. Welchen weitergehenden, abstrakten wie konkreten Zielen und Zwecken können solche Museen überhaupt dienen? Und: Inwiefern sind solche Ziele und Zwecke allein wissenschafts-induziert oder vielleicht eher aktuellen gesellschaftlichen Interessen geschuldet?

(4) Museen für universitäre Sammlungen sind nur sinnvoll, wenn das, was sie anbieten können, auch jemanden interessiert. Es ist also zu prüfen, ob ein Zielpublikum vorhanden ist, wie dieses mögliche Zielpublikum aussieht und welche Erwartungen einem solchen etwaigen Zielpublikum zugeschrieben werden können.

2 Differenzierung zwischen wissenschaftlichen Sammlungen und universitären Museen

2.1 Wissenschaftliche Sammlungen

Auf der Homepage des Projektes „Datenbank Universitätsmuseen und -sammlungen in Deutschland“ des Hermann von Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik an der Humboldt-Universität zu Berlin findet sich die folgende Bestimmung, was als „wissenschaftliche Sammlung“ zu verstehen ist: Es handelt sich um eine „Gesamtheit von Objekten, die einen kulturellen und/oder wissenschaftlichen Wert

aufweist und nach bestimmten thematischen Schwerpunkten zusammengestellt ist.“¹ Und in einem Nachsatz wird auf eine wichtige Eigenschaft der Universitätssammlungen hingewiesen: „Universitätssammlungen sind nicht immer (öffentlich) zugänglich.“

Eine vertiefende Betrachtung dieser Bestimmung legt es nahe, Sammlungen mit Objekten von kulturellem und/oder wissenschaftlichem Wert (kurz: wissenschaftliche Sammlungen) von anderen Sammlungen, die Objekte mit repräsentativem Wert sammeln, zu unterscheiden. Diese Differenzierung erklärt den Nachsatz in der ICOM-Bestimmung, wonach Universitätssammlungen nicht immer öffentlich zugänglich sind. Der wissenschaftliche Charakter von wissenschaftlichen Sammlungen bestimmt sich eben durch den Verzicht auf Repräsentation, womit die Notwendigkeit entfällt, sich der Öffentlichkeit zu zeigen. Zudem dienen wissenschaftliche Sammlungen in den meisten Fällen Forschungszwecken, das heißt, eine wissenschaftliche Sammlung ist als Ganzes oder mit Teilen daraus in Aktivitäten der Erkenntnisgenese eingebunden.

Hinsichtlich des Gesichtspunktes der Repräsentation von wissenschaftlichen Sammlungen ist noch eine Einschränkung festzuhalten: In geistes- und kulturwissenschaftlichen Sammlungen können repräsentativer Charakter und Forschungscharakter zusammenfallen. Dieser Fall liegt dann vor, wenn eine Sammlung zu einem bestimmten Themenbereich die einzigen, diesen bestimmten Themenbereich abdeckenden Objekte enthält. Zu denken ist beispielsweise an den Fall einer Sammlung, die die Geschichte eines Ortes für einen bestimmten Zeitabschnitt dokumentiert, das heißt, als einzige Sammlung genau diejenigen Objekte (Archivalien) enthält, in denen die Geschichte des betreffenden Ortes festgehalten ist. Einer solchen Sammlung von Unikaten kann auch ein repräsentativer Charakter zugesprochen werden. Im Unterschied dazu ist es in naturwissenschaftlichen und teilweise auch technikwissenschaftlichen Sammlungen nun so, dass die Qualität der Sammlung durch eine möglichst hohe Anzahl von Objekten desselben Typus bestimmt ist. So ist eine Sammlung einer bestimmten Art von Schmetterlingen erst dann von wissenschaftlich hohem Wert, wenn eine möglichst hohe Zahl von Objekten derselben Art vorhanden ist. Erst die hohe Anzahl einzelner Objekte macht die Varietäten dieser Art sichtbar und damit eine wissenschaftliche Aussage möglich.

In beiden geschilderten Fällen ist es so, dass die Quantität der vorhandenen und vollständig erfassten Objekte die Qualität der wissenschaftlichen Sammlung ausmacht.² Während im Falle der geistes- bzw. kulturwissenschaftlichen Sammlung die Vollständigkeit aller einmal geschaffenen Objekte die Qualität der Sammlung ausmacht, ist es im zweiten Fall so, dass die Qualität durch die möglichst hohe Anzahl von Sammlungsobjekten, also die möglichst hohe Quantität, bestimmt ist.

2.2 Universitäre Museen

Das *International Council of Museums* (ICOM), der *Internationale Museumsrat*, definiert in seinen 2007 überarbeiteten Statuten in seinem dritten Artikel Museen wie folgt:

„Gemeinnützige, ständige, der Öffentlichkeit zugängliche Einrichtung im Dienst der Gesellschaft und ihrer Entwicklung, die zu Studien-, Bildungs- und Unterhaltungszwecken materielle Zeugnisse von Menschen und ihrer Umwelt beschafft, bewahrt, erforscht, bekanntmacht und ausstellt.“³

Diese, ursprünglich in den 1970er Jahren formulierte Bestimmung der Funktion von Museen macht den Unterschied zu den wissenschaftlichen Sammlungen deutlich: Die Einrichtung eines

¹ <http://publicus.culture.hu-berlin.de/sammlungen/index/formen/Museum> (08.09.2010).

² Ulfert Tschirner (TSCHIRNER 2010, 97f.) verweist auf die Bedeutung der vollständigen Erfassung von Sammlungsobjekten für museale Zwecke. Das Fehlen von Provenienz-Nachweisen und Nachweisen der ehemaligen Objektverwendung führt aus epistemischer Sicht zur Wertlosigkeit von Sammlungsobjekten, da erst durch die vollständige Objekteinordnung eine weitergehende Reflektion und damit ein Erkenntnisgewinn möglich ist.

³ <http://www.icom.museum/who-we-are/the-organisation/icom-statutes/3-definition-of-terms.html#sommairecontent> (08.09.2010).

(universitären) Museums ist der Öffentlichkeit grundsätzlich und auf Dauer zugänglich; hinsichtlich der Zwecke einer solchen Einrichtung ist der bildende und der unterhaltende Zweck gegenüber einer wissenschaftlichen Sammlung prioritär.

Es gilt an dieser Stelle, die beiden in der ICOM-Bestimmung genannten Tätigkeitsbereiche eines universitären Museums – „bekannt machen und ausstellen“ – noch genauer zu beleuchten: Beide Tätigkeiten sind keine genuinen Aufgaben der Universitäten. Zwar ist die Tätigkeit des „Bekanntmachens“ durchaus eine wissenschaftliche, jedoch ist diese primär gegenüber dem jeweiligen Fachpublikum und nicht gegenüber der allgemein interessierten Öffentlichkeit zu erbringen. An die Stelle von fachlich-methodologischen Kriterien der Bekanntmachung (eingeführte Fachterminologien, fachlich anerkannte Methoden der Ergebnis- und Erkenntnisgenerierung sowie fachlich adäquate Formen der Ergebnispräsentation etc.) haben museumspädagogische und -didaktische Kriterien zu treten (DECH 2003, 20f.), ohne dass dabei jedoch der wissenschaftliche Charakter verloren geht. Zudem scheinen sich seit den 1990er Jahren vermehrt auch ästhetische Kriterien (Museumsarchitektur, vgl. MAIER-SOLGK 2008) sowie auch Kriterien aus dem Bereich der Werbe- und Marketingindustrie hinzuzugesellen.⁴ Letztere sind Ausdruck der veränderten Beziehung zum Publikum, das in einem Museum nicht mehr nur hinsichtlich seines eigenen, selbstständig sich herausbildenden und spezifischen Interesses passiv bedient, sondern das „besucherorientiert“ in Formen von „Edutainment“ und als „Erlebniswelt“ direkt und aktiv zum Museumsbesuch eingeladen werden soll (SCHREIDER 2004, 65).

Was das „Ausstellen“ als die zweite der beiden in der ICOM-Bestimmung genannten Tätigkeiten betrifft, so müssen die Universitäten uneingeschränkt als „Greenhorns“ bezeichnet werden. Diese Qualifizierung erfolgt keineswegs in pejorativem Sinne, vielmehr ist es in der gesamten Geschichte der Universitäten zu keinem Zeitpunkt jemals Aufgabe der Universitäten gewesen, den wissenschaftlich erzielten Erkenntnissen anders als in verbaler Form Ausdruck zu geben. In diesem Punkt gilt es also für universitäre Museen, entweder schnellstmöglich eigenes, wissenschaftlich basiertes Know-how aus eigenen, bereits vorhandenen Wissensressourcen zu generieren oder sich dieses außerhalb des universitären Raumes zu beschaffen.

2.3 Wissenschaftskommunikation

In ihrem Beitrag „Kommunikation neu denken. Zur Repositionierung der Universität in einer Wissensgesellschaft“ benennt Ulrike Felt (FELT 2008, 36ff.) drei Funktionen der Wissenschaftskommunikation: (a) Wissenschaftskommunikation als Verhandlungsraum des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft, (b) Selbst-Bewusstmachung derjenigen Klientel, an die sich wissenschaftliche Erkenntnisse richtet, wobei für Felt gerade die Studierenden in diesem Zusammenhang als „Abnehmer“ von Wissenschaftskommunikation wieder vermehrt in den Blick zu nehmen sind, da „eine steigende Zahl an Absolventinnen und Absolventen die Universität nach drei Jahren Studium verlassen, ohne diese als Stätte der vielfältigen Forschung wirklich zu kennen“ (FELT 2008, 39), und (c) Wissenschaftskommunikation als „Raum für kollektive Denkeperimente“ (ebd.).

Fast scheint es so, als ob Felt in ihrem Beitrag ein Plädoyer für eine öffentlichkeitswirksame Reaktivierung wissenschaftlicher Sammlungen im Rahmen von universitären Museen gehalten habe; zumindest hat sie eine Programmatik formuliert, die durch die Zusammenführung von wissenschaftlichen Sammlungen und universitären Museen in idealer Weise eingelöst werden kann.

⁴ Es ist interessant zu beobachten, dass Museen zunehmend neben den eigenen, fachlich versierten Wissenschaftlern spezialisierte Büros oder künstlerisch tätige Einzelpersonen einladen, Ausstellungen oder Ausstellungsteile szenographisch zu gestalten. So hat beispielsweise das Naturhistorische Museum der Burggemeinde Bern seine 2008 eröffnete Dauerausstellung „c'est la vie. Geschichten aus Leben und Tod“ konzeptionell und gestalterisch vom Büro „fischteich aarau“, einem für szenographische Einrichtungen spezialisierten Büro, mitgestalten lassen.

Universitäre Museen sind ideale „Spielfelder“ zur Erfüllung der heute gesellschaftlich geforderten Aufklärung über die Spielarten, Merkmale und Ergebnisse wissenschaftlicher Praxis. Als ihrerseits wissenschaftsgestützte Einrichtungen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft können sie bisher öffentlichkeitsscheuen wissenschaftlichen Sammlungen besondere Formen der (Selbst-) Darstellung und Aktualisierung bieten, ohne die berechtigten Schutzbedürfnisse von wissenschaftlichen Sammlungen zu unterlaufen. Andererseits steigern wissenschaftliche Sammlungen ihren sehr eingeschränkten Wert nur dann, wenn ihre Objekte dem interessierten Betrachter im Museum berichten können, woher sie stammen, welche Aufgabe sie besaßen und welcher historischen Periode und welcher Denkungsart sie als Objekte Ausdruck verleihen.

3 Die Kontextualisierung von universitären Museen für wissenschaftliche Sammlungen

3.1 Zur kontextuellen Einbindung

Wissenschaftliche Sammlungen sind historisch zumeist an Universitäten gebunden gewesen. Sie sind durch gezieltes Sammeln von einschlägigen Objekten und Archivalien durch einzelne Mitglieder bestimmter Fachrichtungen in Universitäten entstanden. Die Fälle von Schenkungen an oder Ankäufen ganzer Sammlungen durch Universitäten unterstreicht die feste Bindung von solchen Sammlungen an die Institution der Universität (WITTERN-STERZEL 2007, 11). In den klassischen Tätigkeitsbereichen der Universitäten – der Forschung und der Lehre – konnten Sammlungen einen Verwendungszweck haben.

Die Sammlungstätigkeit beabsichtigt primär, eine in systematischer Hinsicht möglichst vollständige Übersicht über die wissenschaftlichen Problemlagen der sammelnden Wissenschaftsdisziplinen zu bieten. Funktional bedienen diese Sammlungen dieselben – seit dem 17. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung gewinnenden – Ideen der Wissensvermittlung und der Ordnungsherstellung, wie dies die Enzyklopädien als Bücher tun (SCHNEIDER 2006, 16f.). Dort, wo sich in solchen wissenschaftlichen Sammlungen auch ausgefallene und singuläre Epistemologica (RHEINBERGER 2005) finden, lässt sich für einige Fälle belegen, dass deren Funktion neben den epistemischen Interessen von Forschung und Lehre auch repräsentativen Zwecken diene. Mit solchen außerordentlichen Einzelstücken konnte eine Universität als Institution ihre gesellschaftliche Monopolstellung bezüglich des Kulturgutes „Wissen“ dokumentieren und damit auch festigen. Gemeinsam ist den Gegenständen, sowohl enzyklopädisch-epistemischer wie repräsentativer Sammlungsintention, der Umstand, dass sie zur Schaffung einer empirischen Grundlage beitrugen und damit eine Theorienbildung wissenschaftlicher Disziplinen ermöglichten, auf der wissenschaftliche Disziplinen ihre wissenschaftliche Tätigkeit in der Frühen Neuzeit überhaupt erst entfalten konnten.

Angesichts dieser engen historischen Verbindung und der Exklusivität des Verwendungszwecks universitärer Sammlungen im Rahmen der Universitäten als Institutionen der Forschung und akademischen Ausbildung scheint die eingangs gestellte Frage, ob diese starke kontextuelle Bindung wissenschaftlicher Sammlungen an die Universitäten erhalten bleiben soll oder gar erhalten werden muss, dahingehend beantwortbar zu sein, dass wissenschaftliche Sammlungen unter gewissen veränderten – inneren wie äußeren – Rahmenbedingungen tatsächlich nur im Kontext der Universitäten sinnvoll sind. Sie können künftig vielleicht als historische Dokumentationen dafür dienen, wie nach 1820 an deutschen Universitäten das Humboldt'sche Ideal der Verknüpfung von Forschung und Lehre aufgefasst wurde.

3.2 Kontextuelle Veränderungen

Die vorgängig gestellte Frage, „ob kontextuelle Veränderungen denkbar sind, die den Gesichtspunkt der Vermittlung des Kulturgutes 'Wissen' und der Kulturtechnik 'Wissenschaft' nicht unterminieren“,

lässt sich positiv beantworten. Allerdings ist dann ein Wandel der Bedeutung einzelner wissenschaftlicher Sammlungen nicht ausgeschlossen.

Die Entwicklung der Universitäten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entspricht einem Industrialisierungsprozess. Zahlreiche in der Wissenschaftsforschung untersuchte Faktoren wie „Personalwachstum“, „Finanzen“, aber auch „Produkte“ belegen diese Entwicklung (DE SOLLA PRICE 1963; BEN-DAVIDS & ZLOCZOWER 1972; GALISON & HEVLY 1992). Die nach außen augenfälligste Veränderung in diesem Zusammenhang stellt die massiv gewachsene Zahl von Studierenden dar. Die Massenuniversität hat auch die Vermittlungsformen im Rahmen der Lehre stark verändert – in materieller wie in ideeller Hinsicht (BEIG 2000). Eine der Konsequenzen besteht in der Marginalisierung der wissenschaftlichen Sammlungen. Zusätzlich erfahren die wissenschaftlichen Sammlungen an den Universitäten einen Bedeutungsverlust durch die Tatsache, dass das Bild, in unterschiedlichsten Manifestationen, als Anschauungsobjekt den dreidimensionalen Gegenstand ablöst. Animationen und Simulationen sind in vielfacher Hinsicht einfacher und erkenntnisfördernder einzusetzen als Epistemologica. Hier ist es weniger der institutionell-universitäre Kontext, der sich verändert, als vielmehr der technisch-produzierende Kontext. Neben den ökonomischen sind es auch Gründe der Kommodität, die den allgemeinen kontextuellen Wandel für die wissenschaftlichen Sammlungen vorantreiben.

Hinsichtlich der Forschung sind weitere erhebliche Veränderungen des universitären Kontextes für wissenschaftliche Sammlungen zu konstatieren. Der Forschungsfokus ist heute vor allem auf strukturelle, seltener auf genealogische Aspekte gerichtet. Während die Sammlungen in ihrem Charakter meistens diachron aufgebaut sind, ist die heutige Forschungspraxis auf Synchronizität ausgerichtet. Methodisch liegt das Gewicht auf der systematisch-analytischen Vertiefung eines Problembereichs und weniger auf der Darstellung eines Entwicklungsgangs. Diese wachsende Spezialisierung innerhalb der Disziplinen lässt die Verwendung von wissenschaftlichen Sammlungen deshalb heute obsolet werden.

3.3 Künftige Formen von Universitäten als neuer Kontext wissenschaftlicher Vermittlung

Alle diese kontextuellen Veränderungen, denen Universitäten unterworfen sind, werfen die Frage auf, ob die heutigen Universitäten für die Vermittlung des Kulturgutes „Wissen“ und der Kulturtechnik „Wissenschaft“, wie sie sich in wissenschaftlichen Sammlungen gespeichert finden, überhaupt noch der geeignete Ort sind. Angesichts der neuen Ausrichtung der Studiengänge – und zwar ausschließlich als Räume der Vermittlung von Verfügungswissen mit damit einhergehendem Verzicht auf die Einrichtung von Reflexionsräumen – scheint die Vermittlung von kulturellen Werten künftig gar nicht mehr gewollt.

Auch in Bezug auf die ihnen ursprünglich genuin eigene Forschungsaufgabe sind die Universitäten unter Druck geraten: Für die Spitzenforschung in Deutschland werden die Einrichtungen der sogenannten „Blauen Liste“ gegenüber den ländereigenen Universitäten insofern bevorzugt, als sie sich hauptsächlich auf die Forschung konzentrieren können. Dabei ist dieser Rückbau des Anteils an Forschung in ländereigenen Universitäten nicht nur eine Frage der zur Verfügung stehenden Finanz-, sondern mittlerweile mindestens ebenso der Zeitmittel. Der ehemals nach dem Humboldt'schen Ideal einer Verknüpfung von Forschung und Lehre ausbildende Hochschullehrer ist heute gezwungen, einen Großteil seiner ehemaligen Forschungszeit für die Abfertigung der Massen von Studierenden und den damit einhergehenden bürokratischen Anforderungen solch streng organisierter Lehre aufzuwenden.

Die Bedeutung dieser Erosion des Humboldt'schen Bildungsideals ist für die wissenschaftlichen Sammlungen der Universitäten existentiell: Sie bedürfen nichts weniger als einer neuen Begründung

ihrer Existenzberechtigung. Haben wissenschaftliche Sammlungen diese Begründung bisher aus ihrer Funktion in der spezifischen, universitären Lehre für Studierende und der ausschließlich an Universitäten angesiedelten fachwissenschaftlichen Forschung bezogen, so haben sie nun die große Chance, ihre Existenz künftig mit ihrer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe zu begründen. Sie werden als Instrumente der Kommunikation dazu beitragen, den Kulturwert „Wissen“ und die Kulturtechnik „Wissenschaft“ im Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft öffentlich neu zu verhandeln. Dazu bedürfen die wissenschaftlichen Sammlungen aber – heute noch vermehrt als früher – eines institutionellen Ortes, an dem sie ihr Vermittlungspotential entfalten können und damit die Möglichkeit haben, mit der Gesellschaft als Dialogpartner in Beziehung zu treten. Die Bereitstellung solcher Orte ist Aufgabe der an der eigenen, öffentlichkeitswirksamen Profilierung interessierten Universitäten.

4 Ziele und Zwecke von universitären Museen für wissenschaftliche Sammlungen

Die Bereitstellung von solchen institutionellen Orten, wie sie für die Erfüllung der wissenschaftskommunikativen Aufgabe wissenschaftlicher Sammlungen erforderlich sind, ist für die Universitäten kein unbekanntes Gebiet. Universitäten verfügen mit ihren Bibliotheken über eigene Gebäude und eine eigene Infrastruktur. Wissenschaftliche Sammlungen sind zwar genauso Speicher wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Fertigkeiten und damit von Kulturgütern wie die Universitätsbibliotheken: Für die wissenschaftlichen Sammlungen ist es jedoch eher die Ausnahme als die Regel, überhaupt über eine Infrastruktur zu verfügen.

Auf der Suche nach den Gründen für dieses Missverhältnis stehen zwei Thesen im Raum: (a) Es ist vielen wissenschaftlichen Sammlungen nicht oder nur ungenügend gelungen, ihre Ziele und Zwecke den allgemeinen Entwicklungsprozessen der Wissenschaft der vergangenen 40–50 Jahre anzupassen; (b) die wissenschaftlichen Sammlungen bedürfen dringend einer Säkularisierung!

Die Bibliotheken haben sich in ihren Zielen und Zwecken nicht nur der wissenschaftlichen, sondern ebenso der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts angepasst. Das Buch wurde zu einer austauschbaren und schnell ersetzbaren „Wissens-Ware“, das Format des Taschenbuches ist gewissermaßen das Paradigma dieser Entwicklungsperiode. Im Rahmen der Wissenschaften hat die bereits skizzierte Industrialisierung der Wissenschaften das Buch als Tausch-Ware bestimmt. Über das Buch als Träger ließ sich der Austausch des Wissens zwischen Wissensproduzenten und Wissenskonsumenten in einer zeitgemäßen, zeitlich wie räumlich unabhängigen und anonymisierten Form vollziehen. Die Ware „Buch“ bediente die zunehmende Ökonomisierung des gesellschaftlichen Lebens in beinahe idealer Weise.

Gegen eine solche Ökonomisierung haben sich die wissenschaftlichen Sammlungen bisher gewehrt. Das ehrt diese zwar in ihrer aristokratischen Haltung, hilft ihnen aber nicht zu überleben. Weder die Universitäten als Träger noch die Verantwortlichen von einzelnen Sammlungen haben bisher für die wissenschaftlichen Sammlungen eine Notwendigkeit darin gesehen, die Sammlungen als Ganzes oder einzelne ihrer Bestandteile als Ware zu bestimmen und als solche auch zu bewerten. Es kann die starke Vermutung geäußert werden, dass keiner deutschen Universität der buchhalterische Wert ihrer wissenschaftlichen Sammlungen bekannt ist. Deshalb wurden für die Bibliotheken, deren Kostenvoranschläge im jährlichen Gesamtbudget der Universität auftauchen und deren Wert also sehr genau bekannt ist, Infrastrukturen aufgebaut, für die wissenschaftlichen Sammlungen dagegen nicht. Die Bestimmung eines buchhalterischen Wertes wissenschaftlicher Sammlungen muss aber künftig ein Ziel für die wissenschaftlichen Sammlungen sein, wollen diese überleben. Erst der buchhalterische Ausweis der materiellen Wertigkeit wissenschaftlicher Sammlungen wird die Universitätsleitungen zwingen, mit dem Aufbau spezifischer Infrastruktur für die wissenschaftlichen Sammlungen zu beginnen.

Die These einer notwendigen Säkularisierung der wissenschaftlichen Sammlungen erfordert nochmals einen Blick auf die Bibliotheken. Besonders öffentliche Bibliotheken sind heute mancherorts Stätten der Muße. In ihnen ist geistiger Austausch, kulturelle Aktivität, aber auch Rückzug möglich. Bibliotheksfoyers, ja ganze Bibliothekssäle werden heute für Autorenlesungen dem Publikum geöffnet. Die Bibliotheken verfügen heute oft über angeschlossene Gastronomiebetriebe und ermöglichen so ihren Nutzerinnen und Nutzern, den Besuch einer Bibliothek zu einem ganzheitlichen Sinneserlebnis werden zu lassen. Bibliotheken haben sich den Erfordernissen des heutigen gesellschaftlichen Lebens angepasst. Und die Sammlungen? Sie regen bestenfalls zur kontemplativen Versenkung an.

Wenn wir aber erkennen, dass wissenschaftliche Sammlungen einen Warencharakter und damit einen konkreten, merkantilen Wert besitzen, und wenn wir erkennen, dass das Ziel für die wissenschaftlichen Sammlungen die Teilnahme am allgemeinen Warentausch sein muss, wenn wir erkennen, dass die Sammlungen ins gesellschaftliche Leben und nicht in das (hoffentlich) luft- und wasserdichte Kellergeschoss der Instituts- und Seminargebäude gehören – ja, dann können wir den wissenschaftlichen Sammlungen auch eine zeitgemäße Zweckbestimmung zuweisen: Ihr Zweck besteht ganz wesentlich in ihrem wissenschaftskommunikativen Einsatz, in einem Beitrag zum Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft um die Erkenntnismöglichkeiten und -fähigkeiten des Menschen.

Hingegen kann Säkularisierung wissenschaftlicher Sammlungen nicht bedeuten, die wissenschaftlichen Sammlungen einfach großen Publikumsströmen zu öffnen, das Publikum durch ungeeignete Räumlichkeiten hindurch zu pressen und schlussendlich wegen des Publikums die Sammlungsobjekte zu gefährden. Am Ende dieses Prozesses der Säkularisierung wissenschaftlicher Sammlungen sollte nach deren Werterfassung im Interesse der Werterhaltung eine für die wissenschaftskommunikative Verwendung wissenschaftlicher Sammlungen geeignete Infrastruktur bereitstehen.

Wenn oben dafür argumentiert wurde, dass wissenschaftliche Sammlungen zur bestmöglichen Nutzung im Rahmen wissenschaftskommunikativer Aufgaben auf den universitären Kontext angewiesen sind und die Universitäten dem Interesse der Gesellschaft am Dialog mit den Wissenschaften sich auch künftig stellen wollen, dann werden die Universitäten über konkrete Orte und Formen dieses Dialoges nachdenken müssen. Eine Möglichkeit dazu ist die Schaffung eigenständiger, universitärer Museen, in denen sich die Wissenschaften der Gesellschaft nicht nur als Wissensproduzenten vorstellen, sondern eine sinnliche Erfahrung der Kulturtechnik "Wissenschaft" möglich ist und die nicht zuletzt von den Universitätsleitungen als Marketinginstrument im globalen Wettbewerb um die besten Studierenden eingesetzt werden können.

5 Zielpublika, Erwartungen und Besucherorientierung

5.1 Haben universitäre Museen ein Zielpublikum?

Zahlreiche Erfolgsmeldungen der vergangenen Jahre über Wissenschaftsausstellungen belegen, dass universitäre Museen das Publikum anziehen. Als Beispiele können die Einstein-Ausstellung von 2005/2006 im Historischen Museum Bern⁵ sowie die zweijährlich stattfindende „Lange Nacht der Wissenschaften“ der Universität Erlangen-Nürnberg dienen.⁶ Die in solchen Veranstaltungen erzielten Besucherzahlen sind nicht die Regel, doch sind sie ein genereller Beleg dafür, dass ein Zielpublikum für wissenschaftliche Themen vorhanden ist.⁷ Dass sich das Publikum dabei aus ganzen Familien zusammensetzt und von der Alterszusammensetzung her durchschnittlich eher zwischen 20 und 50

⁵ http://www.bhm.ch/de/ausstellungen_sonder_01a.cfm (03.10.2010).

⁶ <http://www.nacht-der-wissenschaften.de/2009> (03.10.2010).

⁷ Die Einstein-Ausstellung im Historischen Museum Bern zählte während ihrer Laufzeit von 16 Monaten 350.000 Besucher, die „Lange Nacht der Wissenschaften“ in der Metropolregion Nürnberg verzeichnet regelmäßig mehr als 20.000 Gäste.

anzusiedeln ist und nicht zwischen 50 und 70,⁸ zeigt, dass sich der gesellschaftlich aktive Teil der Bevölkerung dafür interessiert, was in den Wissenschaften heute geleistet wird. Aber: Dieser Teil der Bevölkerung lässt sich offenbar dann bewegen, wenn ihm ein Ereignis versprochen wird – im Fall der „Langen Nacht der Wissenschaft“ zudem noch ein nächtliches!

Die Feststellung eines solchen generellen Publikumsinteresses ist wichtig, denn damit ist für die Universitätsleitungen grundsätzlich nachgewiesen, dass durchaus auch „Science sells“, also ein allgemeines Interesse an wissenschaftlicher Entwicklung und wissenschaftlichen Arbeitsweisen in weiten Kreisen der Bevölkerung vorhanden ist.

Universitäre Museen, denen die universitätseigenen wissenschaftlichen Sammlungen als Ressourcen für Ausstellungen dienen, können zudem neben einem allgemeinen Publikum auch mit Studierenden als einem Publikum mit spezifischen Interessen rechnen (FELT 2008, 39). Wie beim allgemein interessierten Publikum, das entweder aus eigenem Antrieb oder durch ein von außen induziertes Interesse⁹ Ausstellungen mit wissenschaftlichen Inhalten besucht, so gilt es auch beim studentischen Publikum zwischen verschiedenartigen Besucherinteressen zu unterscheiden. Zum einen ist mit Studierenden zu rechnen, die ein Interesse an einer visuellen und/oder haptischen Verdeutlichung von Epistemologica haben, die in ihrem Studiengang entweder in systematischer oder in historischer Hinsicht eine gewisse Rolle spielen.¹⁰ Zum anderen ist mit noch aktiven oder bereits ehemaligen Studierenden zu rechnen, die mit einem fachübergreifenden Interesse oder einer fachübergeordneten Problem- oder Fragestellung an das universitäre Museum mit seinen wissenschaftlichen Sammlungen herantreten, welche im besuchten Studiengang wegen der hohen Stoffdichte und der immer kleinteiliger werdenden Stoffinhalte nicht bedient werden kann. Diese suchen nach einem orientierenden Zusammenhang der eigenen Fachdisziplin im Kosmos der Wissenschaften und versuchen damit den gesellschaftlichen Stellenwert des eigenen Studienfaches zu erkennen.

5.2 Museumsprofil als Besuchermagnet

Das ausgewiesene Interesse einer allgemeinen wie der studentischen Öffentlichkeit an wissenschaftlichen Themen reicht jedoch allein noch nicht aus, um ein universitäres Museum in befriedigender Weise betreiben zu können. Dieses Interesse muss auch geweckt und letztendlich zufriedengestellt werden. Dazu sind grundsätzlich eine gute Qualität der Dauerausstellung und eine aktuelle Thematik für Sonderausstellungen erforderlich. Damit können sich die universitären Museen genauso wie alle anderen Museen auch in der Presse Beachtung verschaffen – und zwar eben nicht nur in den Wissenschaftsspalten, sondern auch in den Feuilletons. Sicherlich ist kurzfristig das Wecken des Publikumsinteresses auch durch den Einsatz von Marketinginstrumenten möglich; um aber ein Publikum längerfristig an ein bestimmtes universitäres Museum zu binden, bedarf es eines spezifischen Profils, das die interessierte Öffentlichkeit ein bestimmtes Thema mit einem bestimmten Universitätsmuseum verbinden lässt.

Ein deutlich gezeichnetes Profil etabliert im öffentlichen Bewusstsein die Institution als die für ein bestimmtes Thema kompetenteste Einrichtung. Das Phyletische Museum in Jena ist „weltweit [...] das einzige ‘Museum für Entwicklungslehre’, wie es sein Begründer Ernst Haeckel nannte“ (FISCHER, BREHM & HOßFELD 2008, 1). Für das Literaturmuseum der Moderne in Marbach gibt „es weltweit kein Vorbild“ (GFREREIS & RAULFF 2008, 9). Solche Voraussetzungen ziehen dementsprechend auch das interessierte Publikum aus der ganzen Welt an (GRAF 2003, 74). Die Besucherorientierung der beiden

⁸ http://www.nacht-der-wissenschaften.de/2009/NdW09_Dokumentation.pdf (S. 17) (03.10.2010).

⁹ Spielen in einem Kinofilm zum Beispiel Dinosaurier oder Mumien eine zentrale Rolle, so kann ein universitäres Museum damit rechnen, dass seine einschlägigen Ausstellungsteile oder eigens eingerichtete Sonderausstellungen einen Anstieg der Besucherzahlen zu verzeichnen haben werden.

¹⁰ Bspw. können sich Studierende der Medizin anhand der ausgestellten Gerätschaften über die technologische wie die inhaltliche Entwicklung der Geburtshilfe in den vergangenen hundert Jahren kundig machen wollen.

genannten Museen ist weitgehend nur deshalb möglich, weil die Ausdifferenzierung ihres Profils auf den eigenen jeweiligen Stärken gründet. Eigenständige und einzigartige Profile verschaffen ihren Trägern in der Konkurrenz zu allen anderen, auch den nicht-universitären Museen, Vorteile: Wer sich Auskünfte über die „Entwicklungslehre“ oder die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts besorgen will, der wird sich direkt an das Phyletische Museum beziehungsweise an das Literaturmuseum der Moderne wenden und nicht zuerst – mit möglicherweise wenig ergiebigen Ergebnissen – naturkundliche Museen oder einzelne Archive nach den gesuchten Informationen absuchen.

In beiden Fällen – dem Phyletischen Museum in Jena wie dem Literaturmuseum der Moderne in Marbach – geschieht die Profilbildung durch die inhaltliche Thematik, die durch eine oder mehrere vorhandene wissenschaftliche Sammlungen bestimmt ist. Dieser Typus der Profilbildung ist für die meisten universitären beziehungsweise wissenschaftlichen Museen üblich.

Neben der inhaltlichen Thematik als profilbildendem Impuls bieten sich universitären Museen noch weitere Möglichkeiten der Profilbildung oder -schärfung. So haben in den letzten Jahren besonders Kunstmuseen ihre Profilbildung über besonders auffällige architektonische Maßnahmen betrieben (MAIER-SOLGK 2008). Auch das Literaturmuseum der Moderne in Marbach hat diesen Weg beschritten. Die Schillergesellschaft in Marbach hat als Bauträger das Literaturmuseum vom englischen Architekten David Chipperfield als bewusste Zitierung der Walhalla bei Donaustauf – einem Bau „in Gestalt eines dorischen Tempels“ (OSTERKAMP 2008, 15), der an die „Denkstrukturen der Memorialkultur des 19. Jahrhunderts“ (ebd., 17) erinnert – erstellen lassen. Damit erfolgt nicht nur eine formästhetische Profilbildung, sondern das Gebäude verortet sich als Ort des Austausches von Epistemologica und Öffentlichkeit auch hinsichtlich seiner funktionsästhetischen Aufgabe: Das Museum ist der Ort der Transparenz geschichtlicher Zeugenschaft (ebd., 18).

6 Eine Vision

Für Kustoden von wissenschaftlichen Sammlungen mag der Gedanke abstoßend sein. Diesen Gedanken aber nicht denken, hieße in letzter Konsequenz, das Überleben wissenschaftlicher Sammlungen zu gefährden: Für eine Rettung wissenschaftlicher Sammlungen an den Universitäten und damit deren Erhalt und weitere Möglichkeiten der Verwendung müssen die Verantwortlichen wissenschaftlicher Sammlungen die ökonomischen Forderungen und Herausforderungen annehmen!

Wissenschaftliche Sammlungen besitzen neben intrinsischen auch beachtliche materielle Werte, insbesondere dann, wenn sie schon elektronisch in Form von Datenbanken der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich sind (KLAUS 2006, 3f.). Sie sind Ressourcen, die nicht nur verschiedene Facetten des Kulturgutes „Wissen“ und der Kulturtechnik „Wissenschaft“ zu vermitteln vermögen, sondern auch als Instrumente universitären Marketings eingesetzt werden könnten (DALLMANN 2007). Zudem haben die Universitäten wissenschaftliche Sammlungen bisher selten bewusst als Produktionsmittel genutzt – zum Beispiel im Bereich des Städtetourismus (JOHN, SCHILD & HIEKE 2010). Um jedoch das Kapital und das Potential wissenschaftlicher Sammlungen optimal zu verwalten und zu nutzen, bedarf es einer eigenständigen, in der Öffentlichkeit visuell, haptisch und kognitiv wahrnehmbaren Infrastruktur! Deshalb ist an die Universitätsleitungen und die Kultusministerien der nachdrückliche Wunsch zu richten, dass für die wissenschaftlichen Sammlungen eine eigenständige, universitär zentrale, aber auch zentral gelegene Einrichtung geschaffen wird: das universitäre Wissenschaftsmuseum!

Eine solche zentrale Einrichtung hat im Idealfall nicht nur den verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen sachgerechte Unterkünfte zu bieten, wie dies die Universitätsbibliotheken für die Bücher, die Handschriften- und teilweise Bildersammlungen leisten, sondern auch Flächen für unterschiedlichste Formen von Ausstellungen und Ausbildungs- und Büroräumlichkeiten bereitzustellen.

Neben der wissenschaftskommunikativen Aufgabe der Ausstellungspraxis muss eine der zentralen Aufgaben eines solchen universitären Wissenschaftsmuseums darin bestehen, der Universität eine Forschungs- und Ausbildungsstätte für künftige Wissenschaftskommunikatoren, Museumsnachwuchs und Kulturwissenschaftler zu bieten. Lern- und Forschungsarbeit der Studierenden wird als Ausstellungsarbeit dann öffentlich und dynamisch, das universitäre Museum zu einem „explorativen Ausstellungslaboratorium“ (TE HEESSEN 2008, 98) für die öffentliche Präsentation wissenschaftlicher Sammlungen.

Die begriffliche Wendung des „explorativen Ausstellungslaboratoriums“ verweist neben den eben skizzierten Aufgaben zusätzlich auf eine gewisse inhaltliche Ausrichtung eines solchen möglichen Universitätsmuseums. So zeigt das Adjektiv „explorativ“ an, dass die Konzipierung von Ausstellungen als Forschungsprozess selbst zum Ausstellungsgegenstand gemacht werden kann. Die Öffentlichkeit kann auf diese Weise nicht nur nachvollziehen, sondern im Idealfall unmittelbar miterleben, welche Hindernisse zu überwinden und welche Entscheidungen während eines Forschungsprozesses zu fällen sind und weshalb Wissenschaften Ergebnisse und Erkenntnisse nicht immer in der von der Gesellschaft gewünschten Kurzfristigkeit liefern können. Diesen interaktiven Aspekt gilt es im „explorativen Ausstellungslaboratorium“ des Universitätsmuseums hervorzuheben. Paradigmatisch für diesen Ausstellungstypus stehen in jeweils unterschiedlicher Weise die beiden Säle *stilus* und *nexus* der Dauerausstellung im Literaturmuseum der Moderne in Marbach. Hier wird der Ausstellungsbesucher zu einer nachvollziehenden Teilnahme an der literaturwissenschaftlichen Auslegung unterschiedlicher Texte eingeladen, beziehungsweise zur Vernetzung und Erweiterung eigener Erkenntnisinteressen aufgefordert. Dadurch etabliert sich eine Form interaktiver Auseinandersetzung zwischen wissenschaftlichen Leitfragen und interessierter Öffentlichkeit.

Die Konzeption eines universitären Museums als „exploratives Ausstellungslaboratoriums“ impliziert hinsichtlich der Inhalte, neben den traditionell gepflegten wissenschafts- und kulturhistorischen Aspekten auch wissenschafts- und kulturkritische Momente zu berücksichtigen. Es soll also künftig weniger darum gehen, eine oder mehrere Sammlungen gepflegt in Schaukästen mit erläuternder Beschriftung zu präsentieren. Vielmehr soll es Aufgabe der Universität als Institution und der Studierenden des wissenschaftlichen Ausbildungsgangs „Kultur- und Wissenschaftskommunikation“ werden, sich mit ganzen Sammlungen oder gezielt ausgewählten Einzelstücken aus diesen Sammlungen in unterschiedliche, aktuelle öffentliche Diskurse einzumischen. Die Universitäten werden so zu aktiven Diskursteilnehmern in der Öffentlichkeit und sprechen auf diese Weise potentielle Studierende an, bei denen sie hoffentlich den Eindruck hinterlassen, dass Wissenschaft ein Bereich gesellschaftlicher Dynamik und deshalb von höchster Wichtigkeit ist. In diesen universitären Wissenschafts- und Sammlungsmuseen soll auch ein Ausblick auf eine mögliche Zukunft einer Gesellschaft gezeigt und erfahren werden!

Zusammenfassend bleibt die Aufforderung: Es muss in Zukunft gelingen, den Schritt vom sakralen Raum der bislang statischen, wissenschaftlichen Sammlung zum säkularen Ereignis des musealen *event* zu schaffen!

Literatur

- BALSIGER, P. 2007: Schubladendenken. Zum Verhältnis von Sammeln und Ordnen. In: RUISINGER, M.; ANDRASCHKE, U. (Hrsg.). *Die Sammlungen der Universität Erlangen*. Begleitband zur Ausstellung „Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg“. Nürnberg: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 32–44.
- BEIG, R. 2000. Das Problem der leeren Kassen und Probleme der Wissenschaft. In: HALTMAYER, S.; GABRIEL, W. (Hrsg.). *Abschaffung der freien Universität?* Frankfurt a. M.; Lang.

- BEN-DAVIDS, J.; ZLOCZOWER, A. 1972. The Growth of Institutionalized Science in Germany. In: BARNES, B. (Hrsg.). *Sociology of science. Selected Readings*. Harmondsworth; Middlesex: Penguin Books, 45–59.
- CARBONELL, B. M. (Hrsg.) ⁵2007. *Museums Studies. An Anthology of Contexts*. Malden; Oxford; Carlton: Blackwell Publishing.
- DALLMANN, B. 2007. *Stadtmarketing ist Universitätsmarketing. Vortrag anlässlich der Bundestagung 2007 der Arbeitsgemeinschaft der Hochschulpressestellen*. Freiburg i.Br., [http://kuk-freiburg.de/html/img/pool/Dr_Dallmann_\(18-09-2007\).pdf](http://kuk-freiburg.de/html/img/pool/Dr_Dallmann_(18-09-2007).pdf) (10.10.2010).
- DAWID, E.; SCHLESINGER, R. 2002. *Texte in Museen und Ausstellungen, ein Praxisleitfaden*. Bielefeld: transcript verlag.
- DECH, U. C. 2003. *Sehenlernen im Museum. Ein Konzept zur Wahrnehmung und Präsentation von Exponaten*. Bielefeld: transcript verlag.
- DE SOLLA PRICE, D. J. 1963. *Little Science, big Science*. New York; London: Columbia University Press.
- DRÖGE, K.; HOFFMANN, D. (Hrsg.) 2010. *Museum revisited. Transdisziplinäre Perspektiven auf eine Institution im Wandel*. Bielefeld: transcript verlag.
- FELT, U. 2008. Kommunikation neu denken. Zur Repositionierung der Universität in einer Wissensgesellschaft. In: HERMANNSTÄDTER, A.; SONNABEND, M.; WEBER, C. (Hrsg.). *Wissenschaft kommunizieren. Die Rolle der Universitäten*. Essen: Edition Stifterverband, 36–39. http://www.stifterverband.info/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissenschaft_kommunizieren/wissenschaft_kommunizieren.pdf (10.10.2010)
- FISCHER, M. S.; BREHM, G.; HOßFELD, U. 2008. *Das Phyletische Museum in Jena*. Gera: Druckhaus Gera GmbH.
- FLÜGEL, K. 2005. *Einführung in die Museologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- GALISON, P.; HEVLY, B. (Hrsg.) 1992. *Big Science – The Growth of Large-Scale Research*. Stanford (Cal.): Stanford University Press.
- GFREREIS, H.; RAULFF, U. ²2008. Prolog. In: DEUTSCHES LITERATURARCHIV MARBACH (Hrsg.). *Denkbilder und Schaustücke. Das Literaturmuseum der Moderne*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 8–11.
- GRAF, B. 2003. Ausstellungen als Instrument der Wissensvermittlung? Grundlagen und Bedingungen. *museumskunde* 68, 1: 73–81.
- JOHN, H.; SCHILD, H.-H.; HIEKE, K. (Hrsg.) 2010. *Museen und Tourismus. Wie man Tourismusmarketing wirkungsvoll in die Museumsarbeit integriert. Ein Handbuch*. Bielefeld: transcript verlag.
- KLAUS, G. 2006. Archive der Biodiversität. Bedeutung und Zukunft naturwissenschaftlicher Sammlungen. *Hotspot, Biodiversität: Forschung und Praxis im Dialog. Informationen des Forum Biodiversität Schweiz* 13, April: 3–5.
- MAIER-SOLGK, F. 2008. *Neue Museen in Europa. Kultorte für das 21. Jahrhundert*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- OSTERKAMP, E. ²2008. Die Literatur und das Leben. Das Literaturmuseum der Moderne in Marbach. In: DEUTSCHES LITERATURARCHIV MARBACH (Hrsg.). *Denkbilder und Schaustücke. Das Literaturmuseum der Moderne*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 15–28.
- RHEINBERGER, H.-J. 2005: Epistemologica: Präparate. In: TE HEESSEN, A.; LUTZ, P. (Hrsg.). *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*. Köln; Weimar; Wien: Böhlau Verlag, 65–75.
- RUISINGER, M.; ANDRASCHKE, U. (Hrsg.) 2007. *Die Sammlungen der Universität Erlangen*. Begleitband zur Ausstellung „Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg“. Nürnberg: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

- SCHNEIDER, U. J. 2006. Bücher als Wissensmaschinen. In: DERS. (Hrsg.). *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 9–20.
- SCHREIDER, C. 2004. The Audience-centered Museum. In: COMMANDEUR, B.; DENNERT, D. (Hrsg.). *Event zieht – Inhalt bindet. Besucherorientierung von Museen auf neuen Wegen*. Bielefeld: transcript verlag, 61–69.
- TE HEESEN, A. 2008. Forschung, Lehre, Schau. In: HERMANNSTÄDTER, A.; SONNABEND, M.; WEBER, C. (Hrsg.). *Wissenschaft kommunizieren. Die Rolle der Universitäten*. Essen: Edition Stifterverband, 98–101.
http://www.stifterverband.info/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissenschaft_kommunizieren/wissenschaft_kommunizieren.pdf (10.10.2010)
- TSCHIRNER, U. 2010. Sammlungsarchäologie. Annäherung an eine Ruine der Museumsgeschichte. In: DRÖGE, K.; HOFFMANN, D. (Hrsg.). *Museum revisited. Transdisziplinäre Perspektiven auf eine Institution im Wandel*. Bielefeld: transcript verlag, 97–112.
- WITTERN-STERZEL, R. 2007. Eine folgenreiche Erbschaft. In: RUISINGER, M.; ANDRASCHKE, U. (Hrsg.). *Die Sammlungen der Universität Erlangen*. Begleitband zur Ausstellung „Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg“. Nürnberg: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 11–23.

Kontakt

Prof. Dr. Dr. Philipp Balsiger
Universität Erlangen-Nürnberg
Zentralinstitut für Angewandte Ethik und Wissenschaftskommunikation (ZIEW)
Bismarckstraße 12, 91054 Erlangen
e-mail: philipp.balsiger(at)ziew.uni-erlangen.de

MUT zum „KörperWissen“! Aufgaben und Strategien des Museums der Universität Tübingen

PHILIPP AUMANN & ERNST SEIDL

Abstract

Das im Oktober 2006 gegründete Museum der Universität Tübingen (MUT) macht es sich zur Aufgabe, die universitären Sammlungen organisatorisch miteinander zu verbinden und museologisch zu unterstützen. Die bis zu 530 Jahre alten Forschungs-, Lehr- und Schau-Sammlungen Tübingens zeichnen sich vor allem durch ihr Alter, ihre universelle Vielfalt und vollständige Überlieferung aus. Ziel des MUT als Dachorganisation aller Sammlungen ist dabei weniger die Erstellung einer herkömmlichen Dauerausstellung zur Universitätsgeschichte als vielmehr, in wechselnden Ausstellungen ein Expositionslabor für die Universität bereitzustellen. Dieses Konzept wird anhand des Jahresthemas 2010 („KörperWissen. Erkenntnis zwischen Eros und Ekel“) erläutert.

Einführung

Unter einem Universitätsmuseum stellt man sich die Sammlung von Insignien und Szeptern, Gründungsurkunden und Porträts bedeutender Gelehrter, ihre Präsentation und einen Rundgang durch die Geschichte der Institution vor. Die Idee eines solchen Konzepts ist es, nach innen eine Plattform für das institutionelle Gedächtnis und nach außen ein repräsentatives Forum zu bilden. Ob sie sich realisieren lässt, hängt stark von der Akzeptanz des Publikums, sprich von den Besucher- und Nutzerzahlen ab. Die Initiatorinnen und Initiatoren des Museums der Universität Tübingen (MUT) schreckte die Vorstellung ab, eine Dauerausstellung mit einigen Highlights aus der 530jährigen Geschichte zu entwerfen und diese dann verstauben zu lassen, weil sie nicht mehr weiter bespielt wird. Alternativ, oder vielleicht besser: komplementär zu dieser Idee wollten sie ein Museum schaffen, das die vorhandenen Bestände in den Instituten belässt, diese nur koordinatorisch unterstützt und aus dem reichen Reservoir für Temporärausstellungen schöpft. Dieser Weg soll eine lebendige Ausstellungspraxis etablieren, die das MUT nicht nur organisatorisch, sondern auch inhaltlich zum Dach aller Wissenschaften machen kann. Denn ein Universalitätsgedanke steht einer Universität gut zu Gesicht und ist sicherlich „kein schlechter Gedanke in einer Zeit der fortschreitenden Spezialisierung und zunehmenden Ausdifferenzierung der Wissensproduktion“ (KORFF 2006, 9). Nicht zuletzt sollte



Abb. 1: Diskuswerfer von Myron, Abguss-Sammlung des Instituts für Klassische Archäologie, Museum Schloss Hohentübingen, Foto: Th. Zachmann © MUT 2010

das MUT der Beschleunigung und der damit verbundenen, immer schwieriger werdenden Verständlichkeit und Zugänglichkeit von Wissenschaft entgegenwirken, indem es von Anfang an als Kommunikationsplattform, als Tor zur Öffentlichkeit konzipiert war.

Vier Jahre nach seiner Gründung hat sich das MUT nun im Dreieck von Universitätsleitung, Instituten und Öffentlichkeit etabliert, sodass nach seiner dortigen Stellung, seinen Aufgaben und den Strategien zur tieferen Verwurzelung von Museumsstrukturen an einer Universität gefragt werden kann. Dass diese Tätigkeiten Engagement, Kreativität und Ausdauer erfordern, deutet schon der Titel dieses Beitrags an: Der Kampf um Ressourcen und Aufmerksamkeit in Hochschule und Öffentlichkeit ist tatsächlich ohne ein gutes Stück Mut nicht zu bestehen. Daneben ist „MUT zum KörperWissen“ aber auch zu verstehen im Sinne von: Wie

kommt das MUT zu einem solchen Thema? Und wie fügt sich dieses Thema in das Profil des MUT ein? Die exemplarische Beschreibung des letzten großen Jahresthemas und Ausstellungsprojekts soll das MUT als Ganzes veranschaulichen helfen.



Abb. 2: Commodore PET 2001, 1977: einer der ersten Heimcomputer auf dem Markt (4 KB Speicher), Foto: H. Klaeren © MUT 2010



Abb. 3: Das „Archiv“ des Instituts für Psychologie, Foto: Ph. Aumann © MUT 2010

aufgenommen worden, noch lagern sie unter irgendwelchen konservatorisch befriedigenden Bedingungen. Vielmehr bewahrt der Feinmechaniker des Instituts alles, was er in seiner vierzigjährigen Tätigkeit konstruiert, weiterentwickelt oder gewartet hat, in einem großen Kellerraum auf, der den euphemistischen Titel „Archiv“ trägt (Abb. 3). Wenn dieser Angestellte nun in Ruhestand geht oder spätestens dann, wenn das Institut im nächsten Jahr aus seinem derzeitigen Gebäude auszieht, wird alles, was dort lagert, weggeworfen. Dieses Schicksal steht repräsentativ für den Umgang der Wissenschaften mit ihren Objekten: Sie werden nur geschätzt, solange sie von Nutzen sind, ihre

Ist-Zustand der Sammlungen

Zurzeit zählt die Universität Tübingen je nach Definition etwa 35 Sammlungen; die einen bewahren repräsentative Objekte wie Professorenbildnisse, den Silberschatz oder Szepter auf, die anderen Relikte der historischen Entwicklung, etwa Archivalien. Der größte Teil aber besteht aus Dingen der Forschung und Lehre in den Instituten. Diese wurden nicht aus musealen Gründen erworben, sondern weil sie in der akademischen Praxis eingesetzt wurden. Nach und nach verlieren viele gesammelte Objekte zwar ihren vorrangigen Zweck, werden aber in der Regel bewahrt, weil sie als nicht-mediale Anschauungsobjekte weiterhin von hohem didaktischen Wert für Studierende sind.

Neben der Art der Objekte unterscheiden sich die Institutssammlungen auch nach den Typen des Sammelns. Manche Institute erwerben ihre Objekte systematisch, beispielsweise die Archäologie (Abb. 1), andere, wie das Computermuseum (Abb. 2), bewahren lediglich auf, was eben in der wissenschaftlichen Praxis übrig bleibt. Akteure des Sammelns sind zumeist die Institute, des Weiteren die Universität als Gesamteinstitution und nicht selten auch Individuen.

Zu diesen äußerst heterogenen Sammlungstypen, in denen die Objekte jedenfalls inventarisiert sind und mehr oder weniger zureichend konserviert werden, gesellen sich noch einige „wilde“ Sammlungen, die eher den Eindruck einer Rumpelkammer hinterlassen. Beispielsweise befinden sich im Psychologischen Institut Modelle und Instrumente aus Forschung und Lehre, doch sind diese weder systematisch

grundsätzliche Rolle für den epistemischen Prozess bleibt aber unbeachtet. Eine Kultur der Dinge oder ein historisches Verständnis scheint es in der wissenschaftlichen Praxis nur selten zu geben.

Wie auch immer die Sammlungen geordnet sind, sie weisen auch Gemeinsamkeiten auf. Alle sind nach innen orientiert und haben deswegen nur selten Personal, das sich auf die Kommunikation mit der Öffentlichkeit versteht. Alle verfügen über wenige bis überhaupt keine finanziellen, materiellen und personellen Ressourcen – und unterscheiden sich dadurch kaum von der Situation an anderen Universitäten.¹ Überall ist jedoch enorme fachliche Kompetenz vorzufinden, und zumindest irgend jemand hegt eine tiefe Hingabe zu den aufbewahrten Objekten – ob es sich nun um Kustoden oder auch nur um ehrenamtlich Tätige handelt. Meist sind diese Betreuer und Liebhaber der Sammlungen technische Angestellte oder Bedienstete des Mittelbaus, die der üblichen personellen Fluktuation nicht ausgesetzt sind und sich deshalb der Geschichte und dem materiellen Besitz des Instituts verbunden fühlen. Inoffizielles Sammeln und Bewahren kann sich sogar so weit zur Parallelpraxis entwickeln, dass die Akteure in Konflikt mit der Institutspolitik geraten, wenn die Institution nicht daran interessiert ist.

Die Position des MUT

Als Dachorganisation ist das MUT zunächst eine koordinierende Stelle, die die fachlichen Kompetenzen der Institute organisatorisch und museologisch ergänzt. Insbesondere in Sachen Ausstellungsgestaltung und Öffentlichkeitswirksamkeit ist hier einiges zu tun. Dass viele Institute und die Universität als Zentralorganisation viele, zum Teil gegensätzliche Interessen verfolgen, ist eines der spezifischen Merkmale eines Universitätsmuseums. Das MUT hat sich deshalb inmitten eines hohen Organisations- und Verwaltungsaufwands und harter Verteilungskämpfe um knappe Ressourcen zu bewähren. Erschwerend kommt hinzu, dass das Profil einer Universität auf Forschung und Lehre und nicht auf Sammeln, Bewahren und Ausstellen ausgelegt ist. Zunächst ist es also notwendig, in Wissenschaft und Verwaltung überhaupt erst einmal ein Bewusstsein für die Bedeutung und Möglichkeiten musealer Arbeit zu schaffen.

Zu den inhaltlichen Tätigkeiten des MUT zählt das eigenständige Sammeln, wenn auch in sehr begrenztem Umfang. Weil wissenschaftliche Geräte eine noch geringere Lobby in den Instituten genießen als materielle Wissensträger, hat für sie oft niemand mehr Verwendung, sobald sie in der täglichen Forschung ausgedient haben. Um ihrer wissenschaftshistorischen Bedeutung als unverzichtbare Hilfsmittel des Erkenntnisgewinns gerecht zu werden, lagert das MUT seit einigen Jahren Werkzeuge, Mess- und Beobachtungsinstrumente aus bedeutenden Forschungsarbeiten in einem provisorischen Depot ein. Auf diese Weise ist ein kleiner, aber beachtlicher „Tübinger Fundus Wissenschaftsgeschichte“ entstanden.

Das Hauptaugenmerk liegt aber auf der Realisierung von Ausstellungen. Das MUT präsentiert keine Dauerausstellung, die eine lineare Geschichte der Universität erzählt oder als eine Kunst- und Wunderkammer konzipiert ist. Nach seiner Gründungsakte erarbeitet es in erster Linie Temporärausstellungen, begonnen 2006 mit „Achtunddreißig Dinge. Schätze aus den natur- und kulturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität Tübingen“, die der Kunst- und Wunderkammeridee folgte. Seitdem aber haben die Ausstellungen stets einen monophänomenalen, zugleich quer zu den Disziplinen liegenden Ansatz, unter dem die immer spezialisiertere Wissenschaft aus ungewöhnlichen, übergeordneten Perspektiven betrachtet wird. Diese transdisziplinären Blicke sollen die Heterogenität und die Gemeinsamkeiten wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit einem bestimmten Phänomen verdeutlichen, Vernetzungen des Denkens demonstrieren und zur Überwindung der „zwei Kulturen“ der Geistes- und Naturwissenschaften beitragen. Die „Ungewöhnlichen

¹ Dies zeigt der Überblick bei WEBER 2007.



Abb. 4: Titelseite des Ausstellungskatalogs „Körper-Wissen“, 2009, Graphik: Ch. Dohse © MUT 2010

gegenübergestellt waren: Arnulf Rainers Druckgraphik „Mundzentralisation“ und ein sogenanntes Korrosionspräparat der Arterienversorgung des Kopfes. Zunächst steht dabei ganz simpel ein Körper einem Kopf gegenüber. Die Bildvorlagen sind aber auf verschiedene Weisen miteinander verschränkt: Beide Motive gehen ineinander über, überschneiden sich und sind graphisch verwoben. Zudem wird



Abb. 5: Schädel mit Tumorlöchern, 1905, Osteologische Sammlung, Foto: F. Albrecht/MUT © MUT 2010

Dingarrangements“ der MUT-Ausstellungen generieren neues Wissen und geben „Anlass zu neuen Projektideen“ (TE HEESSEN 2008, 487).

Beispielhaft für diese Grundkonzeption steht die Ausstellung „KörperWissen. Erkenntnis zwischen Eros und Ekel“, die das MUT von November 2009 bis Februar 2010 auf Schloss Hohentübingen zeigte.² Dass der menschliche Körper in den unterschiedlichsten Feldern des Wissens eine zentrale Rolle spielt, prädestiniert ihn geradezu für das MUT. Das Projekt konfrontierte die kulturwissenschaftlichen Fächer und Sammlungen mit der großen Bandbreite der natur-, lebens- und sozialwissenschaftlichen Ansätze, um so die Breite der universitären Perspektiven auf dieses materielle und diskursive Phänomen vorzuführen. Eine dem disziplinären Zusammenhang übergeordnete thematische Konstellation und Fragestellung eröffnete Bedeutungsschichten, die vorher so nicht denk- oder sichtbar waren. Dies verdeutlichte schon das Titelmotiv (Abb. 4), auf dem zwei Bilder aus Sammlungen der Universität

der ausgeschnittene Teil des Kopfes aus Arnulf Rainers Grafik exakt durch die Abbildung des Korrosionspräparates aus der Anatomie ergänzt. Und schließlich erscheint das Bild des Kopfes als Hintergrund für das Wort „Körper“, wie auch vice versa das Bild des Körpers dem Begriff „Wissen“ hinterlegt ist. Auf diese Weise entstehen völlig verschiedene Motive, Mittel und Ebenen der Verschränkung von Körper und Geist – eine zentrale konzeptionelle Überlegung der Ausstellung.

Den Hintergrund für die Ausstellung bildete die Sammlung von Abgüssen berühmter Skulpturen der klassischen Antike, die im Rittersaal des Schlosses Hohentübingen ausgestellt sind. Dass sich die nicht immer schönen und manchmal auch abstoßenden Exponate, beispielsweise eine in Formalin schwimmende weibliche

² Der Katalog ist erschienen als: SEIDL & AUMANN 2009.

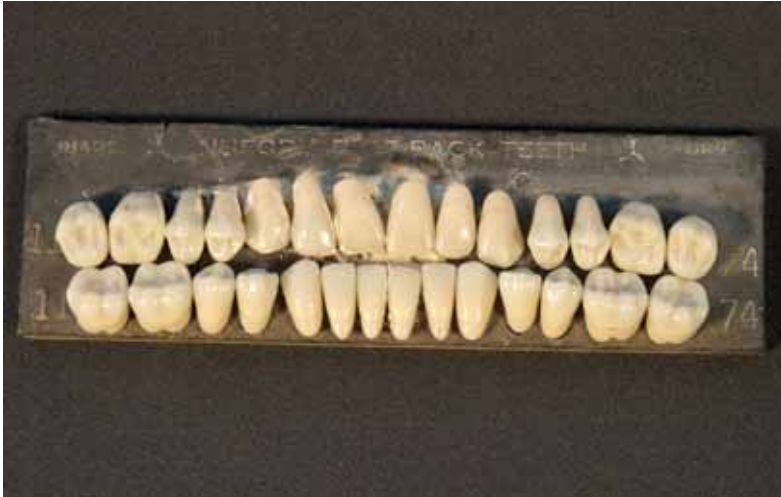


Abb. 6: Gebiss-Garnitur, um 1900, Zahnärztliche Schausammlung, Foto: F. Albrecht/MUT © MUT 2010

„KörperPolitik“ und „FremdKörper“ beleuchteten die heterogenen Wahrnehmungen des menschlichen Körpers im universalen Wissenskosmos einer Universität. Sie sollten auf möglichst verschiedene Weisen Schnittmengen der forschenden Körperbetrachtungen ermöglichen und in den Besuchern weiterführende Assoziationen auslösen.

In der Abteilung „FremdKörper“ wurden bewusst Paare von Objekten gebildet, die semantisch in ent-



Abb. 7: Maske der Dan, vor 1960, Ethnologische Sammlung, Foto: F. Albrecht/MUT © MUT 2010

gegengesetzte Richtungen wiesen: Ein Schädel wies Löcher auf, die ein wuchernder Gehirntumor gebrochen hatte (Abb. 5). Obwohl der Tumor eine Anhäufung körpereigener Zellen, also streng genommen Körperteil ist, wird ihn niemand als solchen wahrnehmen. Vielmehr stellt er für den Menschen stets einen lebensbedrohlichen Fremdkörper dar. Neben dem Schädel lag nun eine Gebissgarnitur (Abb. 6), die natürliche Zähne ersetzen sollte. Wenn die Porzellanprothese ihre Funktion als Zahnersatz gut erfüllt, nehmen Patienten sie nicht mehr als Fremdkörper wahr, sondern inkorporieren sie in ihr eigenes System. Solche Gegensatzpaare ließen sich auch bei künstlerischen Objekten finden: Eine Holzmaske, mit der sich heranwachsende Männer der westafrikanischen Dan bei einem Initiationsritus verfremden (Abb. 7), lag neben der Grafik „Die Pflüger“ von Käthe Kollwitz (Abb. 8). Sie zeigt zwei zu Boden gedrückte Knechte, die den Platz der Tiere vor dem Pflug einnehmen und von ihrem Menschsein vollkommen entfremdet sind. Schließlich vereinte eine Eiserne Lunge (Abb. 9), das letzte Exponat der Ausstellung und mit einer Größe von 2,50 x 1,40 m das größte, solch einen Gegen-

standespaar. Die Ausstellung war bewusst interdisziplinär angeordnet: Die Ausstellungsabteilungen „KörperBild“, „KörperTeil“, „Körper+Geist“, „KörperWandel“, „KörperKult“,



Abb. 8: Käthe Kollwitz: „Die Pflüger“, Radierung mit Aquatinta, 1906, Graphische Sammlung am Kunsthistorischen Institut (Sammlung Rieth) © VG Bild-Kunst, Bonn 2010

satz in sich. Ganz bei Bewusstsein ist der Körper des Patienten vom Hals abwärts luftdicht in das Innere dieses sargartigen Fremdkörpers eingeschlossen. Das technische Prinzip ersetzt elementare physiologische Prozesse, indem mittels Unterdruck Luft in die Lungen des Patienten gesaugt wird. Die Eiserne Lunge zeigt, dass Fremdkörper Leben nicht unbedingt beschädigen oder gar zerstören. Alle fünf Exponate gemeinsam verdeutlichen, wie vielschichtig das

Phänomen Fremdkörper ist: Der Begriff kann phänomenologisch oder funktional verstanden werden, und er kann auf eine aktive Verfremdung und auf eine aufgezwungene Entfremdung weisen. Schließlich kann er auch zeigen, wie Menschen das Fremde einerseits abwehren, um ihr Selbst zu definieren, es andererseits zulassen müssen, um neue Erkenntnisse zu erhalten und neue Fähigkeiten auszubilden. Er umreißt also ein hoch-komplexes diskursives Feld – eben das, was die Grundkonzeption für MUT-Ausstellungen vorsieht.

Strategien des MUT

Koordinatorisch bemüht sich das MUT darum, sich zu einer „Zentralen Kustodie“ auszuweiten, indem es allgemeingültige Standards für die Sammlungen formuliert. Wie bereits erwähnt, zielt dies nicht auf fachliche Kriterien; denn entsprechende Kompetenz, sowohl auf dem Gebiet der Fortführung und Erweiterung der Sammlungen wie auf dem Gebiet des Wissens über die Objekte und des Umgangs mit ihnen, ist in den Fachwissenschaften und nicht in der zentralen Institution vorhanden. Vielmehr zielen die Bemühungen auf eine museal hinreichende Inventarisierung, die zunächst ganz schlicht die Bestände sichert. Was nämlich inventarisiert ist, kann so schnell nicht mehr weggeworfen werden. Im nächsten Schritt macht eine einheitliche digitale Inventarisierung die Informationen dauerhaft und transpersonell abrufbar, und sie erhöht die Aufmerksamkeit in den Wissenschaften, wo sie neue Recherchemöglichkeiten ermöglicht, wie auch unter Laien. Denn moderne Datenbank-Systeme generieren einen Web-Auftritt, der die Außendarstellung der Sammlungen verbessert. Dieser Service für Interessierte und Besucher – ob Fachleute oder Laien – ist eine Werbung für die Bestände der Universität und damit für die gesamte Institution.

Doch auch die äußere Erscheinung der Sammlungen vor Ort bedarf vielfach einer Überarbeitung. Ein dementsprechendes Ziel ist die Renovierung vieler in die Jahre gekommener Schausammlungen samt einem greifbaren Leitsystem auf dem Universitätsgelände unter einem einheitlichen Corporate Design, um Interessenten einen erkenntnisreichen, aber auch angenehmen Besuch zu ermöglichen.

Schließlich müssen Strategien für den Umgang mit „wildem“ Sammlungen entwickelt werden. Der einzig hier gangbare Weg scheint es zu sein, dass das MUT gemeinsam mit abgabewilligen Instituten die infrage kommenden Objekte erfasst, beschreibt, inventarisiert und zentral einlagert. Mentale Voraussetzung für diesen Weg ist die Sensibilität der beteiligten Fachwissenschaften für die



Fig. 9: Eiserne Lunge, um 1950, Universitätsarchiv, Foto: F. Albrecht

Bedeutung der Objekte, während die materielle *conditio sine qua non* die Existenz eines ausreichend großen und konservatorisch hinreichenden Depots ist.

Ein inhaltlicher Schwerpunkt zukünftiger Sammlungsstrategien ergibt sich aus der wissenschaftlichen Praxis, dass immer weniger originale Relikte der Forschung aufbewahrt und statt derer digitale Abbildungen gespeichert werden.³ Neben dem Medienwechsel vollzieht sich

hier auch ein qualitativer Wandel, weil die „epistemischen Dinge“ der Forschung, beispielsweise Präparate oder Modelle, auf Computern nicht mehr systematisch, sondern allein nach individuellen Interessenlagen gesammelt werden. Mit der personellen Fluktuation wandern demnach auch die Relikte, sodass sie keinen Teil einer institutionellen Kultur mehr bilden. Die museale Arbeit steht hier also vor der doppelten Herausforderung, neue Sammlungsmedien und -praktiken bewältigen zu müssen.

Näher liegt dem MUT zunächst jedoch die politische Aufgabe, sich möglichst stark in Forschung und Lehre zu verorten. Denn ob sich ein Institut in das Profil einer Universität einzuordnen vermag oder nicht, entscheidet über seine dauerhafte Existenz. Um die Lehre zu stärken, bietet sich ein fakultätsübergreifendes Praxisseminar an, bei dem die Teilnehmer die Konzeption, Planung und Gestaltung unter Anleitung von Fachleuten übernehmen. Die Studierenden lernen somit nicht nur aktiv das Tätigkeitsfeld des Ausstellungsmachens kennen, sondern sie erwerben dabei auch Schlüsselqualifikationen, die in unterschiedlichsten Berufen anwendbar sind: Team- und Kommunikationsfähigkeit, zielgerichtetes Arbeiten, Medienkompetenz, ökonomische Fähigkeiten und Projektmanagement. Eine solche Veranstaltung wird an der Universität Tübingen erstmals im Wintersemester 2010/11 angeboten.⁴

Weiterhin zentrales Standbein bleibt aber die eigene Ausstellung, die mit neuartigen Perspektiven auf die Wissenschaft selbst neues Wissen produziert und damit ein Produkt eigener Forschung ist.⁵ Solche forschenden Wechsellausstellungen wirken als echte Erkenntnisorte. Doch Ausstellungen sind seit jeher stärker auf ein breiteres Publikum als auf Fachwissenschaftler ausgerichtet und sollten immer schon dem Gewinn und Genuss von Laien dienen. Deshalb müssen die Ausstellungen an einer Universität gleichzeitig Orientierungsorte für die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden sowie Präsentationsorte für die Öffentlichkeit bilden. Nur dann können sie ein gleichermaßen „didaktisches und öffentlichkeitswirksames, identitätsstiftendes wie wissenschaftliches Instrumentarium“ (TE HEESEN 2009) sein. Das MUT als Ganzes wird dabei gemeinsam mit den angegliederten Fachsammlungen

³ Dieses Problem erwähnt etwa TE HEESEN 2008, 488f.

⁴ Das erste zweisemestrige Praxisseminar auf der Grundlage eines im MUT entwickelten didaktischen Konzeptes einer sogenannten „4-Phasen-Ausstellung“ widmet sich ab Oktober 2010 unter dem Titel „Alles Gute kommt von unten“ exemplarisch dem Umgang mit geoökologischen Ressourcen. Weitere Informationen dazu unter: <http://www.unimuseum.uni-tuebingen.de/allesgutekommtvonunten.html> (14.09.2010).

⁵ Das kommende Jahresthema 2011 wird sich – ebenfalls wieder fundierend und begleitet durch ein Symposium, eine Publikation und eine Studium-Generale-Vorlesungsreihe – unter dem Titel: „Der Himmel. Wunschbild und Weltverständnis“ mit der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte der Himmelsbeobachtung und Sterndeutung auseinandersetzen.

zur Institution, die die Dinge der Universität sammelt, konserviert, erforscht und präsentiert und damit das kulturelle Gedächtnis der Universität nach innen und nach außen formt. Diesen Zweck erfüllt am besten eine Dauerausstellung, die gleichermaßen die Gesamtinstitution wie ihre Teile, bekannte und leuchtende Beispiele ihrer Geschichte wie die aktuelle Forschung visualisiert. Sie und ein dichtes Programm innovativer Wechselausstellungen werden – so ist zu hoffen – das Profil des MUT prägen.

Nötig für diese Vorhaben ist neben einer den Mindestanforderungen genügenden finanziellen, personellen und infrastrukturellen Grundausstattung, zu der insbesondere geeignete Depot- und Ausstellungsräume zählen, auch ein zeitlicher Horizont, der nicht nur kurzzeitige Projektstellen, sondern auch langfristige Kontinuitäten und Planungssicherheit zulässt.

Zu bedenken gilt jedoch immer, dass die Bedeutung des MUT stets auf historisch-kulturwissenschaftlichen Motiven beruht, für die bei weitem nicht alle offen sind und die gemeinhin in Zeiten knapper Ressourcen als Luxus betrachtet werden. Es ist also buchstäblich mit Mut dafür zu kämpfen. Die besten Argumente bilden gute Ausstellungen, die ein Bewusstsein für die Leistungsfähigkeit der Institution bei den universitären Entscheidungsträgern schaffen und die Bekanntheit der Universität in der Öffentlichkeit steigern. Die Außenwirksamkeit der Ausstellungen, sprich: der Marketingeffekt für die Institution ist, nebenbei gesagt, für die Universitätsleitung das wichtigste Argument. Jenseits historisch-kulturwissenschaftlicher Interessen spricht für ein Universitätsmuseum in erster Linie die Tatsache, dass es interessierten Laien die Praktiken und Diskurse, Menschen und Strukturen der Universität vermitteln und damit ein positives Image in der Öffentlichkeit stärken kann. Das ist keineswegs abwertend zu verstehen, sondern als Chance, in einer ansonsten primär „nach vorn“ orientierten Zeit historisches Reflektieren zu verankern.

Literatur

- KORFF, G. 2006. Zur Einführung. In: HARMS, V.; KORFF, G.; MICHELS, A. (Hrsg.). *Achtunddreißig Dinge. Schätze aus den Natur- und Kulturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität Tübingen*. Tübingen: Selbstverlag, 9–11.
- SEIDL, E.; AUMANN, P. (Hrsg.) 2009. *KörperWissen. Erkenntnis zwischen Eros und Ekel*. Tübingen: Selbstverlag.
- TE HEESEN, A. 2008. In medias res. Zur Bedeutung von Universitätssammlungen. *N.T.M.* 16: 485–490.
- TE HEESEN, A. 2009. Was unsere Universitätssammlungen lehren. Wer keine identitätslosen Lernfabriken haben will, muss Geschichte und Forschung lebendig werden lassen. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.12.2009.
- WEBER, C. 2007. Universitätssammlungen in Deutschland. Untersuchungen zu Bestand und Geschichte. In: BURCKHARD, D.; HOHLS, R.; PRINZ, C. (Hrsg.). *hist 2006. Geschichte im Netz: Praxis, Chancen, Visionen*, http://edoc.hu-berlin.de/histfor/10_II/PHP/Fachportale_2007-10-II.php#009007 (14.09.2010).

Kontakt

Dr. Philipp Aumann
Museum der Universität Tübingen MUT
Wilhelmstraße 26, 72074 Tübingen
e-mail: philipp.aumann(at)verwaltung.uni-tuebingen.de
<http://www.unimuseum.uni-tuebingen.de>

PD Dr. Ernst Seidl
Museum der Universität Tübingen MUT
e-mail: e.seidl(at)uni-tuebingen.de

ISBN 978-3-86004-252-6